



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

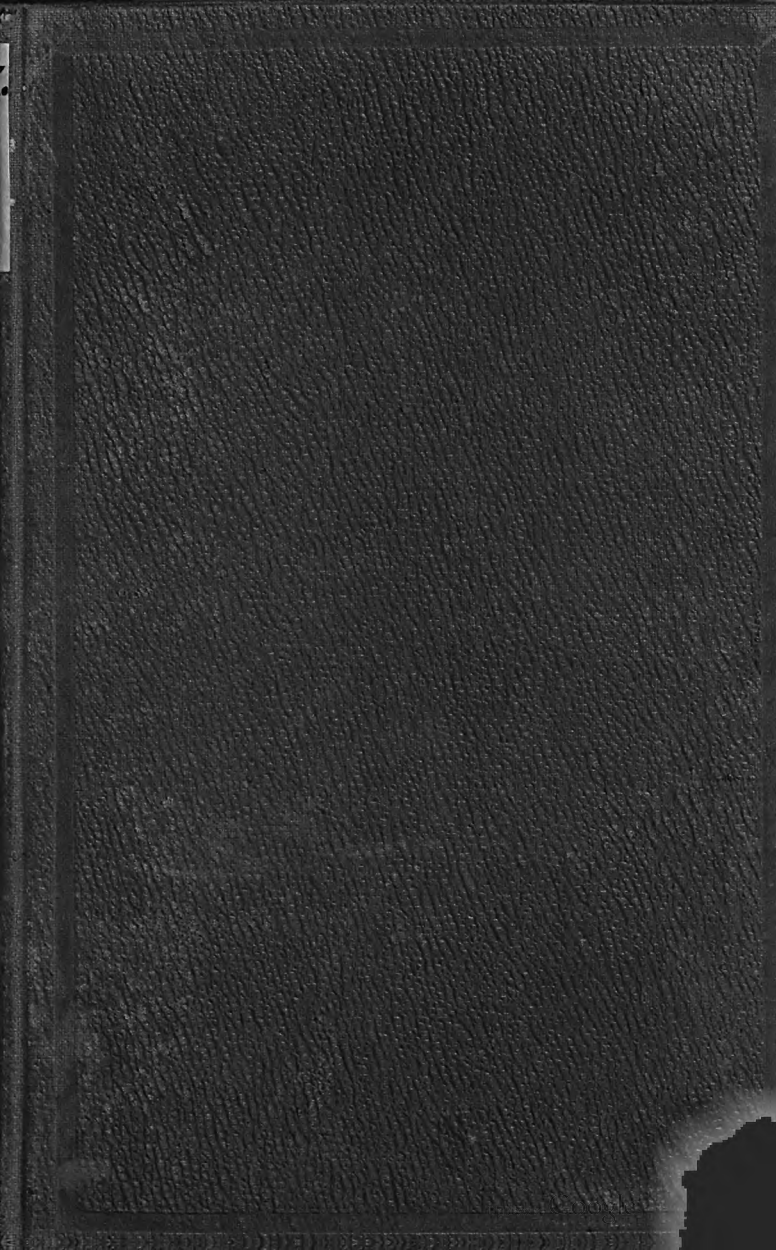
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Lucy Annika

Brasilia

Georg St.

27

PJ XXV 96/7

Zehn Jahre in Brasilien

während der Regierung Dom Pedro's

und

nach dessen Entthronung.

Mit besonderer Hinsicht

auf

das Schicksal der ausländischen Truppen und der
deutschen Colonisten.

Von

Carl Seidler,

vormaligem Offizier in kaiserlich brasilianischen Diensten.

Erster Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1835.



V o r w o r t.

Zu einer Zeit, da sich die altbiblische Mythe von der Sündfluth mit moderner Bedeutung erneuert, so daß Dinte als Wasser, der Dichterkahn oder gar das Wrack eines gestrandeten Lebensschiffes als Arche Noahs, der zugespitzte Gänsekiel als Taubensittig mit Melzweig, und Makulatur als Berg Ararat figurirt; -- zu einer Zeit, da mit den Osterglocken von Leipzig aus eine neue, fürchterliche Völkerverwanderung, worin Bücher und Journale die Rolle der alten Barbaren spielen, über das zitternde Deutschland ausgeht, da das gedruckte Wort mit seinem eisernen Scepter alle Klassen der menschlichen Gesellschaft beherrscht und unterdrückt, mag es wohl für einen Laien ein Wagniß sein, in der Schriftstellerrepublik Sitz und Stimme usurpiren zu wollen; aber hier gilt kein Adel, keine Menschengunst, keine Anciennetät; der Drang des Herzens, die Stimme der Wahrheit, das getreue Abbilden ereignißschwerer Scenen, das ungeschmückte Wiederhallen inhaltreicher Töne, das gewissenvolle Dolmetschen einer fernen, fremden Sprache mit deren Volksgeschichte, durch Vergangenheit und Gegenwart geführt, — dies allein giebt Verdienst genug;

denn Klio, früher die Muse der Historie, jetzt die Parze der Tageschronik, läßt oft, wenn man sie in ihrem tiefen Nachdenken glücklich überrumpelt, den kaum zum Manne gereiften, vielbereisten und vielerfahrenen Jüngling verstoßen in ihr Pergament blickern, während sie den vielbelesenen und vielgelahrten Greis mit ihrem Zaubergriffel von sich fortbannt. Darum schrieb ich dieses Buch, und darum wird es gelesen werden.

Brasilien hat stets mannichfaches Interesse erregt, vorerst als privilegiertes Märchenland der europäischen Tausend und eine Nacht-Fabel, dann als constitutionelles, portugiesisches Kaiserthum und zuletzt, da es seinen Herrscher verjagte, um in der Fabel zu bleiben, als Rabe, der sich mit Pfauenfedern schmückt. Dem Pedro's kurzen Königthum in Portugal, sein jäher Tod, die vielfach über ihn und sein früheres Leben verbreiteten falschen Gerüchte, die übertriebenen Zeitungsnachrichten, woraus man bis jetzt allgemein die alleinige Befriedigung seiner Wißbegierde in dieser Beziehung schöpfen muß, die wahnsinnige, noch nicht gedämpfte Auswanderungswuth meiner deutschen Landsleute, das weltgeschichtliche Interesse des Decenniums und das politische des Tages, — Alles forderte mich dringend dazu auf, ohne Hehl und Verstellung, in einfachen Worten das zu berichten, was ich während meines zehnjährigen Aufenthaltes und Dienstes in Brasilien als Augenzeuge, durch meine dortige Stellung, durch meine ausgedehnte Bekanntschaft mit dem Hofe zu

Rio de Janeiro, durch meine vielen Campagnen und Reisen in das tiefste Innere des Landes und seine unzugänglichsten Urwälder begünstigt, genau beobachtet habe.

Das ist der Ursprung, das ist der Zweck dieses Werkes, das auf höhere Wissenschaftlichkeit keine Ansprüche macht, und dessen Verfasser nur den innigen Wunsch hegt, seinen Leser zugleich zu belehren und zu unterhalten. Wahrheit und Vielseitigkeit sind die Leitsterne, denen ich bei diesem schwierigen Unternehmen freudigen Muthes gefolgt bin; nur was ich selbst erlebt und gesehen, wagte ich, des Federhandwerks unkundig, und durch so lange Abwesenheit von dem heimathlichen Boden meiner Muttersprache kaum mehr mächtig, hier niederzuzeichnen, um nach besten Kräften eine Lücke auszufüllen, die gleich sehr in unserer Geographie, Natur- und Weltgeschichte, ja sogar in unserer Statistik und Kameralistik obwaltet. In diesen Blättern schilderte ich das gesellige Buntleben in Rio de Janeiro mit seinen tausendfältigen Verzweigungen, den Sklavenhandel und das Negerthum, das Colonisten- und Militairwesen, vor, unter und nach Dom Pedro, den jungfräulichen Urwald mit seiner abenteuerlichen Thiersfibel und den bald entnervten oder ungebeugten Indianerstämmen, den Krieg gegen Buenos-Ayres und die verhängnißvollen Campagnen, die inneren Unruhen im Kaiserthume, die Umtriebe in den Kammern, die Revolten der ausländischen Truppen und ihre endliche Auflösung, Dom

Pedro als Kaiser, Privatmann und Exkaiser. Sollte hin und wieder meine Individualität etwas zu stark vortreten, so wäre dies nur ein Fehler, für den auch die neuesten Schriftsteller kräftig das Wort sprechen, und der wohl, unter solchen Umständen, wie die vorliegenden, am leichtesten entschuldigt werden darf. Das deutsche Publicum wird hoffentlich meinen Eifer nicht verkennen und die einzelnen Schwächen dieses Buches mehr meiner Eile, als meiner Nachlässigkeit zuschreiben.

Blankenburg, den 10. März 1835.

Carl Seidler.

Zehn Jahre in Brasilien.

Erster Band.

Erstes Capitel.

Vorwort. — Abreise und Reise. — Der Canal. — Der Ocean und die Inseln des grünen Vorgebirges. — Hafen und Lage von Rio de Janeiro. — Gastele und Forts.

Brasilien hatte die Ketten abgeschüttelt; es hatte gesehen, wie seine jüngere Schwester Nordamerika sich eine ehrenvolle Freiheit errungen, und zugleich bescheiden und gewaltig unter dem Namen Republik, ihrem Gelübde getreu, in dem heiligen Kloster keuscher Unabhängigkeit, überglücklich fortlebte; auch Brasilien wollte frei sein. Aber dies gewaltige Columbus-Land war zu reich und eitel, zu üppig und zu katholisch, als daß es sich nicht in einem neuen Kaiser einen neuen Buhlen ausgesucht hätte. Liebe blendet, und Eitelkeit macht blind. Dom Pedro primo, der geschmeidige Portugiese, wird constitutioneller Kaiser von Brasilien. Das Kaiserreich der neuen Welt tritt in die Bundesreihe der europäischen Staaten, — ein lebendig gewordenes Mammuththier, dessen Stimme nicht nach Quadratmeilen gemessen zu werden braucht. Dom Pedro heirathet die Habsburgerin, Leopoldine von Oestreich; zwei heterogene Welten feiern ihr Vermählungsfest — Phantasie und alltägliche Wirklichkeit, Eldorado und Deutschland.

Eine Constitution wird gegeben und beschworen; ein berauschendes Blumenbouquet, das heute übermä-

sig blüht und morgen verwelkt; der wilde Despotismus wird zu Grabe geläutet, die Anarchie wird beendet, und ein Despot, ein Monarch steht wieder auf. Die Finanzen werden geordnet, eine gerechte Disciplin wird eingeführt; man will mit lobenswerther Gewalt europäische Cultur einimpfen. Die Vaccinationsatteste gehen mit Werberpatenten über ganz Europa; Tausende strömen zusammen aus Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Italien, Dänemark und Schweden; Hunderttausende wollten ihr Glück erringen, und starben elendiglich auf den öden Steppen hin, oder kehrten barfuß und nackt, als heimathlose Pilger, nach dem fernen Vaterlande zurück. Da fühlt wohl Mancher sich berufen, eine Odyssee zu schreiben; denn die Geschichte wird zum schönsten Gedicht.

Unsere Zeit ist ernst. Der Knabe ist zum Mann geworden, und der Mann lacht ob der Irrfahrten seiner Jugend — und doch gäbe er diese theuer erkauften Erfahrungen um keinen Preis wieder hin. Das Auswanderungssystem ist noch in der Mode; es handle Jeder nach seinen Grundsätzen. Ich schreibe nur Memoiren und nicht die Geschichte unserer Zeit.

Europa, die tugendsame Jungfrau, hatte sich im ersten Decennium des neuen Jahrhunderts wiederum von einem Jupiter, dem kleinen Heiligen zu St. Helena, entführen lassen; schamhaft war sie zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, — sie schlummerte ruhig und sanft, ohne Bewußtsein, fast ohne Träume; Europa war ein nüchternes Land. Als Kind erwachte ich zu dem Bewußtsein; mit der französischen Kaiserzeit hatten die Bilder in der Fibel eine neue Bedeutung bekommen, einen Sinn, der zu bunt und räthselhaft ist, als daß er sich nicht der Einbildungskraft des Knaben tief einprägen sollte.

Es trieb mich fort, hinaus in die neue Welt, die Columbus erfand, indem er das Ei auf die Spitze stellte. Mich lockten nicht die Bergwerke mit Silberadern, noch die Flüsse mit goldenem Sande, noch die märchenhaften Diamantgruben; — das finden wir jetzt Alles in den Pfennig-Encyclopädien und Hellermagazinen, aber es stand nicht in meiner Fibel. Palmbäume sah ich da, jungfräuliche Urwälder von Platanen, Farbholz und Mahagony, woraus ich nach Belieben das kleine Hausgeräth meines Phantasielebens zimmern und färben konnte, — Lauben und Hütten, worin es gut war zu wohnen, denn Papagei und Affe, Nachtigal und Kolibri saßen schwäzchend und singend hinter den Blättern, — Berge und Felsen, denen der Brocken zur Fußbank und die Jungfrau zum Armpolster dienen konnte, — weiße Neger und schwarze Europäer, schöne Damen, die spanische Grandezza mit italienischer Liebesglut vereinigten, — einen Kaiser endlich, der wie ein possierliches Kefflein auf den Rücken des todtten Löwen gesprungen war, sich als Löwe zu geben.

Sollte das den Jüngling nicht reizen? Solche Raritäten zu sehen, wäre ich mit Rozebue und Consorten zehn Mal um die Welt gefahren, wenn man nur am Nordkap nicht scheiterte.

Brasilien ist, so lange der Scherz noch dauert, ein Kaiserreich; es ist das reichste Reich der Souverainetät, des Katholicismus und des Uberglaubens, der sich in Mirakeln bewährt; Brasilien ist in der Bibel der neuern Weltgeschichte der reiche Mann, der elendiglich als Lazarus stirbt, — laceratus, zerlumpt und zerfleischt. Brasilien ist das Land der Natur, das, wie jedes Füllhorn des Glückes, einen übermüthigen Despotismus hervorruft, aber ihn nie lange erduldet; es ist der Paradiesgarten nach Adams Falle

und der Episode mit den Feigenblättern; — Dom Pedro primeiro wurde ob seiner Sünden aus dem geschändeten Eden verjagt, und ein Kindlein spielt als Cherub mit dem aufgedrungenen Flammenschwert.

Die Zukunft ist das Saissbild, das man nicht ungestraft enthüllen darf; Gegenwart und Vergangenheit bilden die Pyramiden-Schenkel des Dreiecks, worin Jehova's Name mit Flammenziffern geschrieben steht. Was ich in zehn Jahren erlebt und erblickt, steht hier niedergezeichnet, und es mag eine Bildertafel sein, die mit ihrer eigenen Bedeutung der Fibel, der Weltkunde und der Menschengeschichte angehängt werden kann, denn die brasilianische Uniform habe ich ausklopfen und bei Seite legen lassen, um als Schulmeister und Reformator dem ältern Geschlechte die Wunder der jüngsten Vergangenheit zu deuten.

Ich wollte die Welt sehen in ihrer abenteuerlichen Entwicklungsperiode, und hielt Brasilien für den Brennspiegel des großen Guckkastens, für die erste, halb unbekannte, tief ausgeschnittene Pfeife am Drangelwerk der Gegenwart; ich wollte eine Rolle mit spielen, und wäre es auch nur als Zuschauer oder Statist. Ein Auge hat Jeder, der nicht blind ist, und wer schreiben lernte, kann eine Feder führen, um das, was er mit eigenen Sinnen auffaßte, getreu und gewissenvoll wiederzugeben; — eine Gottesbeichte ist es, natürlich eine lutherische, wo sich das Wort zwar nicht ganz verkörpert, aber auch nicht in Luft zerfließt. Wer die Memoiren seiner Zeit schreiben will, muß ohne Zittern und Zagen zur Beichte gehen und nach seiner Ueberzeugung Alles berichten, wodurch er die Aufklärung seines Zeitalters zu befördern glaubt.

Hiermit habe ich, wie ein zweiter Rousseau, ohne Anforderung und Affectation, mein Selbstgeständniß abgelegt, und Jeder meiner Leser weiß, daß ich einen dummen Streich machte, indem ich am 6. October 1825 mein schläfriges Vaterland und meine noch schläfrigere Carriere verließ, um in meinen Jugends träumen als ein moderner *chevalier sans peur et sans reproche* mein Glück in der neuen Welt zu versuchen.

Spät Abends langte ich in Hamburg an, und Hamburg will im Kerzenschein besehen sein. Hamburg ist eine freie Stadt, wo jeder Thor Thorgeld bezahlen muß und die deshalb drei Thürme im Wap- pen führt; Hamburg ist der Hafen und die Börse von Deutschland, sowie die Elbe Deutschlands ~~Blut~~ ist. Von Hamburg aus gelangt man ins Meer, und der Canal führt in den Ocean, und das Land der Träume liegt weit hinter dem ewigen Wogenspiel.

Schiffe lagen genug vor Hamburg geankert; zum ersten Mal sah ich das Meer und ein Schiff. Ich miethete mir einen Nachen und fuhr hinaus in die Segelstadt. Mir war es, als gehörten mir die Schiffe alle, als sei ich der Doge zur Stunde der Weihe auf dem Golf von Venedig; — hatte ich doch die Wahl, wo ich mir für mein Geld ein Plätzchen in der Cajüte, auf den Flügeln des Schwans erkau- fen wollte. Drei Schiffe wollten nach Rio de Ja- neiro abgehen; mir gefiel die Caroline, Capitain von Wettern, ein schöner Dreimaster, der tief in See stach und hoch in die Wolken ragte. Wir wurden um 26 Louisd'or einig.

Geheimnißvoll und träge, mit breitem Bord und buntem Wimpel, lag da noch, gleich einem verlocken- den Meerweibe, das die irrenden Ritter zu bethören sucht, ein schwerbeladenes Transportschiff, worauf auch

mir freie Passage versprochen wurde. Aber ich kannte den Major von Schäffer, den modernen Robinson, der das Blut seiner Landsleute verkaufte, um einen Goldklumpen und eine Zuckerplantage zu finden, und der die Robinsonadenwuth der deutschen Jugend so trefflich zu seinem egoistischen Zwecke zu gebrauchen wußte. Schäffer war es, der so viele unschuldige Schafe geschoren hat, sich selbst einen warmen Pelz zu bereiten; Schäffer, der politische Don Quixote, der im Kampfe gegen die Windmühle unreifer Freiheitsideen, mit Schanden erlag, und sich, nachdem er Jahre lang eine öde Insel im stillen Weltmeere bewohnt, nachdem er sich als Renegat der Treue und des Glaubens zu einem türkischen Pascha aufzuwerfen und, nachdem er die Potentaten der pyrenäischen Halbinsel und des russischen Festlandes vergeblich zu seinen abenteuerlichen Colonisationsplänen zu verlocken gesucht, endlich dem Dom Pedro, als seinem passenden Herrn, mit Haut und Haar verkaufte; Schäffer, der gewissenlose Werber, dem weder Wort noch Schrift heilig war; Schäffer, der moderne Seelenverkäufer, der den aufgehobenen Negerhandel in umgekehrtem Verhältniß in Deutschland nicht ohne Glück einzuführen sich bestrebte. In der Folge wird man ersehen, daß in dieser Schilderung kein übertriebenes Wort ist, und daß ich damals schon, als kaum zum Manne gereifter Jüngling, den Major von Schäffer richtig beurtheilte. Es spricht hier kein blindes Vorurtheil und kein persönlicher Haß, denn nie stand ich zu jenem Manne in irgend einem untergeordneten Verhältnisse; meine Anstellung als Officier in kaiserlich brasilianischen Diensten, als Glied einer deutschen Legion in der neuen Welt, erfolgte ohne sein Zuthun wie ohne seine Empfehlung, auf Spezialbefehl Dom Pedro's. Diese Erfahrungen fallen in eine weit spätere Periode und

sollen in einem eigenen Capitel über Auswanderungssucht und Colonistenwesen, besonders in Bezug auf die Colonie St. Leopold, späterhin entwickelt werden.

Am 16. November lichteten wir die Anker, und auch mein Herz wurde leichter, denn noch war mein Gemüth nicht seekrank, noch meine Hoffnung gescheitert. Wie ein Pfeil schoß die muntere Caroline mit der hochgewölbten Brust und den breiten Lenden durch die schwellende Fluth, ein banges Mädchen, das der ungestüme Liebhaber verfolgt; bald hatten wir den beiden andern Schiffen den Vorsprung abgewonnen. Der günstige Wind war indeß zum Orkan geworden; ich meinte es wenigstens so, doch Capitain und Matrosen versicherten, es sei nur ein Sturm. Ein Sturm hat auf dem Meere und zur Nachtzeit immer etwas Imposantes an sich; man denkt unwillkürlich an den Bibelspruch:

„Der Geist lag auf den Gewässern.“

Es ist ein eigener Anblick, wenn die bläulichen Wellen der Elbe, von einem heftigen Winde angetrieben, ihr Vermählungsfest mit der Nordsee feiern. Stolz erheben sie sich mit stiller Würde in ihrem Brautkleid von Schaum, das halb vor Schaam gebückte Haupt mit den großen weinenden Augen von einem Schilschleier umzogen, um dann liebebeglühend in der Umarmung des stärkern Buhlen auf das große, hoch- und weitgepolsterte Lager des unendlichen Meeres hinzusinken. Immer höher ging die Brandung, die Möven kamen hergeflattert mit ihren Unglücksprophezeiungen; sogar unser Lootse, den wir in Kuxhafen zurücklassen sollten, fürchtete in diesem Wogendrang nicht ans Land gebracht werden zu können. Bewundernswürdig ist wirklich die Kühnheit, mit welcher diese Leute in ihren kleinen, niedrigen Bötten mit zwei

Rudern und einem Stückchen Segeltuch den zornigen Elementen Troß zu bieten wagen; aber eben so viel Bewunderung verdient die Fertigkeit, durch welche sie im wildesten Sturm, gleich Schwänen auf- und niedertauchend, die wahren Freiherren vom Meere werden.

Das Lootsenschiß erschien sogleich; ein Kahn wurde ausgeßet, der mittelst eines derben Taues an das Schiß befestigt war, und die Anstrengung zweier Männer brachte ihn in weniger denn zwei Stunden an den Bord unsers Dreimasters. Der Lootse sprang hinein, und in wenigen Minuten hatten die muthigen Piloten den sichern Hafen erreicht; wir aber trieben vor vollen Segeln, so viel wie möglich nach den Compaßstrichen, vorwärts, auf das Land der Hoffnungen und Träume, auf Brasilien zu.

Der Sturm zürnte immer heftiger, doch war er nicht launisch und das Wetter hielt Farbe; doch war es die melancholische Farbe des Winters und der Schneewolken, wenn sie zum ersten Male im Jahre mit Frost und Eis wiederkommen wollen; Ossians Welt wurde wach und seltsame Nebelgestalten stürzten vorüber auf dampfenden Rossen; die Phantasie ist ein Vogel, der schneller fliegt, als das leichteste Schiß. Die Insel Helgoland, die Sancta Helena der Nordsee, tauchte hervor mit ihren öden Felsenwänden, und die immer höher geschleuderten Fluthen sangen disharmonisch die Balladen gestrandeter Schiffe, erzählten die Märchen von dänischer und englischer Herrschaft. Ich hatte viel von Seebädern gehört und mich darauf gefreut, ihre wunderbare Heilkraft zu erproben; aber ein Dreimaster im Sturm ist für einen Wasserrekruten, wie ich es war, kein passendes Badeschiß.

Die Pfeifen der Naturorgel schwiegen endlich,

als wären sie erschöpft; acht Tage lang zeigte sich die Sonne nur wie in einem schlechten Guckkasten, matt und ohne Strahlen; der Drkan hatte wieder Kräfte gewonnen und leierte wiederum die alte Lieblingsmelodie ab, daß uns Allen Hören und Sehen verging. Es war ein lustiger Tanz, das Salzwasser benehte den Mastkorb und die Matrosen hingen am Tauwerk, um nicht fortgespült zu werden. Dazu kam noch die Seekrankheit, das alte, unerflehliche Monstrum der Gewässer, der nautische Alp, der weder Erbarmen noch Selbstbewußtsein kennt. Es war ein langer, schrecklicher Traum, aus dem wir allmählich erwachten, ein langsames Hinsterben, das die Symbole der Auferstehung in vomitivischen Aufwallungen mit sich führte. In diesen nicht endlosen Tagen träumte Alles auf dem Schiffe, das still und todt, gleich dem »gespenstischen Holländer« der südlichen Zonen, ohne äußeres Zeichen des Lebens die Wellen durchschnitt.

Wir waren vier Passagiere in der Kajüte; zwei Kaufleute, der Lieutenant Dttmer und meine Person; alle jung und reicher mit Hoffnung als mit irdischen Gütern begabt; vier irrende Ritter der modernen Tafelrunde aus der deutschen Restaurationszeit; wir speculirten alle theils in Farbeholz, Diamantenstaub und Leder, theils auf Ruhm, Kriegsglück und lustige Abenteuer. Ach, wenn man seekrank ist, vergißt man alle Träume, man gibt Alles auf, was man Schönes und Herrliches in sich hat; die Seele scheint stets entweichen zu wollen; sie verkörpert sich und empfindet physische Leiden; der Speculationsgeist aber war entflohen.

Am neunten Tage erhob sich endlich der Wolkenvorhang, die Sonne zeigte sich wieder, und anstatt in der Straße von Calais zu sein, befanden wir uns in geringer Entfernung von der norwegischen

Küste, deren Felsenpyramiden wir deutlich erkannten. Eine plötzliche Windstille war eingetreten, die fast eben so lange anhielt, als der vorangegangene Sturm; die Kälte nahm fürchterlich zu, und wir hatten keinen Ofen in der Cajüte. Unter solchen Umständen wird in der That das Schiff zu einem Gefängnisse; das Weltmeer ist die Bastille, in der uns ein kleiner, enger Kerker angewiesen wurde; unsere Leidensgefährten müssen unsere Brüder werden, denn sie theilen mit uns dieselben Hoffnungen, dieselben Besorgnisse, dieselbe Langeweile, dieselben Stunden der Verzweiflung und der Gefahr; man kann nicht heraus aus den Kerkerwänden; die Phantasmagorie wechselt nur mit den aschgrauen Farben einer düstern, schläfrigen Gegenwart; man kennt noch nicht den Urtheilspruch der Elemente, noch immer weiß man nicht, ob man leben und wie man sterben soll.

Der Capitain, ein wackerer Seemann mit der Figur eines Fallstatts, hatte uns schon auf der Elbe versprochen, wir sollten binnen einer Woche unter Platanenbäumen und beim Gezwitscher der Canarienvögel auf der Insel Madeira den achten Old Dry, der schon früher einmal London gesehen hatte, zur Genüge erproben. Doch waren wir schon sechzehn Tage unterwegs und so weit vom Canal, wie wir es je gewesen. So brachten wir den ganzen Monat December und den Anfang des Januars bei der fürchterlichsten Kälte mitten auf der Nordsee zu, und ich werde nie den kleinen Christbaum vergessen, den wir dort mit bunten Kerzen und Flittergold aufpflanzten, noch den Sylvesterabend, den wir erst mit Grog und munteren Gesängen, dann in stiller, aufrichtiger Andacht feierten. Erst am 12. Januar 1826 gelang es uns, die Straße von Calais zu passiren; wir erkannten deutlich die Leuchtthürme, die an beiden Küsten Schild-

wache stehen; binnen 36 Stunden waren wir wieder in offenem Meer und hatten Europa vielleicht für immer Lebewohl gesagt.

Der Tag bildet eine Scheidelinie in dem Leben eines jeden Menschen, an dem er die Erde mit ihren letzten Hügeln weit hinter sich mit dem Horizont verschmelzen sieht und er selbst ein Pilger des endlosen Oceans wird. Die Schöpfung hat ein Element verloren, und das schönste von allen, die grüne, sonnige Erde, wo unsere Wiege stand, in deren Schooße der heilige Staub unserer Väter ruht. Oben vom Mastkorbe verkündet es der Matrose: die Erde ist untergegangen; der atlantische Ocean ist unsere liebevolle Mutter! Leise, in Sonnenschein gebadet, gleitet das Schiff dahin in eine Welt von Wolken und Wasser, dem fernen, unsichtbaren Ziel entgegen; — ein Sinnbild des menschlichen Lebens. Noch sind bei mir die Gefühle lebendig, die in jener Stunde mein Herz überwältigten, und doch sehnte ich mich schon am andern Tage nach Land, nach Berg und Wald; denn der Anblick des Weltmeeres setzt der Phantasie eine feste, unübersteigliche Schranke, und die Phantasie, der Prometheusfunke im Menschen, ist das einzige Irdische, das keine Fesseln duldet. Der Prospect des Oceans ist herrlich und erhaben, wie ein lutherisches Andachtsbuch mit guten Gesängen, mit Morgen- und Abendsegen. Wer möchte aber immer darin lesen? Das Meer hat immer etwas Melancholisches; es ist in Windstille eine Leiche, mit Sturm ein gähnendes Grab.

Die Seekrankheit war von uns gewichen, hatte aber ein Nachübel hinterlassen, das Heimweh, — den Fieberparoxysmus der Rückerinnerung. Endlich erschienen uns die Inseln des grünen Vorgebirges (Ilhas do Cabo verde), von welchen wir St.

Antonio besonders in der Nähe sahen, als wahre Rettungssterne. Hatten wir doch jetzt, nach so langen Tagen und vielen Nächten, zum ersten Mal wieder das Land begrüßt, das mit unterirdischen Gebirgsketten und antediluvianischen Verzweigungen noch immer das feste Gerippe unserer gemeinsamen Erdenwelt bildet. Diese Inseln sind größtentheils nackte, abenteuerlich gestaltete Felsen, die eben so unrichtig wie Grönland ihren frühlingsgrünen Namen von dem alten *lucus a non lucendo* herleiten; nur an wenigen Orten sind die Klippen mit üppigem Rasen bekleidet, das Mineralreich herrscht zu sehr vor; die Vegetation ist selten, aber glänzend; ach, die kleinste Blume scheint dem müden Seefahrer ein unbegreifliches Wunder Gottes, und es ist dem wirklich so.

Wieder in See, wieder ohne Land, mit günstigem Winde, mit Langeweile und Zeitvertreib bis zur Linie, zum jungfräulichen Gürtel der beiden Halbkugeln. Unsere Fahrt wurde immer angenehmer. Der Himmel war heiter und das Meer, mit dem wir jetzt besser bekannt und befreundet waren, erschloß vor unsern Augen das geheimnißvolle Leben, das seine Tiefe birgt. Seit den letztern Tagen war es meine größte Freude gewesen, mich im Ocean zu baden und als kühner Taucher im Element der Fische und der Korallen kleine Entdeckungstreisen zu machen. Eines Morgens schickte ich mich eben an, dasselbe zu thun, als ein Matrose mit dem Ruf: »Die Angel, die Angel!« an mir vorüber eilte. Auf meine Frage, was er mit der Angel wolle, erwiderte er: »Ei, sehen Sie da nicht die Bestie mit dem silberglatten Rücken? Zwei Mal hat sie schon heraufgeglost; aber wir wollen ihr ein Frühstück eintränken.« Schnell lehnte ich mich über die Brustwehr und gewährte zu meinem nicht geringen Schrecken einen wenigstens sech-

zehn Fuß langen Haifisch, der, von seinem Lootsen *) begleitet, mit den hohen, glänzenden Rücken- und Schwanzflossen, wie eine schnell geruderte, halb verhüllte Gondel durch die Gewässer schoß. Bald schwebte ein zwei Pfund schweres Stück Speck, an Angel und Tau befestigt, vor dem gähnenden Rachen des Ungethüms, das noch immer vergebens danach schnappte, denn ein günstiger Wind lag schwer auf den Segeln unseres Schiffes. Die getreuen Lootsen zeigten ihm indeß immerfort den richtigen Weg; stundenlang ging es so fort, da warf sich die Wassermasse plötzlich, wie eine wollustathmende Kleopatra, mit einem gewaltigen Sprunge auf den Rücken; die weiße Brust erhob sich aus dem sprudelnden Schaume; die Zähne schlossen sich knarrend auf und die Lockspeise war verschlungen.

Sieben Personen zogen mühsam den gefangenen Wütherich an Bord; unser Dreimaster erzitterte krampfhaft unter den Schlägen seines Schwanzes, die nicht

*) Die meisten meiner Leser werden diese Lootsen vermuthlich schon aus Naturgeschichten oder Reisebeschreibungen kennen; doch scheint es mir nicht unwichtig, hier noch einige Worte über diese merkwürdige Thier zu sprechen. Ich habe diese Fische nie größer als ein bis anderthalb Fuß lang gesehen; ihre Farbe ist gewöhnlich braun, und der Rücken ist von breiten, schwarzen Streifen überzogen. Sie bewähren mit einem besondern Instincte im Wasser den Grundsatz des Despotismus, denn der Hai, der Tyrann der Meere, der nie gesättigte Corsar der süblichen Zonen, bedient sich ihrer bei seinen Räuberzügen als treuer Sklaven und Führer. Der gefräßige Hai ist ein Hauptrad in der großen Vertilgungs- und Reproductionsmaschine der Natur; er verschlingt Alles, was er erhaschen kann, nur nicht die kleinen, unermüdblichen Piloten, die ungestört mit seinem ehrwürdigen Barte spielen. Zwar sind diese Thierchen im Schwimmen äußerst schnell und gewandt, doch würden sie wohl zu Tausenden die Opfer ihres Beherrschers werden, wenn dieser nicht von Hause aus ein grenzenloser Egoist wäre. Die Natur ist in allen Elementen dieselbe.

eher nachließen, bis er mit Beilen in Stücke zerhauen, und sein Herz aus dem Leibe gerissen war. Es war die erste anatomische Untersuchung, der ich bewohnte; wie männiglich bekannt, bewährt nicht nur das Schwein, sondern auch der Hai die analytische Zergliederung der Menschennatur; diese Wahrheit ist nicht sehr schmeichelhaft, aber sie liegt vor Augen da. Das Thier lebte immer noch, obgleich man seinen Kopf zerschmetterte und ihm den Bauch aufgeschnitten hatte; sein Herz schlug noch funfzehn Minuten, nachdem es auf dem Brette unter dem Scalpirmesser lag. Die Wunder des Galvanismus gewinnen an Wahrscheinlichkeit. Wann wird endlich der geschürzte Knoten gelöst? Ist doch die Naturgeschichte in ihren geheimen Fächern noch dunkler und unbestimmter als die Historie der Welt.

Der Held dieser kleinen Episode »aus dem Märchen der Gewässer« hatte außer den Lootsen noch vier Saugfische als wohlgeliebte Kammerdiener in seinem Gefolge, die an den weichen Theilen seines Körpers festhingen, und auch dann nicht von ihm abließen, als er schon gefangen und zum Tode verurtheilt war. Bei diesen konisch geformten, komisch gebildeten Fischen herrscht die schwarze Farbe vor; sie sind von der Größe eines Haring's, und haben an der untern, spiegelglatten Seite des Kopfes verschiedene, polypenartige Oeffnungen, die sich überall anklammern. Das Meer hat, als gute Hausfrau, immer den vollen Haushalt bei sich; es gibt darin viel Weiches und Eßiges; die Reibe fehlt nie. Und die Reibe reibt sich und wird gerieben; das ist die einzig wahre Harmonie des Daseins; thierischer Rikel ist das Bindungsmittel zwischen dem Hai und den Saugfischen.

Merkwürdig ist es, daß der Hai, den man mit vollem Rechte die Hyäne des Wassers genannt hat,

sich nie ohne dies zahlreiche Gefolge sehen läßt. Einige Tage später fingen wir zwei andere Fische derselben Gattung, und so fort bis zur Linie; im Ganzen sechs Stück. Wir aßen den einen, der noch sehr jung war; doch fanden wir das Fleisch trocken und schlecht. Dem Hai geht's umgekehrt, er findet das Menschenfleisch zart und süß. *De gustibus non est disputandum.* Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß mir von der Stunde an die Lust zum Baden gänzlich verging.

Am 8. Februar nahm der Capitain die Höhe auf und erklärte, wir hätten die Linie erreicht. In abenteuerlicher Vermummung stürzten sogleich die Matrosen unter Anführung des Bootsmanns in die Kajüte, uns vier Passagieren, von denen noch Keiner je die Linie gesehen, ihren Glückwunsch darzubringen. Das ertrogte Trinkgeld fiel nach Wunsch aus; wir erkaufte uns mit einigen spanischen Piastern Absolution von der großen Wassertaufe, die oben auf dem Berdecke in wildem Scherz von den verkleideten Anabaptisten erteilt wurde. Diese Festlichkeit ist zu bekannt, um hier wieder beschrieben zu werden; es ist dies die Feier des Meeres auf dem Meere, das Osterfest einer Hoffnung, die schon zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Aus Neugierde wohnten wir der Scene bei. Eimerweise floß das Wasser in Cascaden und Fontainen; wir fühlten uns von einem unaufhörlichen Plagregen durchneßt, und waren bald in diesem Schauspiel keine bloßen Zuschauer mehr; wir griffen nach den Wassereimern und vergalten nach besten Kräften Gleiches mit Gleichem;

„Manch Wigwort fiel mit herzlichem Gelächter,
D wußten es die kommenden Geschlechter!“

Der Scherz dauerte bis 3 Uhr Nachmittags fort, um welche Stunde die Glocke zum Mittagstische rief.

Es wurde nichts gespart, was noch Schönes und Delikates an Bord war; es erschloß sich uns ein gelobtes Traumland aus dem goldenen Zeitalter, wo die Bäche voll waren von Honig und Wein, wo dem Weinenden nur Thränen der Glückseligkeit und des Andenkens zu Gebote standen, und wo sich der so lange bezweifelte Grundsatz von dem ewigen Kreislauf der Erde in facta bewährte.

Einen solchen Tag erinnert man sich lange, nachdem der dadurch verursachte Kopfschmerz verflogen ist; denn er unterbricht das Einförmige einer Seereise, er steht im Kalender unseres Erdenwallens roth angestrichen. Man hat die Linie erreicht und glaubt schon am Ziele zu sein; ist doch nach endloser Ungewißheit endlich eine feste Linie gezogen, die dem Ocean als riesiger Meilenzeiger dient; weiß man doch jetzt genau den Ort, wo man auf der Erdkugel weilt, von wo aus man in mathematischen Graden die Lage der fern verlassenen Heimath und des nahen, unbekannten, durch so viele Opfer erkauften Festlandes jugendlicher Phantasien bestimmen kann.

Der Seemann aber fürchtet die Linie eben so sehr, als er sie liebt; denn eine anhaltende Windstille pflegt dort einzutreten. Auch wir lagen hier vier Tage fest; es rührte sich kein Lüftchen, und das Weltmeer hatte keine Wellen. Die einzige Episode dieses idyllischen Zeitraumes bildete der Tod einer Kuh, die dem österreichischen Generalconsul Scheiner zum Geschenk bestimmt war. Sie hatte sich an einem Häringe erwürgt, den ihr der Bootsmann als Universalmittel gegen plötzlich eingetretene Unterleibsbeschwerden ein gab. Wir empfanden diesen Verlust schmerzlich, denn wir mußten in Zukunft unsern Kaffee ohne Milch trinken.

Welch furchtbar schneller Uebergang von der au-

bersten Kälte zur drückendsten Hitze! Im Monat Januar in der Nordsee, nicht weit von dem alten Thule, im Februar unter der Linie. Am fünften Tage füllte indeß ein leiser Wind die Segel, und somit befanden wir uns auf der andern Hälfte der Erde. Der Wind blieb von jetzt an fortwährend günstig, und wurde immer stärker, je mehr wir uns von der Linie entfernten.

Den 24. Februar, Morgens, brachte uns der Capitain die Kunde, wir würden, wenn seine Berechnungen nicht trügten, noch heute Land erblicken. Bange Erwartung ergriff uns, und als um zwei Uhr Nachmittags der Freudenruf: »Land!« oben vom Mastkorbe erscholl, da gab es auf dem Schiffe viele fröhliche Herzen. Starr und freudeglänzend weilten Aller Augen am fernen, durchsichtigen Horizonte, mit ängstlicher Ungeduld des Augenblicks harrend, daß der Vorhang aufgehen und das Drama der Ueberraschung anfangen sollte. So verging eine halbe Stunde, die wir nach Minuten abzählten; da tauchten plötzlich, hell und deutlich, die hohen Gebirgsreihen der Neuen Welt vor unseren Blicken auf. Unsere Freude war grenzenlos; zwar wußten wir, daß wir heute noch nicht in den sichern Hafen unserer Bestimmung einlaufen sollten, doch hatten wir das Ziel schon im Gesichte, — doch wußten wir, daß die Schöpfung auch für uns noch ein festes Grundelement besaß, — doch durften wir auf jenen riesigen Felsenmassen die Lustschlösser unserer schönsten Hoffnungen erbauen.

Zu gleicher Zeit gewahrten wir mehrere Schiffe, die gleich uns mit vollen Segeln auf den Hafen von Rio de Janeiro lossteuerten, von denen aber kein einziges vor Einbruch der Nacht einzulaufen hoffen durfte. Wir mußten Alle in stiller Entsagung hin- und herkreuzend die kommende Morgenröthe abwarten. Es

war eine schöne, glanzvolle Nacht, wie man sie auf dem Lande nicht kennt; kein Schlaf kam über uns; wir saßen auf dem Verdeck und träumten wachend, und deuteten uns in stillen Gesprächen gegenseitig die Träume der Zukunft. Auch die Morgenröthe blieb nicht aus; aber sie brachte uns nicht die Erfüllung unserer heißesten Wünsche. Der Wind hatte sich gedreht, und wir sahen uns genöthigt, den ganzen Tag, nebst der darauf folgenden Nacht vor dem Hafen zu laviren.

Ein sonderbares Abenteuer, das uns hier traf, leitete endlich unsere Gedanken und Besorgnisse auf einen neuen, nicht sehr erfreulichen Gegenstand. Ein dreimastiges Kriegsschiff, das uns schon seit einigen Stunden mit der größten Anstrengung und sichtbarem Glücke näher zu kommen versucht hatte, gab zuletzt durch drei Kanonenschüsse Befehl, die Flagge aufzuziehen. Unser Capitain wollte nichts davon wissen, ertheilte auf eine so vorlaute Frage gar keine Antwort und segelte ruhig weiter; doch bemerkte ich wohl, wie die *Caroline* durch eine schnelle Wendung mehr unter den Wind kam und pfeilschnell wieder ins offene Meer steuerte. Die feindliche Fregatte folgte und zog die schwarze und weiße Flagge von Buenos Ayres auf. Man denke sich unsern Schrecken! Jenes Land lag damals im Kriege mit Brasilien, und die Caperei, der Rostfleck am Ritterschilde einer modernen Cultur, mit der wir sonst so gern prahlen, war auf jenen Gewässern sehr in Mode gekommen. Gab es denn für uns auch nur die kleinste Hoffnung, im verzweifeltsten Kampfe mit einem wohlbemannten und gut mit Kanonen versehenen Freibeuterschiffe ehrenvoll bestehen zu können? Sollte denn das langweilige Idyll unserer Fahrt auf dem stillen Meere mit einer so blutigen Katastrophe endigen? Ich glaube, die meisten von

uns fühlten sich nicht zu einem solchen Heldentode berufen.

Alsobald präsentirte sich die Caroline als Hamburgerin, und trug mit züchtigem Stolz ihre Flagge zur Schau. Der vermeintliche Caper schien sich bezacht zu haben; er ließ augenscheinlich von seiner Verfolgung nach, und zeigte die französischen Nationalfarben. Wir waren beruhigt; was aber eigentlich den Commandeur der Fregatte zu dieser Spiegelfechterei bewogen hat, konnten wir nie erfahren; nur so viel brachten wir späterhin ins Reine, daß es wirklich ein französisches Kriegsschiff gewesen, das längere Zeit hier vor Anker gelegen. Politik ist hier offenbar mit im Spiele gewesen, und die Politik ist neuerdings ein Carbonarimantel um die Schulter eines großsprechenden Zwerges geworden; sie verhüllt und entschuldigt Alles. Unrecht bleibt es aber jedenfalls, auf solche Art Kauffahrteischiffe zu hintergehen.

Der 26. Februar, der hundert und dritte Tag seit meiner Abreise von Hamburg, sollte endlich die Schlußepoche der langen Wasserfahrt bilden. Es erhob sich ein günstiger Wind, und alle die harrenden Schiffe, deren Zahl indeß zu zehn gestiegen war, flogen schwer und doch schnell, gleich halb ermatteten, sehnsuchtskranken Zugvögeln, hinein in das gelobte Land ihrer Wünsche. Jetzt waren wir am Ziele; doch die Wonne dieses Augenblickes, worauf wir uns so lange im voraus gefreut hatten, kam nicht, — wenigstens nicht bei uns vier Passagieren, die wir den Crebus passirt hatten, um zum Drfuß zu gelangen. Tausend verschiedene Gefühle erfüllten unser Herz. Waren wir doch an Ort und Stelle, wo wir das große Loos einer verhängnißvollen Zukunft zu ziehen hofften. Wem von uns sollte in dem gewagten Lotospiele eine Niete zu Theil werden? Alle konnten

wir nicht gewinnen. Außerdem hatten wir so viel über Brasilien theils gelesen, theils gehört; bald war es uns als das reichste und herrlichste, bald als das ärmste, elendeste und, besonders was den Geist seiner Einwohner betraf, als das fluchwürdigste aller Länder der Welt geschildert worden. Wo war der Wahrheitspunkt zu suchen, an dem sich die beiden Extreme berührten? Von welchen Sternen sollte das Glück unseres neuen Lebens bezeichnet werden? — Allmählich stiegen die ungeheuren Bergreihen und die bräunlichen Felsen der brasilianischen Küste immer klarer und weniger durchsichtig aus dem Meere empor; wir befanden uns dicht vor dem Hafen von Rio de Janeiro.

Viel hat man schon gesprochen und geschrieben vom neapolitanischen Golf, viel von dem magischen Halbzirkel, den Constantinopel mit seiner morgenländischen Religion und Natur dem staunenden Reisenden eröffnet, viel von den Herrlichkeiten der Themse und des Tajo, viel von Kopenhagen am Belt und von Stockholm am Mälar-See; — das Alles ist aber nicht der Hafen von Rio de Janeiro. Ein Hafen ist kein Idyll und darf keine Landschaft sein; ein Hafen ist der Mund, wodurch das Weltmeer spricht, die einzige Bindungskette zwischen zwei Elementen. Sein Charakter muß ernst und erhaben sein; alles Zarte und Weiche darf ihm nur als Ornament dienen, aus demselben Grunde, weshalb man nicht die Altarbilder, die Meisterwerke menschlicher Kunst und Begeisterung, die verlockenden Basreliefs der Gegenwart, aus den Kirchen verbannen sollte. Das Erhabene gefällt sich gern, doch nicht ganz, zu dem Zarten. Vor Allem müssen Felsen da sein, den Hintergrund des unübertroffenen Gemäldes zu bilden; dazwischen oben der hellblaue Himmel, unten das dunkelblaue Wasser, ohne be-

stimmte Grenze, ohne nebligen Horizont; darüber eine südliche Riesenvegetation mit den unzähligen Wundern fast jungfräulicher Urwälder; darauf eine unermessliche Segelstadt mit bunten Wimpeln und Stangen, prächtige Paläste, hohe Gebäude, herrliche Villa's, niedliche Häuschen und Hütten, ein nimmer stockendes Menschenleben, ein ewig gährendes Aufwallen in allen Pulsen des großen Körpers, der in der Weltgeschichte eine Hauptrolle mitspielt.

So ist Rio de Janeiro, so liegt es weit ausgebreht auf terrassenförmigen Abstufungen, von den an Pracht und Größe nie übertroffenen Coulissen der Neuen Welt umgeben; es scheint ein märchenhafter Delphin, den das Meer ausgeworfen, und der sich jetzt zitternd und glänzend im Sonnenlichte badet.

Der frische Seewind, der in der Regel um elf Uhr Morgens zu wehen anfängt, und der durch seine angenehme Kühle allen Bewohnern von Rio so wohlthätig ist, brachte uns schon eine Stunde nach Mittag in die Nähe des ungeheuren Zuckerhutes (Paó d'Assucar). Als ernster und treuer Knappe einer schönen Urzeit aus dem Ritterthume der Natur, bewacht dieser steinerne Riese mannhaft und stumm die enge Einfahrt zum Hafen. Steil und unzugänglich ragt dieser Granitfels hoch in die Wolken; noch hat ihm nie ein Baum gewurzelt, nur die Spitze ist hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bedeckt; der alte Knappe und Schildträger behält noch immer seinen jugendlichen Bart. Der Zuckerhut ist, wie sein Name bedeutet, zwar nicht von Zucker, doch von einer völlig konischen Form; er ist, wenn mir der Ausdruck gestattet wird, der brasilianische Brocken, an den tausend heidnisch-katholische Traditionen und Märchenlegenden geknüpft sind; denn auch die Neue Welt hat ihre moderne Mythologie.

Man hatte es stets für unmöglich gehalten, diese schroffe Felsenwand zu ersteigen; eine heilige Scheu trug vielleicht viel zu diesem Glauben bei; dennoch unternahmen, bei der Ankunft der Kaiserin Amelie, der zweiten Gemahlin Dom Pedro's, zwei deutsche Soldaten dies Wagstück. Sie wollten ihrer neuen Gebieterin, die durch ihre späterhin glänzend bewährte Seelengröße eine solche Auszeichnung wohl verdiente, auf dem Gipfel des Granitkegels von den sich dort befindlichen Wurzeln und Reifern ein Ehrenfeuer errichten, eine Illumination, wie man sie nur selten sieht, und wovon wir nur ein schwaches Bild besitzen, wenn wir einst den Hekla oder Vesuv Feuer speien sahen. Mit einigen Lebensmitteln, mit Feuerzeug und eisenbeschlagenen Stöcken, mit unverzagtem Muth und kräftiger Begeisterung traten die beiden Soldaten ihre beschwerliche Reise an. Aufwärts ging es langsam, aber gut; sie verstanden Beide das Klettern, war doch der eine früher Matrose, der andere Schornsteinfeger gewesen. Mit Tagesanbruch hatten sie den Fuß des abenteuerlichen Kegels verlassen, in später Nachtstunde loberte oben eine Flammenpyramide, die ganz Rio de Janeiro, die Bucht und das Meer viele Meilen weit erleuchtete, eine wahre *Laterna magica*, die Alles mit ihrem Zauber umzog. Abwärts ging es den Tollen schneller, aber weit gefahrvoller; sie gestanden selbst am folgenden Tage, um keinen Preis das Wagstück wieder unternehmen zu wollen; denn es hieße, Gott in Versuchung zu führen, und

„Was oben sie gesehn, erzählten sie noch Keinem.“

Am Fuße des *Pão d'Assucar* liegt die Festung *Praia Vermelha* (rother Strand), die von großer Wichtigkeit ist, da ohne sie an dieser Stelle eine Debarkation feindlicher Truppen leicht möglich wäre. Hinlänglich mit Geschütz versehen, scheint dies Castell

stumm und starr mit den weißen Mauern gleich einem schlummernden Greise auf den anschwellenden Fluthen zu ruhen; aber die vielen Schießscharten und die blinden Kanonenaugen sprechen deutlich genug von der geschwächigen Kraft des Schlafenden. Dennoch besteht jetzt die ganze Besatzung nur aus zwölf bis vierzehn Invaliden unter dem Commando eines ebenfalls invaliden Seconde-Lieutenants. Unter Dom Pedro war es anders; damals figurirten hier ein General als Commandant, und sämtliche Rekruten, Deutsche wie Brasilianer, mußten an diesem Orte einercirt werden.

Der Zuckerhut mit dem Castell Praia Vermelha bildet die äußere linke Seite des Einganges in den Hafen, das Fort Santa = Cruz mit 300 Kanonen dagegen die rechte Seite dieses unregelmäßigen Dreiecks. Santa = Cruz ist Rio de Janeiro's Schloß und Schlüssel, wie der Zuckerhut sein Thurmwächter; ist man an diesem Fort vorüber, befindet man sich in einem Hafen, worin alle Kriegsschiffe der Erde geräumigen Ankerplatz finden könnten, worin jede schiffahrende Nation Jahr aus Jahr ein ihre Repräsentanten hat.

Daß die Natur eitel ist, wissen wir Alle; sie schmückt sich mit Blumen und Frühlingslaub, und spiegelt sich wohlgefällig im Bache wie im Weltmeere. Nirgend auf der Welt zeigt sie aber diese Eigenschaft, die zu unschuldig und reizend ist, als daß wir sie ein Laster nennen könnten, in einem höheren Grade, als eben hier. Schweigend standen wir in seligem Entzücken auf dem Verdecke, als hätte uns ein Blickstrahl mit leisem Magnetismus berührt; die Zunge fand kein Wort; nur die Hände, die wir uns in stiller Andacht reichten, zuckten krampfhaft unter dem Freundschaftsdruck der Begeisterung und des Abschiedes. Das ist die Gottesfeier der Natur. Selbst den

Matrosen schlich eine Thräne ins Auge. Wer den Hafen von Rio de Janeiro noch nie gesehen, darf sich hier zum Kritiker eines solchen Gefühls nicht aufwerfen. Eine Zergliederung des Totaleindrucks ist unmöglich; hier gilt kein analytischer Despotismus.

Linker Hand, dicht am Meere, liegt die Kaiserstadt in dem früher erwähnten Panorama. Von den ungeheuren Felsendrappirungen bildet der Corcovado die höchste und abenteuerlichste. Der Corcovado hat zwar die Rippen von Granit, doch ist er nicht ohne Vegetation. Ganz oben sind zwei Verzierungen von Menschenhand angebracht; ein Telegraph und ein Pavillon halb chinesischen Geschmacks, wo der Kaiser manchmal wohnte, wenn er ungestört seiner Liebeslust fröhnen, oder seiner dunkeln Melancholie nachgeben wollte. Ein Telegraph und ein kaiserliches Lustschloß auf schroffer Felsenspitze neben einander, beweisen die alte Wahrheit von der Wahlverwandtschaft der Extreme, — Tyrannenseligkeit und Tyrannensfurcht! Der Weg hinauf ist ziemlich gut, nur zuweilen etwas steil; man macht ihn gewöhnlich auf Mauleseln, deren man sich hier überhaupt auf allen Reisen bedient. Der Maulesel ist vorsichtiger und geduldiger als das Pferd; der Maulesel ist ein wahrhaft katholisches Thier.

Aus der Mitte der Stadt selbst erheben sich verschiedene Berge und riesige Granitblöcke; Monumente sind es, die kein Menschenwiß aufthürmte und die keine Menschenhand je niederreißen wird. Die zwei merkwürdigsten darunter sind die Conceção und der Hospitalberg; dazu gesellt sich noch die Gloria, ein dicht vor der Stadt gelegener Berg, der nach der auf seinem Gipfel befindlichen Mariakirche also benannt wird; — auch könnte man mit Recht, wenn man Rio de Janeiro für ein Muttergottesbild ansieht, jenen Felsen mit dem goldenen Kuppelkreuze für die

Glorie des ganzen Prospects betrachten. Diese drei Punkte beherrschen vollkommen die Stadt, und die Erfahrung hat gezeigt, daß eine geringe Truppenmacht sie nicht nur zu erfüllen, sondern auch zu behaupten im Stande ist.

Einen klaren, wenn auch negativen Beweis dieser Behauptung giebt die Revolution der deutschen Truppen in Rio, von der ich später, wie es der Gegenstand erfordert, weitläufiger reden werde. Wäre dieser nothgedrungene Aufstand nicht ein Ausbruch roher Wuth gewesen, hätten sich einige tüchtige Offiziere, mit der allgemeinen Stimmung der Soldaten bekannt, und mit der eigenen Lage, wo ihnen das Schwert des Damokles an einem Pferdehaare wie ein Henkerbeil über dem Haupte schwebte, an die Spitze der Revolutionairs gestellt, hätten sie gewußt — wie sie es wissen sollten — daß die brasilianische Frucht zum Pflücken reif und dem Falle nahe war, dann würden sie mit handgreiflicher Taktik und leichter Mühe jene drei Punkte besetzt haben. Rio hätte gezittert wie eine schöne Sünderin vor der auferlegten Buße; Dom Pedro wäre nicht zum Herzog von Bragança degradirt worden; er wäre vielleicht jetzt nicht todt! Die Geschichte von Europa hätte für's Erste eine Censurlücke weniger gehabt.

Die Conceção ist von diesen drei Punkten der festeste; sie liegt mitten in der Stadt und ist hinlänglich mit Kanonen versehen; nur fehlt es auch neuerdings hier, wie allenthalben in Brasilien, an Besatzung. Soll man dies als Nachlässigkeit oder Politik deuten?

Rechter Hand sahen wir das idyllische Städtchen Praia Grande, das gewöhnliche Wallfahrtsziel der europäischen Einwohner von Rio, wenn sie sich eine Sonntagsbelustigung machen wollen. Für 40 Reis (2 Gr.)

läßt man sich in großen Bötten übersetzen ans jenseitige Ufer, wo das Städtchen hinter Felsenvorsprüngen und Waldesschatten, wie eine gefangene, liebeslüsterne Königin einer erstorbenen Romantik, sehnstchtig hervorblickt. Hier ist dann Alles Leben und Geräusch; es fehlt nicht an Musik, Tanz und Gesang, an Freude, Uebermuth und Thorheit. Wein und Liebe bilden den Grundton in dem Epos dieses begeisterungsvollen Tages; man spinnt selig den Traum bis tief in die Nacht fort und erwacht am folgenden Morgen mit Herzeleid und Kopfschmerz, denn das Königreich der Glückseligkeit ist vor dem Drange der alltäglichen Geschäfte einer ereignißschweren Gegenwart entflohen.

Nicht weit davon liegt Armagão, der Ort, wo sich die deutschen Colonisten aufhalten mußten, bis daß sie eine Schiffsgelegenheit nach Porto-Allegre fanden. Traurig ist es jetzt hier und öde; die deutschen Thoren sitzen, wie vormals die so viel verspotteten Israeliten, fern an den Flüssen eines unbebauten Landes, und die Zither hängt stumm an den Zweigen der Platane. Porto-Allegre bewahrte seinen fröhlichen Namen nur schlecht. Doch das wußten wir damals noch nicht; die großartige Natur hielt unsere Sinne gefesselt; wir träumten in unserm Freudenrausche nur von Glück und den Seligkeiten des gelobten Landes.

Der Hafen, der vorne kaum eine halbe Meile breit ist, erweitert sich immer mehr, und nimmt bald die Gestalt und den Charakter eines großen Binnen-sees an; die Wellen werden ruhiger und bläulicher, die Felsen gewinnen an Klarheit, was der Horizont an Schärfe verliert. Die grünen Küsten spiegeln sich ab in den Fluthen, und es scheint, als erhöbe sich aus dem Bogenspiel die alte einst versunkene Welt, die uns fremd ist und doch so bekannt vorkommt. Der Hafen von Rio prahlt mit vielen, zum Theil von

der Natur sehr begünstigten Batterien und Castellen. Stellt man sich den Hafen, wie er es auch wirklich ist, als das Staatskleid von Brasilien vor, da bilden jene Forts die Ordenskreuze daran. Wir wollen hier die bemerkenswerthesten gleich in Erwähnung bringen.

Vorerst St. João, mit 30 Kanonen, im schlechtesten Zustande; ein Invalide, der mit Ehren daliegt, dem aber nicht viel mehr aufzuhelfen ist; auch wurden noch bei meiner Abreise keine Anstalten dazu getroffen. Dann Lagem, ein Gibraltar in Miniatur, ein aus Granitklippen gesprengtes, äußerst festes Fort mit etwa 24 Kanonen. Das von einem Franzosen erbaute und nach ihm benannte Villegagnon, eine stark befestigte Insel mit 60 Kanonen, zeigt in geringer Entfernung die Zähne wie ein bissiger Hund; doch hat's mit dem Beißen nicht viel zu bedeuten; denn auch hier ist mehr architektonischer Besatz, als militärische Besatzung. An diesem Orte müssen alle Schiffe, die in den Hafen einlaufen, eine politische Quarantaine halten, bis die Pässe der Passagiere und die Papiere des Capitains von einer dazu ernannten und besoldeten Commission untersucht worden sind. Das Visitiren, die europäische Schmaroher- und Schlingpflanze, scheint auch in der neuen Welt gut zu gedeihen. Dicht vor der Stadt liegt noch die Ilha das Cobras, ein starkes Castell mit 180 Kanonen. Sie ist mit ihren hohen Mauern und platten Thürmen eine moderne Bastille, wo die auf den Straßen aufgegriffenen, zu Matrosen erpreßten Leute in dumpfigen Zimmern, bei der schlechtesten Kost, gleich den niedrigsten Verbrechern, so lange aufbewahrt werden, bis sie unter dem Corporalstock das Gewehrerercitium erlernt haben. Diese Seelenverkäuferei ist mit dem Verfall des Sklavenhandels bedeutend gestiegen; ein Uebel wird aufgehoben, das andere zu begründen.

Allenfalls lobe ich mir noch die Seelenverkäuferei; denn da gilt keine aristokratische Untersuchung der Farbe, der Religion oder des Standes; auch liegt mehr Poesie darin. Auf solche Weise werden noch immer oft Söhne angesehener Familien, wenn sie sich in nächtlicher Stunde zu Rittern der Venus oder des Bacchus aufwarfen, von einer löblichen Polizei aufgefangen, und nach der Ilha das Cobras gebracht, um nachher acht Jahre lang als Galeerenklaven oder kaiserliche Matrosen — denn das ist hier dasselbe — den schändlichsten Frohndienst zu verrichten. Ihre Verwandten wissen, wenn sie nicht selbst die Hauptrolle darin spielten, nichts davon; der verlorene, todt geglaubte Sohn kehrt endlich als Krüppel oder Taugenichts wieder heim und behauptet seine Rechte; manchmal fließen wohl Thränen der Angst und des Widersehens, doch wird nicht immer ein Kalb geschlachtet.

Von den genannten Forts wurde während der Regierung Dom Pedro's Praia Vermelha von einem Brigadegeneral, St. Cruz von einem Marschall aus dem Ingenieurcorps, Villegagnon wiederum von einem Brigadegeneral und die Ilha das Cobras ebenso von einem Ingenieurmarschall befehligt. Eine komische Buntreihe von hohen Paraderpersonen! Ist es doch richtig und genau berechnet, daß Brasilien allein zu jener Zeit mehr Ingenieurgeneräle besaß, als die ganze übrige Welt zusammengenommen. Man denke sich die enormen Summen, die zu einem solchen Prachtaufwande erforderlich waren! Sieht man den Hekla Feuer speien, wird bald der Geyser erkalten, — liebt ein amerikanischer Kaiser zu sehr das Soldatenspiel, wird die Finanzcasse bald leer. Von dieser Leere kann Brasilien eben keine bestimmte und erwiesene Lehre geben, denn Brasilien ist mit seinen Diamantgruben und Kupfermünzen noch immer ein Chaos; und ein

Chaos bildet in dem Reproduktionsdrama unserer Welt den zweiten Aufzug, war doch

„Die Erde erst wüste und leer und dann ward es finster auf der Tiefe; aber Gott sprach, es werde Licht, — und es ward Licht.“

Biblische Sprüche lassen sich überall anwenden, und in der neuen Welt haben sie doppelten Sinn. Vielleicht liegt die Schuld an dem Stockkatholicismus mit der dreizipfligen Nachtmühe. In Portugal trägt doch die Madonna auf beiden Armen nur ein Kind; in Brasilien trägt sie auf einem Arme wenigstens Jesuitismus, Fetischismus und Cannibalismus. Das ist nicht christlich, — das ist nicht gut. Der Hafen von Rio de Janeiro hat eine Länge von 15 Legoaß, etwa elf deutschen Meilen, und die höchste Breite zwischen der Stadt und Praia Grande beträgt zwei Legoaß. Hohe Felsen umziehen das Ganze, und die Schiffe sind hier so sicher, wie das Kind an dem Busen der Mutter. Auch empfinden sie diese Sicherheit und genießen sie nach der langen Pilgerfahrt auf dem unermesslichen Oceane in heilig wollüstiger Stille. Hingestreckt liegen sie da, von den Wellen sanft geschaukelt, gleich ermatteten Möven mit gesenkten Flügeln; nur in den flatternden Wimpeln ist noch Leben zu entdecken; das Königswappen ihres fernen Vaterlandes beschützt sie, während sie ruhig schlummern. Die Matrosen durchstreifen indeß die Straßen von Rio und naschen an portugiesischen Weinen oder an den längst verwelkten Reizen französischer Grazien; der Capitain ist vielleicht plötzlich gottesfürchtig geworden, und treibt gar als liebenswürdiger Reher in irgend einer Kirche sein Galanteriespiel mit einer tief verschleierten, und noch tiefer seufzenden Senhora; und die Passagiere — die Tausende von Menschen, deren

Interesse diese ganze Segelstadt in Bewegung setzte, wo sind sie, wo ihre Hoffnungen geblieben?

Wie schon erwähnt, fehlt es hier nicht an Inseln; Rio's Hafen ist ein Archipel, dessen Charakterzüge auch der schlechteste Physiognom leicht entziffern kann. Die Ilha Governador ist eben so wenig befestigt, als die nicht weit davon gelegene Insel, worauf sich eine Pulvermühle befindet; — die Lachgrüben sind es an der hier abgemalten Gesichtsmaske der brasilianischen Jungfrau.

Außer den genannten Forts ist die Stadt noch durch das Zeughaus und das Arsenal da Marinha (Arsenal der Marine) hinlänglich geschützt. Die Natur hat Alles gethan, ihr Lieblingskind — denn so darf man ohne Uebertreibung Rio de Janeiro nennen — zu zieren und zu umschirmen, aber das jetzige Gouvernement läßt auch Alles damit gethan sein. Mit hinlänglicher Besatzung und Wachsamkeit wäre es gar leicht, der trefflichsten Flotte, die in feindlichen Absichten herkäme, die überspannten Eroberungsgrillen zu vertreiben; und dennoch würden in statu quo, im Fall einer plötzlichen Kriegserklärung, vier bis fünf Fregatten genügen, die Kaiserstadt zu bombardiren und durch eine schnelle Debarcation sämtliche Hafenkastelle mit einem coup de main zu überrumpeln. Und käme einmal der Fall, wie er endlich kommen muß, dann wären die Jesuiten die einzigen Soldaten, und Processionen die einzigen Armeen. In Brasilien ist noch ein Mirakel möglich.

Zweites Capitel.

Ankunft. — Einleitende Worte über Provinz und Hauptstadt Rio de Janeiro. — Die Straßen. — Der Zoll. — Bank und Papier. — Der Palast. — Die Kammern. — Theater. — Öffentliche Gebäude und Plätze.

Brasilien ist das Mutterland der Natur und der Märchenwelt, das Land der Phantasie, der Unvernunft, der Gefeklosigkeit, der Speculation, das Land der Affen, Pfaffen, Ratten und Mulatten, der Kaiserstaat eines buntscheckigen Harlekins, der mit seinem Zauberstabe Gold in Papier, Brot in Stein, Menschen in Thiere umwandelt, und in dem alten mimischen Ballet: »Socô, der brasilianische Affe«, seinen getreuen vierfüßigen Unterthanen den Rang abläuft. Papageno ist der brasilianische Schutzgeist, und immerfort klingt und gilt in Brasilien sein Lied:

„Ich bin der Vogelfänger, ja!“

In diesem Refrain erschöpft sich hier Alles; »fangen und gefangen werden« ist nirgends so sehr wie hier das Symbol des Lebens; Lockspeise gibt es genug und Leimruthen hängen überall.

Endlich waren wir am Ziele; tief unten an den Granitwurzeln des Forts Villegagnon flecte unser Anker mit spizigen Zähnen, wie ein metallener Polyp. Erwartungsvoll standen wir auf dem Verdeck, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Wir hatten als Zuschauer unsere Billets bezahlt; wir durften mit Recht Scenen, Verwandlungen und Katastrophen erwarten. Der erste Eindruck, den wir von dem Menschentreiben in Rio de Janeiro empfangen, war im höchsten Grade unangenehm und empörend; er zerstörte alle die idyllischen Träume, die wie ein Manna-
regen über die Wüste unseres noch seelranken Herzens hingegossen waren. Ein großes Boot mit acht-

zehn, gleich Galeerensklaven schwer und eng an einander geketteten Negern fuhr an uns vorüber; ihm folgte nach wenigen Augenblicken ein zweites, und sodann ein drittes. Das ist die viel gepriesene Emancipirung der Sklaven, das ist die brasilianische Freiheit, dachte ich, und lehrte mein Auge von dem Schauspieler ab. Zwar erfuhr ich später, daß die so angeschmiedeten Schwarzen lauter Verbrecher und Verurtheilte seien, die auf solche Weise schon auf Erden den Vorgesmack der Hölle empfinden sollten; aber dennoch schwand in mir nicht der erste Eindruck. Wäre nur unter jenen Schwarzen ein einziges weißes Gesicht gewesen, die braune Fraze eines Mulatten, oder das scharfe Profil eines Spaniers, dann hätte ich mein Gefühl zum Vorurtheil gebrandmarkt und wäre selbst ein Tyrann geworden. Doch so wie ich es sah, und wie ich es kennen lernte, — unmöglich. Soll denn der Neger auf diese Weise das Christenthum erlernen, — soll er von vorn her durch eine Hölle der Lieblosigkeit, des Eigendünkels und der Verdammung in einen Himmel eingehen, wozu ihm kein Priesterwort Noth thut? Das kleinste Verbrechen, ein Fehler, den er von seinen Urgroßeltern erbte, ein Laster, das er durch die europäische Civilisation gewann, — das allein ist hinlänglich, ihn, trotz aller Liberalität und Freiheitscharte, nicht nur zum Sklaven, sondern auch zum Missethäter zu stempeln. Ist das christlich, ist das kaiserlich?

Als müßten wir zugleich und auf einmal die verschiedenen Menschenrassen studiren, legte ein anderes von dem Fort kommendes Boot mit sechzehn Nudern bei uns an. Es waren lauter geborene Brasilianer, also Indier mit plattem Gesicht, eng zusammengedrückter Stirn, großen, stechenden Augen, breitblättrigem Tulpenmund und starkem, aber nicht gro-

hem Gliederbau. Sie nahmen mit gehöriger Autorität unsere Papiere in Empfang, und es schien der Mehrzahl von ihnen nicht an Sprachkenntniß und Amtspfiffigkeit zu fehlen; wenigstens kannten sie Alle ganz besonders den Werth der europäischen Münzsorten, und wußten als treffliche Numismatiker die Strebe-
pfeiler an den spanischen Thalern, das nachgeahmte Gepräge der spanischen Dublonen und die unglückseligen Miniaturbilder der französisch-deutschen Ludwigsmünzen von einander zu unterscheiden und gegenseitig zu prüfen. Ist es doch, wie allgemein bekannt, eine Naturgabe der jetzigen Brasilianer, daß sie die edlen Metalle besser zu würdigen, als zu bearbeiten verstehen. Ein Zollboot folgte, unsere Effecten wurden visitirt und wir erhielten Erlaubniß, »den heiligen Boden Brasiliens« zu betreten.

So berührte mein Fuß zum ersten Male das Land, das von schlecht unterrichteten Schriftstellern und parteiischen, in ihren übertriebenen Hoffnungs träumen schmerzhaft getäuschten Abenteurern neuerdings wechselseitig hoch in den Himmel erhoben oder mit tausend Flüchen belastet wurde; — so stand ich denn mitten unter einer Nation, deren Gastfreiheit eben so sehr getadelt, als ihre listige Tücke schonungslos verdammt wurde. Berichten will ich hier jetzt Alles, was ich aus eigener neunjähriger Erfahrung kennen lernte; dies Land will ich abmalen, von dem doppelten Brennpunkte der Natur und der Cultur betrachtet; diese Nation will ich beschreiben in den gegenseitigen Verhältnissen der verschiedenen Racen, ihres Charakters, ihrer Sitten und ihres politischen Treibens; erzählen will ich sodann das Märchen, das so anhebt: »Es war einmal ein Kaiser, nicht der kleine von St. Helena, — nein, ein großer, gewaltiger, reicher und blutdürstiger Kaiser, der am 24. Sept. 1834 elendiglich

zu Eissabon umkam.« Ich weiß es, ich habe mir ein hohes Ziel vorgesteckt; aber meine Beruhigung dabei ist, daß ich mir zugleich selbst das Gelübde gethan, nur nach meiner besten Ueberzeugung zu reden; was weiß ist, will ich weiß nennen, und was schwarz ist, schwarz, eine höflich graue Mittelfarbe soll gänzlich aus diesem Gemälde verbannt sein.

Die Provinz Rio de Janeiro gehört zu den kleinern jener neunzehn Staatskörper, die noch immer, seitdem Cisplatina bei dem October-Frieden 1828 an Buenos Ayres abgetreten wurde, das strahlende Firmament des Kaiserthums Brasilien bilden *); dennoch ist sie verhältnißmäßig bei weitem die reichste und bevölkerteste; denn nach den neuesten, halb officiellen Angaben hat die Haupt- und Residenzstadt Rio de Janeiro allein über 230,000 Einwohner. Die Provinz ist der schönste Edelstein an der zwar neuen, doch im höchsten Grade altmodischen Kaiserkrone der Neuen Welt; sie ist fast allenthalben, wo man den Urwald ausrottete, mit Kaffee bebaut, und diesem Kaffee wird allgemein vor allen andern aus Brasilien versandten Sorten der Vorrang eingeräumt. Die Kaffeebohnen sind leider in Europa zu vollgültigen Diamanten geworden. Außerdem wird von hier noch etwas Baumwolle, Zucker, Specacuanha und Farbeholz ausgeführt. Geldwechsel und weißer Negerhandel bleiben immer die ersten Finanzquellen des Staats.

Von den Menschen werden wir später reden; hier nur noch einige Worte über das Vieh, dem ich

*) Zwar behauptet Schäffer, die Provinz Rio de Janeiro sei 8930 Quadratmeilen groß, doch ist dies nur eine von seinen vielen Robomontaden; denn die Brasilianer selbst sprechen nur von 800, höchstens 1000 Quadratmeilen. Hieraus schon ersieht man, wie Schäffer als Rhetoriker in einer Mischung von Climax und Parabel den Stein der Weisen gefunden zu haben wähnt.

Das Kleine, Kompakte und Heimtückische zum Grundcharakter legen möchte. Pferde, Ochsen und Schweine sind in dieser Provinz durchgängig schlecht, und für ihre Veredlung wird wenig oder nichts gethan. Das gehörnte Vieh, die Schweine und Esel mitgerechnet, pfllegt man aus den Minas geraës herzuholen, und die guten Pferde kommen, wenn sie nicht englische Luxusartikel sind, meistens aus den südlichen Provinzen, wie z. B. von St. Catharina und Pedro do Sul; die stattlichsten Militairrosse werden hingegen in Buenos Ayres gekauft, und von da als leichtfüßige Constrebande in Rio de Janeiro eingeführt.

Diese Kaiserstadt des Columbuslandes hat sich nicht vergeblich Paris zum Muster genommen. Es liegt in ihr etwas Großartiges, Wollüstiges und Gefallendes, das an den alten Spruch erinnert:

„Wer steht; der sehe zu, daß er nicht falle!“

Die Lage von Rio de Janeiro wurde schon früher wenn nicht beschrieben, doch abgemalt. Meine Gleichnisse zu erschöpfen, sage ich noch — und dieser Gedanke ist aus einer weit spätern Epoche meines Lebens, — daß Rio de Janeiro in seinen terrassenförmigen Abstufungen ein gigantisches Genua ist, — das Groteskbild eines Schlangennestes, wo die schwanenweißen Taubeneier, von Klippe zu Klippe ausgestreut, mit der mütterlichen Sonne liebäugeln. Und die Schlange hat als Mutter fast die Natur des Kuckuks. Wir wollen hier den Kuckuk nicht anrufen, möchte er doch sonst sein altes, unermüdliches Lieblingslied des Egoismus anstimmen. Die Straßen von Rio sind größtentheils lang, krumm und eng, die Häuser oft niedrig, schmutzig und in einem unedlen Style erbaut, ohne den geringsten Bezug auf guten Geschmack oder die Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens, wie es augenblickliche Laune und Nothdurft erheischen. Von

diesen vielen sich Berg auf, Berg ab schlängelnden und durchkreuzenden Straßen kann man höchstens zwei mit irgend einem epitheton ornans belegen; nämlich die Rua direita (gerade Straße) und die Rua dos Ciganos (Zigeunerstraße); in beiden findet man hin und wieder einige mehr prachtvoll, als schöne Gebäude *). Dazu könnte man noch die Rua do Ouvidor (Straße des Oerrichters) rechnen; denn sie erhält durch die unzähligen, hier befindlichen Modewaaren-Handlungen besonders des Abends, wenn diese alle auf das Brillanteste erleuchtet sind, für den freund- und freudlosen Ankömmling einen seltsam magischen Zauber. Drinnen hinter den rauschenden Fenstergardinen und dem duftenden Blätter- und Blumenvorhänge einer transatlantischen Natur sitzen die fleißigen Grisetten, und ihre Augen überstrahlen oft den Lampenschimmer und die falschen Diamanten der Perlen, die sie mit so naiv künstlerischer Coquetterie mit ihrem Haar zu

*) Herr v. Mansfeld nennt in seinem Werke: „Meine Reise nach Brasilien im Jahre 1826“ S. 118 eine prachtvoll, hell erleuchtete Straße, die er Rio de Rauta tauft. Dieser Herr v. Mansfeld, der mit gewandter Feder Brasilien zu beschreiben weiß, hat leider von ganz Brasilien nur Rio de Janeiro, und auch diese Stadt nur fünf bis sechs Mal in der Abendbeleuchtung, „unter dem Schutze der nächtlichen Schatten“, gesehen; sein Transportschiff, das einige Wochen lang im Hafen vor Anker lag, schien ihm fester, als der vulkanische Boden von Brasilien. Wahrscheinlich meint der romantische Reisebeschreiber hier die Rua direita, welche er in seinem Doppelwahn wiederum mit der Rua do Ouvidor verwechselt. Die letztgenannte Straße führt direct in die Rua direita; hingegen gibt es in ganz Rio keine Rio de Rauta. Nur als eine Kritik des Mansfeld'schen Werkes führe ich diesen Umstand an, und man ersieht hieraus klar die Wahrheit meiner Behauptung und der ritterlichen Nachtirrfahrten. Weiß doch Jeder von vorn her, daß Rio einen Fluß und Rua eine Straße bedeutet. Außerdem werden sich französische Grisetten kaum auf einen Fluß festbauen wollen, und sie wohnen mitten in der Stadt, wo es an Wasser fehlt.

verflechten wissen. Aber, ach, es sind gordische Liebesknoten, die man nur mit dem Alexanderschwerte zerhauen kann. Die Grisette ist so gut wie Columbine in Brasilien zu einer stehenden Charaktermaske geworden; Venus, die Stammutter jedes Menschendaseins und aller Mythologie, behauptet ihr Recht überall. Die Putzmacherinnen der Rua do Duvidor haben hier, wie die sichersten Traditionen der neuen Stadtchronik lehren, schon lange in diesem Apostelamte eine Art von Monopol. Ob hierüber ein bestimmter Handelsartikel mit Frankreich abgeschlossen wurde, kann ich nicht bestimmt behaupten; so viel bleibt aber gewiß, daß diese Damen fast alle auf den pariser Boulevards den ersten glänzenden Aufzug ihres Liebesdrama's zu Ende gespielt haben, und jetzt jenseits der Linie die Linien früh verweltter Schönheit und abgestorbener Sinnlichkeit wieder frisch zu beleben und zu erneuen glauben. Der Glaube macht selig, und man kann sich in der Rua do Duvidor ganz selig fühlen, gibt es auch da kein besseres Schönheitsswasser zu verkaufen, als im Palais-Royal zu Paris. Ueberhaupt sind fast alle Häuser dieser Straße von Franzosen gemiethet oder angekauft, die hier als Handwerker oder Kaufleute nicht unbedeutende Geschäfte machen, wie auch im Allgemeinen Rio de Janeiro zu einer Polsterkammer französischer Mode und Asterculieur geworden ist.

Außerdem gibt es in der Stadt unzählige Klöster, die mit ihren weitläufigen Sälen und Höfen oft einen bedeutenden Flächeninhalt einnehmen; doch wurden von diesen, während der Regierung des eben so militairisch als bigott gesinnten Kaisers, mehre eingezogen und in Casernen verwandelt. Dies Schicksal traf zum Theil auch das prächtige, dicht am Arsenal der Marine, auf einer abgedachten Felsenspitze gelegene Benedictiner-Kloster St. Bento, das dem zweiten deutschen Gre-

nadiebataillon zum Quartier eingeräumt wurde. Ein seltsamer Spuk! Fromme Väter wurden in ihren stillen Andachtsübungen von deutschen Kezern abgelöst, und in den engen Zellen, wie in den weiten Hallen, die von jeher nur ein Ave oder Credo, den Seufzer eines Unglücklichen oder den Angstschrei einer reuigen Sünderin vernommen hatten, ertönten jetzt die profanen Lieder betrunkenen Soldaten, die in nächtlichen Bacchanalien die Anstrengungen des Tages, ihre getäuschten Hoffnungen und das ferne Vaterland zu vergessen suchten.

Die Häuser von Rio sind, wie gesagt, durchgängig klein, niedrig, schmutzig, geschmacklos und unbequem; nur bei den Vornehmeren findet man Tapeten, und oft ist im Paterre der Fußboden nicht einmal gebiebt. Ueberall herrscht eine barocke Zusammenstellung des Materials, der Anordnung und der architektonischen Ornamente, — wenn solche wirklich angebracht werden. Zwar findet man manchmal eine Art von Luxus, oft sogar Prachtaufwand, aber nie Eleganz, Symmetrie oder innere Behaglichkeit. Die Kinderstube liegt dicht am Gesellschaftssalon, die Schlafkammer neben der Küche, das Boudoir neben der Gesindestube, der Stall nebst Misthausen neben dem zierlichen Portal, das Geschäftscabinet neben dem Appartement, — und das ist wiederum französisch. Hierbei komme ich auf einen großen Uebelstand, dem man in allen Straßen, öffentlichen Plätzen und hauptsächlich am Strande zu allen Stunden des Tages und der Nacht, zum größten Leidwesen seiner edleren Organe, ausgesetzt ist. Die Einwohner von Rio sind nämlich sehr commode und lieben deshalb keine Commodités in gebührlcher Entfernung; — ja, es gibt sogar sehr anständige Häuser, wo dergleichen allgemein nützliche Anstalten von Nothdürftigen vergebens gesucht werden.

So viel auch über diese Unordnung gesprochen, ja selbst geschrieben wurde, so hat doch die Polizei, die man hier kaiserlich, aber nicht löblich nennen kann, diesem ekelhaften Unfuge keine Grenzen zu setzen gewußt. Es ist zum Beispiel nichts Ungewöhnliches, daß Neger, denen es obliegt, jeglichen Unrath aus den Häusern bis zum Strande zu schleppen, und wiederum auch zu commode sind, mit dem übergelassenen Müll den weiten Weg bis ans Meer zu machen, die ganze unsaubere Geschichte bei der ersten Ecke ausladen und davonlaufen.

Zu dieser Stadtplage kommt noch die alte Landplage Pharao's von den unsterblichen Ratten. Diese Thiere gedeihen ganz vortreflich in Brasilien und vermehren sich alljährlich auf furchtbare Weise. Sie sind eine Art heiliges Hochwild geworden, wonach nur die Mönche in ihren ummauerten Gärten zuweilen Jagd machen. Myriaden von Moskiten und Sandflöhen, welche letztere sich unter die Nägel der Füße einbohren und dort Eier legen, Tausende von Tausendfüßen und Scorpionen vermehren mit giftigem Stachel den Pestaleindruck, wodurch der Fremdling in Rio de Janeiro, vor allen aber der unglücklich Eincasernirte in Praya-Vermelha, zur Verzweiflung, ja zum Wahnsinn gebracht werden kann.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht, die hier nicht fehlen durfte, komme ich auf meine Erzählung zurück. Wir waren bei der Alandega (dem Zolle) ans Land gestiegen, und mußten uns sogleich einer zweiten Visitation unserer Effecten unterwerfen. Der hierzu beorderte Douanier war ein wahrer Zöllner, mit der verhassten biblischen Bedeutung dieses stets obdösen Wortes. Er durchwühlte schonungslos unsere Koffer, fand auch nicht das Geringste, das als Contrebande ausgelegt werden konnte, und verlangte für die gehabte

Mühe die enorme Summe von 2500 Reis, wogegen wir natürlich feierlichst protestirten. Von dem lauten Gespräch angelockt, trat endlich ein deutscher Offizier hinzu, erkannte uns als Landsleute und erklärte dem kaiserlichen Douanier mit kurzen Worten, daß er ein Betrüger sei, der die geforderte Summe mit bloßer Klinge auf den Rücken aufgezehlt zu erhalten verdiene. In tiefster Demuth schlich aber der gewichtige Zöllner von dannen; doch ich wette, die nächsten Passagiere haben dem Esel unter der Löwenhaut doppelt ausbeuteln müssen. Solche privilegierte Prelereien fallen noch alltäglich nach einem hundertfach vergrößerten Maßstabe bei der Alfandega von Rio vor. Die Unterschleife, die allein hier geschehen, könnten für manches deutsche Fürstenthum ein artiges Budget abwerfen; von allen Seiten laufen die dringendsten Klagen ein, und dennoch thut das Gouvernement nicht den kleinsten Schritt, um diesem schändlichen Unfuge Grenzen zu setzen. Man sieht es, die Constitution ist keine exotische Pflanze; sie gedeihet nur künstlich in dem Gewächshause der tropischen Zonen, und liebt den Schnee mehr, wie die Sonne. Ach, was ist auch jetzt Brasiliens so viel gerühmte Constitution? Ein Kind mit dem sorgenvollen Herzen des Mannes und der Perrücke eines Greises.

Das Zollhaus ist schön und geräumig, es verdiente zu einem edleren Zwecke erbaut zu sein; nur sind leider die darin aufbewahrten Sachen nicht immer in bester Sicherheit; denn was die kaiserlichen Beamten liegen lassen, das fressen die Ratten, und was die Ratten sparen, das verzehren die weißen Ameisen, die, wie bekannt, vortrefflich zu skelettiren wissen und in der Reproductionsgeschichte der Schöpfung eine oft ungebetene Hauptrolle mitspielen. Traurig bleibt es immer für den Eigenthümer, wenn er

seine vollen, mit schönem Silber bezahlten Kisten ganz leer, oder wenigstens ruinirt zurückerhält.

Dicht neben dem Zolle befindet sich die Bank, ebenfalls ein schönes Gebäude, das aber durch seinen Inhalt eine größere Bedeutung erhält, als sie je seine äußeren, lasciven Formen gewähren könnten. Diese Banco do Brazil muß man als eine Art von Theater oder Lotteriecomtoir ansehen, wo die menschliche Thorheit geprüft, beglückt oder gegeißelt wird; — ein Pharaotisch, bei welchem die Verzweiflung gewinnt oder verliert. Ist das Finanzwesen ein königlicher Lustgarten, so ist jene Bank auch nichts, als eine gewöhnliche, künstlich gedrechselte Bank, worauf sich die hohen Herrschaften mit ihren vielgeliebten Ministern allergnädigst niederzulassen und es sich bequem zu machen geruhen; denn diese Bank ist ein Wunder der Kunst, sie schließt und paßt und dehnt sich aus, wie es dem Herrscher eben gefällt. Bei meiner Ankunft in Rio standen die brasilianischen Thaler, die an Gewicht und Gepräge nur wenig von den spanischen Piastern abweichen, noch mit Kupfer und Papier al pari, so daß man seine Billets sogleich auf der Bank gegen Silber einwechseln konnte. Späterhin fing man aber an, durch ein Gesetz die Zahl des täglich einzuwechselnden Papiers festzusetzen; denn das Silber war zu sehr zusammengeschmolzen. Diese vielleicht nothwendige, aber in solcher Gestalt jedenfalls unkluge Maßregel stürzte völlig den Credit der kaiserlichen Bank; man wollte etwas retten und hatte Alles verloren. Das Mißtrauen war einmal erregt, und Jeder wollte Silber für seine Zettelvaluta haben. Das ging natürlich nicht. Kurz vor der Abdankung des Kaisers stand das Papier so schlecht, daß der zu 960 Reis geprägte Thaler einen imaginären Werth

von 2150 Reis bis 2200 Reis besaß, und die Bank wechselte gar nicht mehr aus.

Welch fürchterlicher Verlust entstand dadurch nicht für alle öffentlich Angestellten, die zum Papierhandel nicht Zeit und Silber genug hatten! Alle Civil- und Militairbeamten bekamen ihre Gage in Zetteln ausgezahlt, und mußten dennoch ihre dringendsten Bedürfnisse nach früherem Silberwerth einhandeln. Es ist dies eine der vielen Ungerechtigkeiten, die sich das brasilianische Gouvernement mit seinem spitzfindigen Jesuitismus und einer Differenzialrechnung so oft erlaubt. Bei meiner Abreise war das Papiergeld wieder etwas gestiegen; doch gab man noch immer 1450 bis 1500 Reis für den Silberthaler, und selbst das Kupfer hatte 10 bis 12 Procent Agio. Wir alle späterhin abgedankten deutschen Offiziere wissen davon ein ganz erbärmliches Liedchen zu singen. Das Volksdrama war ein Vaudeville geworden mit Cassenhauern.

Sowohl die Alfandega, als die brasilianische Bank befinden sich demnach in der Rua direita, wo sich auch noch die kaiserliche Capelle (Capella Imperial) durch äußere Einfachheit und innere Pracht auszeichnet. Sie liegt am Ende dieser Straße, und steht durch Corridore mit dem Palais in Verbindung. Ist doch hier die Capelle nur ein Souffleurstaken auf dem kaiserlichen Theater, und so sieht sie, wenn man das Panorama etwas groß nimmt, in der Wirklichkeit aus.

Dom Pedro pflegte regelmäßig hier dem Gottesdienste beizuwohnen, ja sogar bei festlichen Gelegenheiten von hier aus als treuer Schildknappe und Baldachinträger eines Bischofs die Procession zu begleiten *), und es war oft im höchsten Grade lächerlich

*) Die erste geistliche Person von Brasilien ist ein Erzbischof, der aber nicht in Rio, sondern in Bahia residirt.

anzusehen, wie der Selbstherrscher von einem der größten und reichsten Länder der Erde sich an vergoldeten Holzflößen und Heiligenbildern von massivem Wachs fast zu Tode schleppte. Solch kaiserlicher Schweiß fällt aber nicht wie ein Frühlingsregen fruchtbringend über die dürrn Felder des Vaterlandes; höchstens überschüttet er wie ein Mannasegen die bettelnde Bunt der Ruttenträger, und macht das schläfrig gläubige Volk für so erhabene Eindrücke rege und wach. Diese festlichen Aufzüge sind an der Tagesordnung, und fast täglich sieht man solche buntscheckige Processionsschlangen die Hauptstraßen von Rio durchkreuzen. Mit klingendem Spiel zieht das Militair voraus; bei hohen Festen, wie z. B. de Coração de Jesus oder de Nossa Senhora da Conceição, folgen die ersten Staatsbeamten mit den gewichtigen, in Lebensgröße ausgeschnitzten Madonnenstatuen und Crucifixen, — je bunter und schwerer, desto besser. Alsdann kommen die anderen Heiligen, nach ihrem verschiedenen, durch Tradition und Jahreslauf bestimmten Range, — alle mehr denn anständig mit Garderobe, Glitter und ächten Steinen beladen, alle von reich gekleideten Pagen gefolgt und Wachskerzen flattern mit ihrem Dämmerchein unaufhörlich hin und her. Junge Mädchen aus den ersten Familien figuriren mit seidnen Flügeln und in fleischfarbigem Tricot als Engel, und sie sind auch wahrhafte Engel, die beim ersten Anblick den hartnäckigsten Keger zu bekehren wissen; hier wie überall ist Liebe die schönste Religion. Zuletzt folgt der endlose Zug der Domherren, Geistlichen und Mönche der verschiedenartigsten Orden in der barocken Tracht ihres Standes; es wird da viel gelacht, geküßt, getrunken und geschnupft; man bemerkt es aber nicht, denn hoch und dicht flattern die Banner der verschiedenen Kirchen und Klöster, — ein heiliges

Zelt, worin sich kein Männerauge vertiefen darf, — ein Sacrosanctum, bei dessen Annäherung alle Vorübergehenden, ja sogar die aufgestellten Wachen mit ihrem Gewehr niederknien und ihr Angesicht mit der Hand verhüllen müssen, — als wäre wirklich was Anderes, als menschliche Thorheit zu sehen. Die zwei alten Götzen Servilismus und Feudalismus machen zu ihrer Gesundheit eine ersprießliche Spaziertour.

Durch diese Abweichung verloren wir den Kaiserlichen Palast aus dem Gesichte, und wir haben in der That nicht viel dabei verloren. Man glaubt eher die Wohnung eines begüterten Privatmannes, als das Schloß des ersten Potentaten der neuen Welt vor sich zu haben. Zierrathen sind daran gar nicht zu entdecken, weder inwendig, noch auswendig; die Möbeln sind zwar neumodisch, aber zum Theil zwecklos und abgenutzt, noch bevor sie gebraucht wurden; die Zimmer niedlich, aber nicht heimisch. Die Bauart des Ganzen ist nach halb italienischer Manier, freundlich, nichtsagend und corrupt; etwas Außergewöhnliches findet man hier nirgends. Selbst der Largo do Paço (Palais-Platz) ist zwar so ziemlich gepflastert, aber dennoch mit Gras bewachsen und sogar zu allen Zeiten, selbst in der drückendsten Sonnenhitze, mit Unreinigkeiten aller Art dermaßen überladen, daß sich daraus nur ein schlechter Schluß von Herrscherliebe und Unterthanenunterthänigkeit machen ließe. Die brasilianische Nation fand diese Wohnung für Se. constitutionelle Majestät gut genug; denn sie kannte nichts Besseres; auffallend ist es aber, daß es der enorme Geiz oder wahrsagende Speculationsgeist Dom Pedro's nie erlaubte, eine Verbesserung oder Verschönerung an diesem Gebäude vornehmen zu lassen. Jeden Freitag gab hier der populaire Kaiser öffentliche Audienz, wobei ihm ein Jeder, weß Standes er auch

war — natürlich unter dem Einflusse gehöriger Protection oder Cabale — seine Bittschrift überliefern, und, wenn es für nöthig befunden wurde, selbst mit ihm sprechen durfte. Nürrische Scenen sind hier vorgefallen, die vielleicht später einen Platz finden. Sonst pflegte Pedro Primeiro sich am liebsten auf seiner Quinta in St. Christavao aufzuhalten, und wenn der Tausch auch nicht vortrefflich ist, so können wir ihn doch keineswegs tadeln; denn in Brasilien ist die Natur immer eben so schön, wie die Kunst regelmäßig häßlich und verschroben ist.

Dicht neben dem Palais befindet sich wiederum die Camara dos Deputados (Deputirtenkammer), eine der sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten dieser originellen Kaiserstadt. Nicht, daß sich etwa das düstere, geräumige Gebäude durch den Totaleindruck seiner äußern Formen, oder durch irgend einen passenden und wohlgefälligen architektonischen Schmuck auszeichnet, nicht daß es durch daran haftende Erinnerungen ein historisches Interesse erwecken, oder die bewundernde Neugier des Alterthümlers erregen könnte; — nein, was ich merkwürdig nenne, das sind die darin stattfindenden Debatten der Deputirten. Die rohe Dummheit, die unwissende Frechheit, mit welcher diese Repräsentanten der brasilianischen Nation ihre vermeintlichen Rechte behaupten und oft dem Wichtigsten entfagen, um dadurch die nichtswürdigsten Kleinigkeiten zu erringen, — die lächerliche Arroganz, mit der sie sich den europäischen Nationen gleichstellen, ja sie in mancher Hinsicht tausendfach zu übertreffen wähnen, die wahrhaft barbarischen Schimpfsworte, mit welchen sie sich während ihrer Rede gegenseitig beehren und dem ganzen Mummenspiel eine passende Krone aufsetzen, — Alles vereinigt sich, dem staunenden Fremdling, der sich anfangs hier in der Versammlung der

ausgezeichnetsten Männer einer großen Monarchie glaubt, eine der entwürdigendsten Scenen des brasilianischen Volkslebens und Gesamtgeistes vorzurücken. Die portugiesische Sprache besitzt schon an sich eine bedeutende Menge so kraftvoll charakteristischer Galanterien des Zorns und der Demüthigung, und doch lassen es die Herren Deputirten in ihrem eifersüchtigen Amtseifer nicht damit genügen, sondern begleiten sogar oft die im höchsten Grade schlüpfrigen Worte mit einer gar zu verständlichen, unanständigen Mimik, damit von dem verben Witz ja nichts verloren gehe *).

Unter diesen Deputirten, hauptsächlich unter den Abgesandten aus den Provinzen Bahia und Pernambuco, befanden sich, besonders nach der Abreise des Kaisers, sehr häufig Mulatten, — Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, aus den wahren Hefen eines durch und durch lastervollen Volksaufens, die sich durch Umtriebe aller Art die Unhänglichkeit ihrer gleichfarbigen Landsleute und deren, durch die große Zahl vollgültigen Wahlstimmen zu erschleichen wußten. Diese Leute, die sich immer den Weißen nachgesetzt glauben, und es meistens auch zu sein verdienen, wäñnen gewöhnlich mit ihrem Plaze in der Kammer zugleich einen Tyrannenthron errungen zu haben; sie wollen hier durch leuchtenden Verstand und ausgezeichnetes Talent die Kargheit der stiefmütterlichen Natur ersetzen und sich, wenn auch nicht öffentliche Achtung, doch öffentlichen Respect ertrogen; aber um diesen Zweck

*) Die deutsche Sprache ist bekanntlich an solchen donnernden Kernsprüchen eben auch nicht arm; aber das Spanische, sowie das Portugiesische übertrifft sie dennoch um hundert Procent. Ausdrücke, wie *Filho de huma Puta*, oder *Putá que te pariu*, Worte, die ich mich zu übersetzen schäme, werden gewiß nie, auch nicht in modificirter Gestalt, in irgend einer deutschen Ständerversammlung gehört werden.

durchzusetzen, steht ihnen in ihrer Geistesbeschränktheit leider kein anderes Mittel zu Gebote, als zu schreien, zu schimpfen und zu lärmen. Sie gleichen den schlechten Schauspielern, die mit Gewalt eine Gunst erheulen wollen, die sie den Zuschauern nur unbewußt, mit naiver, schmeichelnder Wahrheit ablocken sollten. Was kann man nun wohl noch über die Nation sagen, wenn sie sich von solchen Männern repräsentiren läßt?

Späterhin, wenn ich auf die Revolte von Rio de Janeiro und die Entthronung Dom Pedro's zu reden komme, werde ich mich genöthigt sehen, mehrmals die Deputirten als handelnde Personen einzuführen, was ich um desto lieber thue, da ein solches Schauspiel nie einen gewissen dramatischen Effect zu machen verfehlt. Außerdem muß ich noch in dem Capitel über die Auflösung der ausländischen Truppen durch das ganze Benehmen der Deputirtenkammer meine eben gemachte Behauptung gründlich beweisen; denn was ernst ist, muß ernstlich behandelt werden.

Außerdem gibt es in Rio noch eine Camara dos Senadores (Senatorenkammer), ein unbedeutendes, einfaches Gebäude am St. Annenplatze (campo St. Anna). Alle Beschlüsse der Deputirtenkammer müssen, ganz wie im englischen Parlamente, bevor sie dem Kaiser zur Sanction vorgelegt werden dürfen, erst hier geprüft und genehmigt werden. Die Senatoren werden auf Lebenszeit gewählt und erhalten 9000 Crusaden oder 3600 spanische Thaler Gehalt, die Deputirten dagegen immer nur auf vier Jahre mit 6000 Crusaden jährlich.

Noch gedenken wir hier beiläufig des Museums, das sich ebenfalls am Campo St. Anna befindet. Bedenkt man die unermesslichen Schätze, welche Brasilien in naturhistorischer Hinsicht umfaßt; erwägt

man, wie sehr ein ausgebreiteter Handelsverkehr, besonders mit Afrika und Indien, hier eine Zusammenhäufung von Allem, was die Erde in ihren Erzeugnissen Merkwürdiges und Seltenes enthält, erleichtern und befördern könnte: so muß man sich in der That wundern, wenn man fast gar nichts dafür gethan findet, und das Museum zu Paris oder gar zu Berlin an interessanten brasilianischen Natur- und Kunstgegenständen reichhaltiger, als das von Rio de Janeiro ist. Die Schuld liegt zum Theil an der Nation, die zu jung, zum Theil am Gouvernement, das zu altklug oder manchmal auch mit anderen dringenderen Arbeiten überladen ist. Es ist leicht zu begreifen, daß eine ereignißvolle, bedeutungsschwere Tagsgeschichte die wahrhaften Märchen und Wunder einer noch so gut systematisirten Naturgeschichte übertreffen und in Schätzen stellen kann. Der Luxus, man nehme dies Wort in einem edlern Sinne, als es gewöhnlich gebraucht wird, ist ein Kind der Cultur, und nur ein Volk, das sich selbst und seine Kräfte kennt, das diese Kräfte durch Jahrhunderte entwickelte und concentrirte, darf auf einen solchen Luxus Ansprüche machen; die Politik, auch dies Wort nehme ich in einer ungewöhnlichen, aber richtigen Bedeutung, von der sein Dasein noch immer willenlos abhängt, hat noch immer eine gar zu gewaltige Stimme. Die brasilianische Nation, die sich selbst die große nennt, möge erst ihre Deputirtenkammer reinigen, und dann ihr Museum mit Raritäten zu füllen denken.

Das Theater ist dagegen ziemlich groß und nicht ohne Geschmack erbaut; auch inwendig ist es elegant eingerichtet, sowie am Eingange mit einem höchst prachtvollen Büffet versehen. Ohne eine Tasse Kaffee kann der vornehme Brasilianer nicht zu ästhetischen Empfindungen, oder gar

zu einer aufwallenden Begeisterung aufgeschoben werden. Die kaiserliche Loge, welche sich im ersten Range, der Bühne gerade gegenüber befindet, ist mit grünseidenen, goldgestickten Vorhängen übermäßig versehen, und eben so mit grünem Sammet ausgeschlagen. Grün und Gold bilden die Nationalfarben Brasiliens. Sogar die Decorationen darf man schön nennen, wenn ihnen auch manchmal historische Treue abgeht, und die Gaserleuchtung verdoppelt durch eine sinnreiche Anwendung die optische Täuschung. Aber auch im Theater ruht nicht der Despotismus, der hier überall wie ein gestohlener Esel die Ohren durchsteckt. Alle Zuschauer sind verpflichtet, bei dem Erscheinen der kaiserlichen Familie das Gesicht nach dieser Loge zu wenden, bis der Vorhang aufgezogen wird, und selbst in den Zwischenacten gilt dies barbarische Gesetz. Den besten Gegensatz zu diesem Servilismus machen die nordamerikanischen Kaufleute, von denen es in der »göttlichen Kaiserstadt« immer genug gibt. Sie stehen in der bequem anmaßenden Stellung eines Antinous, mit angestemmtten Händen mitten auf den Bänken, und denken in ihren republikanischen Ideen nicht einmal daran, den breitkrämpigen, weit hintergeschobenen Hut vor der Majestät, die sie nicht anerkennen, zu entfernen; ein paar eigliche Bajonettstiche bringen sie immer erst, wo nicht zur Raison, so doch zur Ruhe.

Während der Regierung Dom Pedro's gab man noch häufig Ballets und italienische Opern. Hierin handelte man zum Theil recht; denn wo keine vaterländische Geschichte ist, kann kein Drama sein, wenigstens kein passender Stoff dazu. Die Calderon'schen Schauspiele hatten nur rein portugiesisches Interesse, und Brasilien wollte keine Colonie Portugals länger sein. Frankreich, das Prisma der Moden und einer kaum vor einem Decennium untergegangenen Ruhm-

aristokratie, der neuen gefallenen Sonne von Austerlitz und Wagram, konnte dages ungestraft und mit Ehren hier wieder auf die Bühne gebracht werden; die Nothwendigkeit war einleuchtend, einen europäischen Götzendienst einführen zu müssen; aber man muß gesehen, die Wahl war nicht übel. Vorzüglich die Ballets wurden von einer in Paris engagirten Gesellschaft ausgeführt und ließen nichts zu wünschen übrig. Auch der Tanz hat seine Aesthetik. Mit der Abdankung des Kaisers bekam aber auch die mimische Kunst, die vorher schon fast zu Tode gehezt war, den Gnadenstoß. Dasselbe unüberlegte Despotenwort, das plötzlich alle im Militair- und Civilfache angestellten Ausländer ohne Unterschied verbannte, erstreckte sich sogar auf das unschuldige Theaterpersonale, dessen Kleidung zu durchsichtig war, als daß man auf einen geheimen politischen Unterrock hätte schließen können. Den Sängern und Tänzern brach man ohne Weiteres Stab und Contract; sie mußten weiter wandern in die weite Welt, und anderswo ein Tänzchen wagen. Statt ihrer traten jetzt lauter Eingeborene, meistens Mulatten, leider mit allgemeinem, patriotischem Beifall auf. Die alten portugiesischen Schauspiele erforderten zu viel Studium und Kostenaufwand; außerdem mußte eine so gewaltige Revolution nothwendig mit den vielen ungelegten Eiern sogleich ein volkstümliches Drama zur Welt bringen. Die Mulatten sind schon von Geburt nur ein Flickwerk der Mutter Natur, sie verstehen das Flickwerk vortrefflich. Die ältern und neuern dramatischen Erzeugnisse Frankreichs, Englands und Deutschlands wurden in einer wahrhaft schrecklichen Transformation wiedergegeben, und die sadesten Witze, die unerträglichsten Anspielungen auf die am verhängnißvollen 7. Apriltage des Jahres 1831 verübten Heldenthaten, carnevalischen Andenkens, nahmen

kein Ende. Ein Fandango, oder eine noch erbärmlichere Gavotte ersetzte das frühere Ballet, und der natürliche Erfolg davon war, daß die gebildeten Ausländer, die immer das erste und ergiebigste Theaterpublicum gebildet hatten, alle auf einmal fortblieben. Sogar das Orchester mußte dem Nachtspruche unterliegen; alles Fremde mußte fort. Aus den gemeinsten Venda's wurden betrunkene Mulatten herbeigeholt, um als Mitglieder der hoch kaiserlichen Capelle zu figuriren. Wenigstens war der Unsinn systematisch.

Das Einzige, was jetzt nur noch zuweilen die in Rio wohnhaften Ausländer in das Theater lockte, war der Fandango der Madem. Ricardine Soares. Ricardine ist eine geborene Portugiesin, weder ganz jung, noch ausgezeichnet schön; dagegen sind Auge und Fuß unübertrefflich; es widerstand ihnen kein Männerherz. Man denke sich die liebliche Senhora nicht als eine französische Sperlänzerin; der Fandango erfordert nicht solche unnatürliche Sprünge, solche unanständige Bewegungen, solche unzweideutige Mimik. Jeder Tanz ist seiner Natur nach sinnlich; aber diese Sinnlichkeit kann durch Anstand und Anmuth geheiligt, sie kann unter dem Schleier der Scham wirklich zur Tugend werden, und erst dann dürfen wir Terpsichore mit in die Zahl der Musen rechnen. Das wußte Ricardine, es lag in ihrer Natur, sie hatte es als Kind schon gelernt. Noch gab sie, so viel wie allgemein verlautet, ihren zahlreichen Anbetern nie das kleinste Zeichen der Gunst, darum ist sie noch immer die vergötterte Primadonna des brasilianischen Kaiserreiches. Man sollte sie nur mit ihrem Bruder, einem kräftig stattlichen Jünglinge, ein einziges Mal jenen vielberühmten Fandango aufführen sehen. In leichter Amazonentracht gleitet sie über die Bretter hin, — eine flüchtige

Elfin, welche der erste Morgenstrahl auf unerlaubter Flur überrascht. Die stärkste Liebe und die innigste Sehnsucht, bange Furcht und heftiges Verlangen, Schüchternheit und Muth kämpfen sichtbar mit einander um den Besitz des hochaufwallenden Herzens, und jede Bewegung des reizenden Körpers verräth uns ein neues Gefühl, einen neuen Gedanken. Die Liebesfibel liegt vor uns aufgeschlagen mit deutlichen Lettern und mit tiefem Sinn; wir fassen Alles und begreifen nicht die Zukunften der eigenen Brust. Ein solches Schauspiel ist wahrlich ein Gottesdienst, eine Feier der Menschennatur. Möge Dein Alter so glücklich und heilig werden, als Deine reifere Jugend, Ricardine Primadonna!

Aber Senhora Soares konnte doch nicht alle Abende drei Stunden lang tanzen; es mußten auch andere Sachen auf die Bühne gebracht werden, und da nahm man denn seine Zuflucht zu allen den dramatischen Mißgeburten, die ein falscher Patriotismus, wie Sonnenhitze das Ungeziefer, ins Leben rief. Außerdem wurde das Geld bei den Ausländern immer seltener, und es ist leicht zu begreifen, daß in der lehtern Zeit von ihnen keiner mehr 640 Reis (etwa einen Thaler) für ein Parterrebillet bezahlen wollte. Die Mulatten dominirten völlig; sie drehelten nach besten Kräften einige moderne Drama's zusammen, übersehten auf's Schrecklichste die Novitäten der fremden Sprachen, und vergaßen nie, diesen dramatischen Brei durch die lächerlichsten Allusionen auf die verhängnißvollen Apriltage, wie mit spanischem Pfeffer, übermäßig zu würzen, und für einen europäischen Gaumen ganz ungenießbar zu machen. So erinnere ich mich noch deutlich einer Vorstellung von Schiller's »Wilhelm Tell«. Das deutsche Meisterwerk war zu einer portugiesischen Travestie geworden.

Wilhelm Tell, der muthige Schweizerhirt, erschien in scharlachrother Tracht und mit dreieckigem Hute; sein ganzer Anzug war dermaßen mit goldenen Tressen und anderem Glitter überladen, daß die Grundfarbe nur an einzelnen Stellen durchschimmern konnte; und das gelbe, hämisch gerundete Affengesicht, das wie eine erstorbene Lebenshoffnung unter dem gigantischen Dreimaster hervorblickte, vollendete das Lächerliche des ganzen Auftrittes. Eben so verhielt es sich mit dem übrigen Personale, und Geflüster stellte deutlich genug in Wort und Geberde den vertriebenen Kaiser vor; wahrhaftig, man konnte über diese Affencomödie kaum lachen.

Hierzu kam noch, daß man im Theater, seitdem es einen politischen Charakter angenommen hatte, seines Lebens oft nicht sicher war. Das Volk hatte die leichten Ketten abgeschüttelt, wie ein tanzender Bär seinem Hüter entspringt; es hatte hungern müssen und dursten, denn es wußte in seiner gezähmten Wildheit sich nicht selbst zu ernähren; es suchte einen neuen, bessern Herrn, aber konnte noch immer die Wahl nicht treffen. Das kaiserliche Theater wurde der Schauplatz des neuen Nationaldrama's. Alles spielte mit auf der Bühne, hinter den Coulissen, im Parterre, in den Logen, auf der Galerie; in dem dummen Begeisterungswahne des Augenblicks glaubte sich Jeder zum Schauspieler geboren. Einige Messerschnitte verwirklichten gewöhnlich den tragischen Effect. Ich will durch ein Beispiel, dem ich selbst als Augenzeuge bewohnte, die Wahrheit meiner Behauptung deutlicher an den Tag legen.

Ein neues, populaires Mulattendrama war angekündigt; das hätte mich nicht gereizt; aber Madem. Ricardine wollte nach längerer Abwesenheit endlich einmal wieder tanzen. Der Fandango war zu Ende;

ich wollte wieder fort ins Freie, mein aufwallendes Blut abzukühlen; doch ich konnte mich durch das jubelnde Gedränge keine Bahn mehr brechen. Ich mußte dem schrecklichen Localstücke mit bewohnen. Ich war, offenherzig gestanden, sanft eingeschlafen, und meine Gedanken tanzten den Fandango des Traumes. Da erweckte mich plötzlich der Ruf: »Es lebe die Republik!« — »Die Republik! die Republik!« hallte es von hundert Stimmen wieder; es war ein vielbedeutendes Echo, das später zu Schanden wurde. — »Es lebe Dom Pedro der Zweite!« tönte von der linken Seite der Ruf der Stuger, das Schreien der Dämchen. — »Viva Dom Pedro primeiro!« erscholl es in den Logen, wie im Parterre. Der Vorhang fiel, die Gaslampen erloschen allmählich; Blicke flogen hin und her, — Dolche blitzten heller als die Bajonette; der Tumult war da. Im ersten Range streckte ein Juiz de Paz (Friedensrichter) seine imponirende Wohlbeleibtheit über das Sammetgitter, und gebot gähmend, mit den früher angeführten portugiesischen Galanterien, Ruhe. Zur Antwort präsentirte derselbe junge Mann, der zuerst die Republik hatte leben lassen, mit herabgelassenen Hosenträgern, auf unanständige Weise das, was hier nicht zu präsentiren war, und sprach dazu einen kurzen Monolog. Der Friedensrichter nahm die Ausforderung an, und ertheilte dem wachthabenden Officiere den Befehl, »sogleich die Gewehre laden und die Thüren des Theaters dreifach besetzen zu lassen, damit von den vielen Missethättern (denn ein Einziger ließ sich nicht herausfinden) keiner entfliehe!« In dem Augenblicke aber, daß sich die Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr in den weit geöffneten Thüren zeigten, knallten ihnen auch schon aus Parterre und Logen mehrere Pistolenschüsse entgegen, und die wüthende

Menge drang wie eine sturmbewegte Fluth unaufhaltsam auf sie ein. Der Ruiz de Paz verlor endlich Geduld und Contenance; zitternd stand er da, gegen einen Pfeiler seiner Loge gelehnt; stolz wie ein General nach einer gewonnenen Schlacht, gab er den Befehl, zu schießen. »Fogo!« donnerte der Officier seinen Leuten zu. Die Kugeln schlugen in den dichtesten Menschenhaufen, und in einer Secunde lagen mehr denn dreißig Tödtle und Verwundete am Boden. Der Begeisterungsrausch war verflogen, das wahnsinnige Volk leise zur Uder gelassen; jetzt brach es sich Bahn durch die Wachen, und Jeder versügte sich ruhig nach dem heimathlichen Herd, auf dem an diesem Abende gewiß, nach dem großen Schrecken, viel Kräuterthee gekocht wurde. Der Herr Friedensrichter wurde zur Belohnung seiner übermäßigen Tapferkeit für einige Monate auf die Festung geschickt; vermuthlich sollte er da Taktik und den richtigen Takt zugleich lernen. Unter den Verwundeten befand sich unglücklicherweise auch ein Pferdehändler, ein geborner Schweizer, dem es gewiß höchst gleichgültig war, ob Brasilien eine Republik oder eine Monarchie werden solle; ich glaube, er ging, nachdem eine tiefe Streifwunde am Halse endlich glücklich geheilt war, nicht wieder in das Theater von Rio de Janeiro.

Außer diesem Nationaltheater existirt noch in der Kaiserstadt ein kleineres, das aber privat ist. Die hier wohnenden Kaufleute und Fabrikanten haben es nämlich gepachtet, und führen selbst mit ausgezeichnete Geschicklichkeit und Anmuth die neuesten dramatischen Producte Frankreichs, besonders kleinere Comédien und Vaudeville's, trefflich auf. Es ist wirklich bewunderungswerth, wie diese jungen Leute, die erst Abends spät ihr Comtoir verlassen können, Muße und Lust genug besitzen, sich die Sachen so gut einzu-

studiren. Dem ebenfalls durch Liebhaber besetzten Orchester fehlt es zwar an Kraft und Vollständigkeit, doch befinden sich sehr wackere Künstler darin.

Es ist in der That eine auffallende, aber erfreuliche Erscheinung, wie sich seit der vergessenen Revolutionszeit die Franzosen in allen Weltgegenden, wo sie sich zusammentreffen, durch ähnliche Verbindungen enger an einander zu schließen und die aufkeimende Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande zu beschwichtigen suchen. Diesen herrlichen Charakterzug findet man in dem Grade bei keiner Nation. Die Deutschen haben kein allgemeines Vaterland mehr; die Russen verstehen sich nicht, und Italien hat zu viele Dialekte; wie ein welkes Lorbeerblatt liegt die pyrenäische Halbinsel da, und Scandinavien ist ein stummer Baustein auf dem Grabmale eines Riesen; der brittische Stolz ersetzt nur die englische Vaterlandsliebe, und Egoismus ist das Rad in der complicirten Dampfmaschine Großbritanniens. — Billets werden zu diesen Vorstellungen natürlich nicht verkauft, doch steht es jedem Ausländer frei, für den monatlichen Preis von 6000 Reis in Papier ein Mitglied dieser Gesellschaft werden zu können, und die von einem ehrenwerthen Mitgliede eingeführten Gäste werden stets mit Ehren und, was noch mehr heißt, mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen.

Die Engländer haben dagegen kein Theater, statt dessen aber eine Kirche und einen Gottesacker, der unter dem Namen Gamboa bekannt ist. Die Kirche liegt mitten in der Stadt, und jeden Sonntag wird hier nach dem Ritus der anglikanischen Kirche öffentlicher Gottesdienst gehalten; sie ist zwar klein, aber sehr geschmackvoll gebaut, und ein niedliches, mit einem eisernem Geländer umzogenes Plätzchen bildet einen passenden Eingang. Der Gottesacker liegt vor

der Stadt und ist rings mit einer weißen, fast sechs Fuß hohen Mauer umgeben. Beim ersten Anblicke glaubt man einen Garten vor sich zu sehen; doch bald mahnen uns die weißen Marmor- oder Sandsteine mit den vergoldeten Inschriften an die Vergänglichkeit des Menschendaseins und an die Unsterblichkeit des Menschenwahnes. Zu bemerken ist dabei noch, daß auch alle andere Protestanten hier beerdigt werden. Eine unterdrückte Religion ist selten dem verderblichen Sectengeist, dem Gifstoff aller Zwietracht im bürgerlichen und politischen Leben, unterworfen.

So ruht auch auf Gamboa in stillem Frieden ein deutscher Jüngling, dessen Jugendträume in dem gesegneten Kaiserreiche der neuen Welt bald in Erfüllung gehen sollten, — ein armer, überglücklicher Fußsellirter, der sich in Folge der Revolte des deutschen Militärs im Jahre 1829, als ein Opfer angeborener Freiheitsliebe und kaiserlicher Tyrannei, einen herrlichen, unverwelkbaren Kranz von Lorbeer und Cypressen errang. Als Rädelshführer der Revolte angegeben, traf ihn der Todespruch ohne Verhör; er fürchtete nicht die Schmerzen des Scheidens, noch die Ungewißheit des Grabes, noch das Gottesurtheil dort oben; mit unverbundenen Augen ging er zur Todesstätte und commandirte selbst den Soldaten, seinen eigenen, unfreiwilligen Henkersknechten, mit der größten Seelenruhe, auf militairische Art den Befehl: zu feuern; und die Soldaten liebten ihn, und keine Kugel verfehlte sein Herz. Die englische Gemeinde erbat sich die Heldenleiche zur ehrlichen Bestattung, und errichtete ein einfach schönes Monument, das mehr denn zweihundert spanische Piafter kostete. Der Name des Fußsellirten steht darauf, und ich wußte nicht, warum

ich ihn verheimlichen sollte; Steinhausen war es, ein Braunschweiger von Geburt.

Das dicht am Meer gelegene Arsenal da Marinha (Seearsenal) ist ohne Zweifel das größte, aber gewiß nicht das beste Gebäude von Rio de Janeiro. Seine Lage könnte nicht besser sein und auch an Artillerie fehlt es hier nicht. Die darin befindlichen Schmieden sind von Bedeutung; und wenn auch die hier gefertigten Arbeiten sich noch immer nicht mit den europäischen vergleichen lassen, muß man doch vorurtheilsfrei gestehen, daß sie an Güte und Schönheit in den letztern Jahren ungemein gewonnen haben. Auch in anderer Hinsicht fanden hier neuerdings Verbesserungen statt. Einige englische, im Kampf für das Kaiserthum schwer verwundete See-Officiere konnten mit dem Sturz des Kaisers nicht abgelohnt werden; man behielt sie aus Dekonomie; denn englische Officiere lassen sich ihre Narben gehörig bezahlen. Zum ersten Male war das Gouvernement speculativ ökonomisch. Diese englischen Invaliden brachten doch eine Art System in das brasilianische Marinewesen. Viel besser ist es zwar damit nicht geworden, und noch liegt diese Sache, worin das neue Kaiserthum seine Hauptkraft entwickeln sollte, sehr im Argen. Zwei Drittheile der brasilianischen Flotte sind unfähig, aus dem Hafen zu laufen, und um die unendlichen Reparaturen der durch Nachlässigkeit völlig in Fäulniß gerathenen Fregatten und Kanonenböte zu ersparen, kauft man sich alljährlich in Nordamerika neue, die nach zehn Friedensjahren nur als Blockschiffe gebraucht werden können. Das nennt man hier Staatsökonomie; die Cameralistik liegt noch als ein träumendes Mädchen in der dicht verhüllten Schlafkammer; sie erwartet sehnsüchtig den europäischen Buhlen, der sie ins Leben küssen soll. Das Kriegs-

ministerium hingegen ist nur ein Page, der ein Schwert führen darf, doch ohne es zu ziehen. Der brasilianische Staatskörper ist überhaupt sehr empfindsam; überall heißt es: *Noli me tangere*. Als Beweis führe ich hier die erst vor wenigen Jahren neu gekaufte Fregatte Isabella an, das beste und schönste Schiff der kaiserlichen Flotte, — und besonders als Segler war es unübertrefflich; doch lag es, durch den Wechsel und die Nachlässigkeit der Commandanten fast völlig zu Grunde gerichtet, schon bei meiner Abreise als unbrauchbares Wrack im Hafen. Schade um die herrliche Fregatte, die gleich ihrer stolzen Namensschwester, biblischen Andenkens, eines so schmachvollen Todes sterben mußte! Schade um das Geld, das mit den Blutstropfen der Unterthanen auf so unerlaubte Weise vergeudet wird!

Dies Arsenal liegt, wenn man vom Largo do Págo kommt, am entgegengesetzten Ende der Rua direita, und nimmt durch die vielen, zur Wohnung für die hierbei angestellten Beamten auch nicht mit verständiger Dekonomie errichteten Gebäude, durch die großen, mit weitläufigen Ringmauern umzogenen Höfe und die darin befindlichen Steinbrüche und Arbeitsanstalten aller Art, einen ungeheuren Raum ein. Der hierdurch verursachte Kostenaufwand ist gottlob nicht berechnet, und ich glaube, er läßt sich nicht berechnen; braucht doch das Volk nicht immer die Marktpreise der Staatsverwaltung zu kennen. Die inneren Höfe, die jetzt zum Theil in Alleen verwandelt sind, gewähren von der Seeseite einen gefälligen, buntfarbigen Anblick, wo jede Gefahr wie eine Natter spielend im Grase liegt. Die vielen in unendlichem Verkehr anlegenden und abgehenden Böte erhöhen noch das Romantische des ganzen Prospekts; denn in einer Naturlandschaft ist nichts ohne Bewegung. Großartig und se-

henswerth bleibt dennoch das Seearsenal von Rio de Janeiro immer; man kann es dreist ein Wunder der Kraftanstrengung, des Metallmagnetismus und des Unsinns nennen.

Das Zeughaus ist weniger wichtig, vom ersten Anfang an ist es kostspielig und schlecht eingerichtet, und die darin verfertigten Arbeiten waren meistens ganz unbrauchbar. So wurden zum Beispiel die blauen Uniformen des 27sten Jägerbataillons in weniger als vier Wochen fuchseroth, die Nähte liefen auf, und auf den Schuhen ließ es sich mit dem besten Willen nicht mehr laufen. Selbst Dom Pedro vermochte diesen Unordnungen nicht zu steuern, noch den Betrügereien Einhalt zu thun. Er ritt wöchentlich mehrmals nach dem Zeughause und war bei den Lieferungen häufig zugegen; ja er vergaß sich in seinem gerechten Eifer eines Tages so weit, daß er dem Director des Zeughauses, einem Brigadier vom Ingenieur-Corps, in Gegenwart von mehr als zwanzig Officieren, wegen einer entdeckten Betrügerei, eigenhändig eine Ohrfeige ertheilte, und dennoch blieb Alles beim Alten.

Das merkwürdigste von allen Bauwerken, welche die Kaiserstadt zieren, ist aber unstreitig die Wasserleitung (cariocca). Unterhalb Meilen weit, von dem südlich vor dem Eingange des Hafens liegenden Felsen Corcovado wird auf unzähligen, gigantisch aufgethürmten Bogen, die an manchen Stellen hundert funfzig Fuß hoch sind, das krysthelle Wasser über Berge und Thäler in die Stadt hereingeleitet. Wenn auch die einzelnen Bogen dieses riesigen Aquäducts nicht alle gehörig verdeckt sind, so erhält sich doch das Wasser im höchsten Grade klar und kühl, selbst in der größten Sommerhize, — für die Bewohner von Rio eine unendliche Wohlthat. Es ist

nur etwas zu sehr mit Mineraltheilen geschwängert, und deshalb zuweilen, wenn man es nicht mit Wein oder Genever vermischt, und in zu großem Maße genießt, der Gesundheit sehr nachtheilig; auf langen Seereisen bewährt es jedoch seine Güte auf glänzende Weise, denn es ist, wenn es nur gut aufbewahrt wird, selbst wenn es die Reise von Rio de Janeiro nach Hamburg und von dort wieder zurück gemacht hat, noch immer dem leicht in Fäulniß gerathenden Elbwasser weit vorzuziehen. Den Portugiesen, die, wie wir wissen, in Brasilien eine Römerrolle übernommen hatten, verdankt die Kaiserstadt auch dies Meisterwerk der Kunst und eisernen Ausdauer; mit der größten Kraftanstrengung wären die Brasilianer jetzt nicht im Stande, ein solches Monument vergangenener Größe aufzurichten.

Dies Wasser wird von Negern, in großen Kübeln auf allen Straßen zum Verkauf ausgetragen, und in der Regel kostet der Kübel dreißig bis vierzig Reis; doch wird er oft in der heißen Jahreszeit, wenn das sich gesammelte Regenwasser in dem am Fuß des Corcovado befindlichen Bassin ausgetrocknet, und der dem Felsen entspringende Quell zu einem so unermüdlichen Schöpfen nicht reichhaltig genug ist, mit 200, ja sogar mit 320 Reis Papier (etwa 8 gGr.) erstanden. Wenn dieser unglückliche Fall eintritt, daß das erste Bedürfniß des Menschenlebens zu einem Luxusartikel geworden ist, drängen sich die Neger scharenweise an den Hauptbrunnen der Stadt heran, um ihre großen Kübel so schnell und oft als möglich zu füllen; natürlich geht es hier selten ohne Kaufereien ab. Daher thut hier die Gegenwart einer starken Wache beständig Noth. Einige mit derben Stöcken versehene Polizeisoldaten gehen fortwährend vor dem Brunnen auf und ab, indem sie die Schwarzen ord-

nen, und je nachdem sie kommen und gehen, in Reihe und Glied stellen. Proben der executiven Gewalt werden genug gegeben; aber was macht sich ein Neger aus einigen noch so tüchtigen und süßlich erneuerten Prügelreminiszenzen, wenn er nur bei solchen Gelegenheiten einige Reiz mehr verdienen kann, als er seinem Herrn abzuliefern gezwungen ist! In der ersten Benda wird dann regelmäßig das Gewonnene vertrunken; in Brasilien ist ein Neger wahrlich nicht viel besser als ein Thier, und man darf — wie unhuman auch die Behauptung scheinen mag — nicht menschlich mit ihm verfahren.

Diese Cariocawache ist wirklich von Bedeutung und sie hat durch eine dort vorgefallene Scene in der Revoltengeschichte des brasilianischen Kaiserreiches einen historischen Namen erhalten. Zwar müßte ich, nach chronologischer Ordnung, dieser Auftritte erst in späteren Capiteln gedenken, aber ich wünsche meine Leser, bei der kurzen Vorbeschreibung von Rio de Janeiro, zugleich in die Geschichte des Tages und der verhängnißvollen Jahre meines dortigen Aufenthaltes, ohne weitere Präludien einzuführen; darum rede ich hier gleich von einem tragischen Vorfalle, den man die »Stürmung der Cariocawache« zu nennen pflegt. An einem Sonntag Abende wurden zwei Deutsche, von vielen Messersstichen durchbohrt, in ihrem Blute schwimmend, unfern besagter Cariocawache vorgefunden. Schnell verbreitete sich das Gerücht, sie wären, in Folge eines Parteizwistes, worin der Nationalhaß sein modisches Medusenhaupt gewiß zu repräsentiren nicht vergaß, von den dort Wache habenden Soldaten des dreizehnten brasilianischen Jägerbataillons heimtückischer Weise ermordet worden; — und dies Gerücht erwies sich als wahr. Man hatte die beiden tödtlich Verwundeten nach der Caserne Guarda velha

gebracht, wo ihr trauriger Anblick alle Gemüther zur Rache reizte. Der Officier du jour, Lieutenant Prahl aus Hannover, war, wie gewöhnlich betrunken; das Blut rollte stärker durch seine Adern, er fühlte sich zum ersten Mal zum Helden berufen. Sogleich donnerte der Generalmarsch, und das Bataillon trat unter Gewehr. Prahl wählte aus dessen Mitte vierzig der Größten und Stärksten, Leute, die schon früher ihre verwegene Unererschrockenheit an den Tag gelegt hatten; mit dieser Elite rückte er im Eilmarsch auf die Cariocawache zu. Mit einem lauten Hurrah begann der Sturm; die brasilianischen Soldaten, denen fast immer jedes Muthsorgan abgeht, flüchteten sich, so viele ihrer waren (ein Unterofficier mit zwölf Mann) bei dem ersten Lärm unter die Pritschen, oder suchten durch die Fenster zu entkommen. Aber es war an kein Entfliehen zu denken, die glänzende Waffenthat sollte vollkommen gelingen, der wahnsinnige Ehrsuchts- traum des Betrunkenen ganz in Erfüllung gehen. Mit wahrer Mordlust führten die wüthenden Deutschen Klinge und Bajonett; es entrann ihnen auch kein einziges Opfer. Indes spann sich die Revolte immer weiter; man wollte das ganze dreizehnte Jägerbataillon bis auf den letzten Mann ausrotten; glücklicherweise wurden jedoch früh genug kräftige Maßregeln getroffen, dem Unwesen Grenzen zu setzen. Man stellte Lieutenant Prahl, wegen seiner so blutig ausgeführten Prahlereien, vor ein Kriegsgericht, das sein Schuldig über ihn aussprach. Der Kaiser wünschte indes, in irgend einem Anfälle von Edelmuth, ihn begnadigen zu können, und wollte nicht eher die Strafe an ihm vollziehen lassen, bis er selbst sein eigenes Todesurtheil unterzeichnet habe; ja es wurde sogar dem übermüthigen Helden die Weisung gegeben, an die kaiserliche Gnade zu appelliren. Aber Prahl hatte

eine Thorheit begangen, er wollte diese mit einer zweiten krönen; er nahm die Feder, ohne sich zu besinnen, und unterzeichnete; Dom Pedro war einmal edelmüthig gewesen, und wollte es nun auch nicht halb sein. »Der Mensch ist toll!« rief der Kaiser, als man ihm das Papier, mit der Unterschrift des Delinquenten überreichte; mit diesen Worten zerriß er das Todesurtheil, und bestimmte dem deutschen Heldennarren aus besonderer Gnade einen zweijährigen Festungsarrest auf Ilha das Cobras.

Die Casernen der brasilianischen Kaiserstadt sind durchgängig im schlechtesten Zustande, wie überhaupt der Soldat dort nur ein elendes, thierisches Dasein hinschleppt; eine ganze Compagnie muß in einer einzigen, weder oben noch unten gebiethen Stube Platz finden, nur der Feldwebel und die Sergenten haben daneben für sich allein ein kleines, unsauberes Kämmerlein. An beiden Seiten dieser großen Casernenstube laufen die Pritschen hin; jedem Soldaten gehört hier ein eng abgemessenes Plätzchen, wo er des Abends seine Strohmatte ausbreiten darf, und jeden Morgen sie wieder wegnehmen muß. Ach, solche Ruhe bringt dem Müden keine Erquickung, nur die äußerste Erschöpfung, nur die fürchterlichste Abspannung der physischen und moralischen Kräfte führt hier einen Schlaf herbei, der weder Linderung, noch Stärke verschafft. Es ist Alles ein böser, ein schrecklicher Traum. Nun gar, wenn draußen ein Orkan wüthet, wenn das dürre Gebälke klappert und stöhnt, wie ein Geist, der zur Mitternachtsstunde im Grabe auch keine Ruhe findet, wenn der Regen stromweise durch das Dach und die schlecht verwahrten Fugen hineindringt, und wie eine Sündfluth die schuldlosen Opfer der Dummheit und der Despotie zu verschlingen droht, wenn Mosquitos und anderes Ungeziefer an den lebendigen Leichen die

entsetzliche Fabel von den Vampyren verwirklichen, wenn der Gedanke an Heimath und Freiheit, dem halb schlummernden Herzen die Scheiterhaufen der Inquisition vorgaukelt. — Da schlafe, wer schlafen kann. Die in diesen Casernen befindlichen Officierzimmer sind hingegen, mit wenigen Ausnahmen, so ziemlich erträglich.

Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich besonders der Campo St. Anna (St. Annenplatz) durch seine Größe aus; auch hat er in der letzten Zeitgeschichte einen historischen Namen bekommen. Hier war es nämlich, wo sich bei der Revolution vom 7. April 1831 die aufgebrachte Volksmasse versammelte, und seit jenem Tage wird der alte St. Annenplatz Campo da Honra (Ehrenplatz) genannt. Jetzt ist er mit Bäumen bepflanzt, und dadurch ungemein verschönert; denn früherhin war es einem europäischen Ankömmling kaum möglich, unter der stechenden Mittagshize der Monate Januar und Februar diesen Ort, der den Mittelpunkt aller Geschäfte, aller Eleganz und Coquetterie bildet, wenn auch nur auf einige Augenblicke, zu besuchen. Endlich hat das Gouvernement an die eigene Bequemlichkeit gedacht, und dadurch findet denn auch jeder erschöpfte Fußgänger auf dem Campo da Honra, unter den schützenden Zweigen eines kräftig fortwachsenden Baumes bald kühlen Schatten, und hier und da ladet ihn eine niedliche Bank zum Ausruhen und zu stiller Beschauung ein. Nur fehlt es auch hier an Reinlichkeit.

Mitten auf diesem Ehrenplatze befindet sich ein großes, geschmackloses Gebäude, von dessen Fenstern der Kaiser bei großen Paraden die Truppen vorbeiziehen zu sehen pflegte. Diese Musterungen waren fast immer lächerlicher Natur; es schien, als führten wohl dressirte Affen vor dem oben lauernden Könige

des Waldes ein Festspiel, ein militairisches Ballet auf. Auch von Innen ist dies Gebäude erstaunlich schlecht und vernachlässigt, sein ganzes Meublement mag wohl aus einem halben Duzend Stühle bestehen. Doch auch diese sind überflüssig. — Denn wer sollte sich darauf hinsetzen?

Demnächst folgt der Constitutionsplatz; er ist gut gepflastert und zählt mehrere schöne Häuser, zum Beispiel das Theater. Mitten darauf befindet sich die Constitutions-Säule, die aber schon seit Jahren, gleich einem krüppelhaften Bettler, krank und ungeheilt an der Erde liegt; — sie ist früh zu Schutt geworden. Wirklich ist es eine merkwürdige Thatsache, daß der Enthusiasmus der Brasilianer selbst während der letzten Revolution nie, sie wieder aufzurichten versucht hat. Was haben aber auch die Brasilianer von ihrer viel gepriesenen Constitution gehabt? Ihrem Obstgarten wollten sie einen Hüter setzen, und kleideten einen Harlekin zur Vogelscheuche aus. Eine solche Constitution bedarf keiner Denkmäler, sondern wohl eines Grabsteins.

Dieser öffentlichen Plätze zählt die Kaiserstadt des Columbuslandes noch mehrere, die zum Theil von weniger Bedeutung sind. Noch bringe ich nur die Praia Emaloel (Manuels-Strand) in Erwähnung; es ist dies der Hauptmarkt für alles Gemüse und Federvieh, das in Rio Käufer sucht. Ein seltsam bewegtes Schauspiel bietet sich hier alltäglich den Blicken des fremden Beschauers dar. Die seltensten Früchte aller Art liegen, mit den schönsten Blumenfestons verziert, pyramidenförmig nach den verschiedenen Graden ihrer Farbe und ihres Aromas aufgethürmt; Affen jeder Gattung machen dazwischen ihre lustigen Sprünge, oder verzerren das Gesicht und klirren mit der Kette, als wären sie ihrer Gefangenschaft bewußt; bunte

Papageien, sowohl die grauen afrikanischen, als die grünen, befiederten Bewohner der brasilianischen Urwälder freischen oder schwagen dazu, und schimpfen, wenn sie recht gelehrt sind, echt portugiesisch; kleinere Vögel, in deren glänzendem Gefieder alle Strahlen der Morgenröthe widerspiegeln, zwitschern jeder, wie ihm sein Schnabel gewachsen ist; Springhasen und andere oft noch possierlichere Thiere, Schildkröten und dergleichen ganz reputirliche Meerungeheuer vollenden das Nürrische der Scene.

Hunderte von großen Böten sind beständig bereit, von hier nach dem gegenüberliegenden Städtchen Praia grande abzufahren; Neger betreiben das Fähramt mit einer ungeheuren Wuth, und versprechen auf die Minute abzufahren; oft muß man aber Stundenlang warten, bis die hinlängliche Anzahl Passagiere voll ist, wenn man nicht eben seine 40 Reis im Stich lassen will. Bei gutem Winde legt man diese zwei Meilen in einer halben Stunde zurück; müssen jedoch die Segel den Rudern weichen, so bedarf man manchmal einer doppelten, ja sogar dreifachen Zeit. An einem schönen Abende, wenn der Himmel mit dem Schimmer der untergehenden Sonne im Meere liegt, kann man keine herrlichere Spaziersfahrt machen. Der Gedanke an ein Jenseits und an den magischen Weltbeherrscher, der hinter den Wolkencoulissen der Unendlichkeit thront, ergreift uns gewaltsam; wir fühlen es tief, Europa wie Amerika liegen dem Himmel gleich nahe — oder fern.

Drittes Capitel.

Die Umgegend von Rio de Janeiro. — Der öffentliche Garten. Bota fogo. — Der botanische Garten. — St. Christovão. Die kaiserliche Quinta. — Die Straße in Minas geraës. — St. Cruz. — Itaguahy. — Der Duro Guimaraës.

Wir wissen es, daß kein Land der Erde reicher von der Natur gesegnet wurde, als eben dies Brasilien, das in Cultur und intellectueller Bildung so weit hinter allen europäischen Staaten zurücksteht; es ist wirklich ein Paradies, das der Aberglaube als Cherub mit dem Flammenschwerte bewacht, und worin der Erkenntnißbaum der Natur- und Weltgeschichte mit seinen goldenen Hesperidenfrüchten von den Schlingpflanzen des Fanatismus, des Slavensinnes und der Stupidität völlig umschleiert, ja fast zerdrückt wird. Sogar die engere Umgegend von Rio bietet dem Blick alles dar, was sich nur das Herz des Menschen wünschen oder sein Eigensinn fordern kann. Berg und Thal, Wald und Fluß, anmuthige Gärten und reizende Villa's, ein ewiges Grün und ein stets heiterer Himmel, die hinschmelzenden Töne der tausend Vögel, die alle mit seltener Fertigkeit vom Blatte singen, das Gemurmel des Weltmeeres, das uns die Sagen der fernsten Länder wiedererzählt und die Schiffe, die mit leichten Segeln darüber hinflattern — Alles findet sich hier zu dem erhabensten Gemälde vereinigt; es ist, als wolle die Natur dem irrenden Fremdling, den ein unglückliches Schicksal nach diesen fernen Gestaden hinschleuberte, durch die Ueberfülle ihrer Liebe zeigen, daß sie ihm auch hier, zweitausend Meilen fern vom heimathlichen Boden, eine zärtliche, gütige Mutter sei, als wolle sie ihm Trost und Ersatz bringen für Alles, was seinem sehnsuchtsvollen Herzen fehlt. Ein Ausflug in die Umgegend von Rio de

Janeiro ist das beste, das einzige Mittel, Heimweh und Gram aus der kranken Brust zu verscheuchen.

Zwei sehr schöne Promenaden eröffnen sich dem in seiner Wahl schwankenden Spaziergänger; die eine führt nach der kaiserlichen Quinta, die andere nach dem botanischen Garten (Jardim botanico). Wir wollen zuerst diesen letzteren Weg einschlagen, und kommen folglich an dem Jardim publico (öffentlichen Garten) vorbei. Dicht belaubte Alleen gewähren hier reichlich Schatten und Kühlung; eine zwei bis drei Fuß hohe Mauer umzieht das Ganze, nur hin und wieder von einem eisernen Gitter unterbrochen; selbst die Thüren sind von massivem Eisen. Drinnen hinter dem dichten Laubhange befinden sich zwei Fontainen, und in dem Bassin einer jeden ist ein steinerne Obelisk errichtet; aber die Fontainen sind ausgetrocknet, und die Obeliske zittern, ihres frühen Umsturzes stündlich gewärtig. So ist es in Brasilien überall; Luxus und Pomp liegen nur in der allernächsten Gegenwart; Schmetterlinge sind es, deren Geburt und Tod ein einziger Tag umfaßt; einer augenblicklichen Laune zu genügen, werden die größten Geldsummen verschwendet, und was man heute aufbaute, läßt man schon übermorgen wieder verfallen. Nach der Meeresseite zu ist dagegen der Garten durch einen fest gemauerten Wall vor dem Andrang der Fluthen geschützt, welche sich hier bei dem geringsten Winde mit donnerndem Gepolter an der Mauer und den davorliegenden Felsenstücken ohne Unterlaß brechen. Die Aussicht von diesem Walle ist unbeschreiblich schön; gerade vor uns liegt die Einfahrt des Hafens, wo in den lichtblauen Wolken die weißen Segel der unermüdlich aus- und einlaufenden Schiffe wie Schwanenfittige erglänzen; hunderte von Böten und Canoes rudern fortwährend hin und her, ihren verschiedenen

Gewerben und Hoffnungen folgend; langsam und stolz tauchen vor unsern staunenden Blicken die zahlreichen Inseln und Castelle aus dem Schooße der schäumenden Wogen hervor und einzelne Kirchenthürme der Kaiserstadt blicken mit leisem Glockengeläute mahnend zu uns herüber; — wir empfangen einen Geistergruß aus der Ferne, und fühlen, daß ein hoffnungsreiches Menschenherz auch im großen Weltall kein Atom sein kann.

Uebrigens wird dieser Jardim publico, welcher der Stolz aller Bürger von Rio sein sollte, seit den letzteren Jahren auf die unverzeihlichste Art vernachlässigt; das brasilianische Volk hat noch immer keinen Sinn für Alles was öffentlich oder gemeinnützig heißt. Einige alte Neger, etwa fünf oder sechs, die von der Gartenkunst nicht mehr verstehen, als vom Christenthum, sind hier mit doppelter Würde als Wächter und Gärtner angestellt. Während der Regierung des Kaisers war es aber ganz anders; da wurde Alles in Ordnung gehalten; auf den zierlich abgestochenen Beeten prunkte der schönste und seltenste Blumenflor, und der leiseste Wind, der unter dem hohen Laubdache hinglitt, theilte den Meereswellen sein betäubendes Aroma mit; jetzt findet man im ganzen Garten kaum ein anderes Blümlein, als das dem Unkraut entsprossen ist und wild fortwuchert.

Laßt uns weiter eilen, an der früher erwähnten Gloria vorüber. Ersteigen wollen wir nicht den Berg, und führt auch ein schön gepflasterter Weg hinauf zu der heiligen Capelle oben; die weite Aussicht über Stadt, Land und Hafen haben wir ja schon genossen. Und es wird dort kein so glänzendes Fest mehr gehalten, wie früher, als es Dom Pedro mit seiner Gemahlin so feierlich despotisch beging; auch die kleine liebliche Donna Maria da Gloria spielt dort

oben nicht mehr mit dem Weihrauchskessel und erweckt nicht länger durch kindlichen Blick und Gesang den bigotten Enthusiasmus eines verblendeten Volkes; ist sie doch jetzt Königin von Portugal geworden. Der Unsinn regiert die Welt, aber auch in diesem Unsinne liegt ein tiefer, erbaulicher Sinn. Die unbegreiflichen Wechselverhältnisse des Lebens sind der beste Beweis von einer Menschenunsterblichkeit.

Weiter, weiter durch die Vorstadt, zu der man schon die Gloria rechnet! Plötzlich befinden wir uns zwischen den herrlichsten, von hohen, grünen Hecken umzogenen Gärten, aus welchen die stattlichen Landhäuser einfarbig hervorblicken. Immer weiter und weiter, bis das stille Idyll durch das näher und näher anbrausende Meer einen dramatischen Charakter erhält. Hier bildet sich eine große Bucht, die *Praia de Bota fogo* (Strand der Feuerschachtel) genannt; es ist dies die Glanzpartie der Natur, die als *Primadonna* auftritt. Villa reiht sich an Villa, und die Kunst hat hier überall ihrer stolzen Gebieterin die besten Zofendienste verrichtet. Hier wohnen in der guten Jahreszeit die meisten ausländischen Gesandten; die reichen Kaufleute, besonders Engländer, haben diese reizenden Landhäuser größtentheils gemiethet oder auch wohl angekauft, und pflegen Nachmittags fünf Uhr, nach beendigten Geschäften, hinaus zu reiten, um die Nacht bei ihrer Familie in *Bota fogo* zuzubringen. Die Mode mag ohne Zweifel das ihrige dabei thun; doch ist die Luft da viel kühler und gesunder, als in der dumpfigen Hauptstadt, die Aussicht auf die Bucht und die gegenüberliegenden Berge malerisch schön; sogar die hier wohnenden Brasilianer sind umgänglicher, als ihre Brüder in der Stadt. Das Beispiel der hier wohnenden Europäer muntert sie theilweise dazu auf; auch glaubt man in *Bota*

fogo schon auf dem Lande zu sein, um das steife, städtische Wesen etwas von sich abstreifen zu dürfen; der Einfluß der kühlen Seeluft und einer freien, reizenden Natur macht die Menschen allgemein herzlicher, zuvorkommender und nachsichtiger gegen einander. Manche dieser Häuser sind in hohem Grade prächtig und geschmackvoll erbaut, und erhalten durch die lieblichsten Gartenanlagen, wo marmorne Statuen unter dem Schatten der reichsten Vegetation so bezaubernd hervorblicken, ganz das Ansehen italienischer Villas. Unwillkürlich ruft auch der heimathsfranke Fremdling aus: »Wahrlich, hier ist gut wohnen; ich möchte hier meine Hütte bauen«.

Von Bota fogo aus führt ein schmaler, jedoch noch immer fahrbarer Weg bis zum botanischen Garten, der zwei Meilen von der Kaiserstadt entfernt liegt. Die Straße bleibt fortwährend angenehm, und schlängelt sich stets zwischen Hecken, Gärten und Wäldern hin, während, um alle Einförmigkeit aus jener herrlichen Scenerie zu verbannen, ein neues, entzückendes Bild nach dem anderen vor uns auftaucht. Endlich gelangen wir zu einem Wirthshause, wo man gewöhnlich nach seiner Promenade einige Augenblicke auszurufen pflegt. Sehr gute und besonders große Auster, die ganz in der Nähe vom Felsen gebrochen werden, verleihen mit einem Gläschen des trefflichsten Portweines ein nicht gar übles Frühstück. Nachdem wir sodann die Erlaubniß des Inspektors eingeholt haben — eine Erlaubniß die fast nie verweigert wird — betreten wir in Begleitung eines Negers, der einige lateinische Floskeln und systematische Namen wie ein Papagei herplappert, den prächtigen, mit allen Schätzen des Pflanzenreiches geschmückten Garten, der ungefähr zwei Quadratmeilen umfaßt. Hier sieht man es am deutlichsten, mit welcher unendlichen Güte, man könnte

sagen, mit welcher Parteilichkeit die Mutter Natur dies Land vor allen andern reichlich gesegnet hat. Die Gewächse aller Zonen, die des höchsten Nordens und Südens allenfalls ausgenommen, gedeihen bei dieser immer nur mittelmäßigen Pflege von Menschenhand in der üppigsten Fülle.

Um diese nützliche Anstalt, sowie um Alles, was Brasilien nur Gutes und Schönes besitzt, hat sich die leider zu früh verstorbene Kaiserin Leopoldine ohne Zweifel die größten Verdienste erworben. Eine große Menge seltener Pflanzen sind auf ihre Veranlassung und oft auf ihre Kosten aus allen Welttheilen herbeigeschafft worden, und sie gedeihen trefflich, wenn sie auch später vernachlässigt wurden. Man findet ganze Alleen von Campherbäumen; die Nelkenstauden übersäen den Boden ringsum mit ihren rothen, duftenden Blüthen; die Sagopalme erstreckt ihre breiten Blätter über die grünen Aeste des Brotfruchtbaumes; ganze Felder sind mit Theebüschen bepflanzt, und werden von Chinesen gewartet; Muskat- und Zimmbäume blühen in schönster Pracht; fast alle ostindische Gewürze und Gewächse haben hier ein neues Vaterland gefunden; und doch wird von allen diesen Sachen, deren Erhaltung so fürchterliche Summen kostet, kein reeller Nutzen für den Staat oder für das Land gezogen; denn was die hierbei beschäftigten Neger nicht stehlen, das verfault auf dem Felde.

Der Thee, den der portugiesische König, Dom João VI., etwa ums Jahr 1816 hierher verpflanzen ließ, ist das einzige Produkt, das eine Ausnahme macht und ordentlich geerntet wird. Mit größter Mühe und bedeutendem Kostenaufwande wurden Chinesen aus ihrem fernen Vaterlande herbeigeholt, den Bau desselben in Brasilien nach heimischer Sitte zu betreiben. Der Gedanke war glücklich und hatte einen gu-

ten Erfolg. Der hier gezogene Thee steht dem echt chinesischen wenig nach; aber hier fehlt es wieder an Ordnung und Aufsicht; die Chinesen verläugnen nie ihre Diebesnatur und behalten den schönsten Theil der Ernte für sich, den sie dann für einen wahren Spottpreis auf den Straßen von Rio feil halten. Würde dieser Theebau einigermaßen mit Umsicht und Verstand betrieben, so wäre das ganze Kaiserthum sehr bald im Stande, seinen nothwendigen, sehr bedeutenden Bedarf in dieser Hinsicht selbst hervorzubringen, und das Land hätte somit eine starke, jährliche Ausgabe weniger. Zwar sieht man dies recht wohl ein, hält es indessen, trotz der völlig zu Grunde gerichteten Finanzen, nicht der Mühe werth, an eine Verbesserung dieser Art, die dereinst von den bedeutendsten Folgen sein könnte, ernstlich zu denken. Natürlich thun auch die Engländer ihr Möglichstes, dergleichen Anpflanzungen zu hintertreiben; — aber sollte nicht ein großes, selbstständiges Reich, wie Brasilien, durch kräftig eingreifende Maßregeln den niedrigen Spekulationsgeist seiner ungebetenen Gäste bekämpfen können?

Dasselbe gilt durchgängig von allen andern Produktionen dieser Art; die Berge kommen nieder und gebären eine Maus. So gut wie die obengenannten Gewürzbäume im botanischen Garten fortkommen, eben so würden sie in der ganzen Umgegend von Rio de Janeiro, ja vielleicht in der gesammten Provinz mit der größten Leichtigkeit angepflanzt werden können, und in den nördlicheren Theilen, wie Pernambuco, Ceará, Maranhão oder Paná, müßte diese Colonisation noch viel besser gelingen. Aber die Nachlässigkeit des Gouvernements will es nicht anders, und die angeborne Faulheit der Brasilianer erlaubt noch nicht die nützlichsten Reformen; nur durch die drückendste Armuth, das tieffste Elend, den höchsten Grad verza-

gender Verzweiflung kann dies unglückliche Volk dazu gebracht werden, durch Fleiß, Cultur und Industrie sein, vielleicht dann zu tief gesunkenes Vaterland aus dem Schlamme des jetzigen Chaos wieder emporzuheben.

Die zweite Hauptpromenade, die nach der Imperial Quinta da boa vista, dem kaiserlichen Lustschlosse, hinführt, ist ebenfalls ausnehmend schön. Auf einem breiten, gut gepflasterten Wege, der des Abends mit unzähligen Laternen erleuchtet wird, gelangen wir durch St. Christovão nach diesem Schlosse, wo sich der Kaiser Winter und Sommer aufhält. Es ist ein seltsames, ungerichtetes, doch nicht unschönes Gebäude, zu welchem Dom Pedro selbst den Plan entworfen haben soll, worin aber keine Idee von einem wahren Styl oder einer gewissen Schule zu entdecken ist; — ein Charivari von Luxus, Majestät, Unbequemlichkeit, Indecenz und Berrücktheit. Eisene Gitter umgeben mit reichen Vergoldungen und zahlreichen Abbildungen des brasilianischen Wappens den weiten Vorhof, dem alle Eleganz, ja sogar Reinlichkeit abgeht; an der entgegengesetzten Seite liegt der große Park mit seinen unübertrefflichen Anlagen. Hier ist Alles heilig, düster und still; hohe, dichte Hecken von Kaffeebäumen fassen die den Garten durchschneidenden Wege schattig ein; der riesige Mangabaum *) breitet seine gewölbten Zweige weit aus und gewährt unter seinem eng verschlochtenen Laube dem ermüdeten Pilger den kühlsten und angenehmsten Ruheplatz.

Eben so romantisch schön, wie dieser Park, ist

*) Dieser Baum trägt eine der schönsten Früchte, welche die südamerikanische Vegetation aufzuweisen hat. Die Frucht, die äußerst saftig und schmackhaft ist, sieht unsern Eierpflaumen ähnlich, nur ist sie viel größer und führt bei übermäßigem Genuß leicht eine Kolik mit, die oft tödtlich wird.

die ganze Umgegend der Quinta; allenthalben in und um St. Christovao erblickt das von den vielen Schönheiten schon geblendete Auge die herrlichsten Gärten und Anlagen; kein Stückchen Landes liegt hier unbezahlt, und wäre es auch noch so klein; man möchte fast glauben, man befände sich in dem cultivirtesten Staate der alten Welt, — man käme gar in Versuchung, Brasilien für eine große Provence anzusehen. Wahrlich, man könnte sich keines größern Irrthums schuldig machen! Doch ist der Weg zu Wasser von der Stadt nach St. Christovao fast eben so schön, und ohne Zweifel weit bequemer. Mit der größten Leichtigkeit gleiten die Bote über den ruhigen Wasserspiegel; links haben wir einen Theil der Stadt, rechts zwei kleine, niedlich angebaute Inseln und gerade vor uns erhebt sich das reizend idyllische St. Christovao. Auf einem Berge, dem Schloß gegenüber, liegt die früher erwähnte Klosterscaserne, melancholischen Andenkens. Jetzt steht sie unbenutzt und wird wohl allmählich in Schutt fallen; denn es hausen weder Mönche, noch Soldaten mehr darin. An dem Fuße des Hügels, worauf die Quinta selbst liegt, erblickt man dagegen verschiedene, für die kaiserlichen Dienerschaften errichtete Gebäude, und einen wahrhaft schönen Pferdebestall nebst Düngerhaufen. Es ist hier einmal Mode, das Anziehende mit dem Abstoßenden zu paaren; solche Paradoxien findet man bei jedem Volke, das sich eine neue, erträumte Freiheit erkämpfte oder — erschlich.

Unter jenem Hügel zieht sich die Haupthauptstraße hin, welche in das Innere des Landes geht; sie ist bis an das sechzehn Meilen von Rio entfernt liegende Orgelgebirge für ein Land wie Brasilien außerordentlich gut; dann aber wird sie bedeutend schlechter. Zwei Meilen von der Stadt theilt sie sich, doch führen beide Wege in die Provinz Minas geraes; nur

ist die Straße rechts bei weitem nicht so schön, breit und befahren als die linker Hand, wo ein fortwährendes Leben und Treiben herrscht. Ganze Heerden von Ochsen und Schafen, von Schweinen und Putern ziehen in langen Reihen darauf einher; ihnen folgen ohne Unterlaß staltliche Maulthiere, mit Kaffee, Taback, Baumwolle, Speck und andern Lebensmitteln beladen, Neger, welche Milch, Obst, Gemüse und Blumen zur Stadt bringen, Pferde und Esel, die entweder zum Verkauf bestimmt sind, oder schwere Lasten tragen; Reiter und Fußgänger, die irgend ein Ziel erjagen wollen, kommen jeden Augenblick an. Jenseit des Orgelgebirges theilt sich die Heerstraße wiederum, wo dann der eine Weg in die Minas geraës, der andere in die Provinz St. Paulo führt.

Zehn Leguas von Rio de Janeiro berührt diese Straße das Städtchen St. Cruz, welches zu dem vier bis fünf Quadratmeilen großen Landgute gleiches Namens gehört, das früher ein Privateigenthum des Kaisers war, jetzt aber durch die Behauptung des Gouvernements, Dom Pedro sei unrechtmäßiger Weise in dessen Besitz gelangt, der Krone anheimgefallen ist. Der Kaiser hatte hier ein ziemlich elegantes Schloß, welches er wegen der Jagd häufig zu besuchen pflegte. Mehr denn tausend Slaven, alle sein Privateigenthum, waren beständig mit dem Anbau der bedeutenden Ländereien beschäftigt; auch lag ihnen die Wartung einer Menge von Pferden, Ochsen, Schweinen und Federvieh ob. Die sämtlichen Produkte, welche St. Cruz hervorbrachte, wurden mehrmals wöchentlich zum Verkauf in die Stadt geschickt und trugen dem geldgierigen Kaiser, der sich selbst mit der Administration dieses Gutes bis in die kleinsten Details beschäftigte, eine enorme Summe ein. Ueberhaupt verwandte Dom Pedro, wie männiglich bekannt, weit

mehr Zeit und Aufmerksamkeit auf die Verwaltung seines eigenen Vermögens als auf die Regierung des Kaiserthums, und er verstand es viel besser, sich persönlich zu bereichern, als die tief gesunkenen Finanzen des Staats wieder zu heben. Was er bei seiner Entthronung von Gold, Silber und Diamanten mit sich fortnahm, grenzt an Märchenhafte; er war ohne Zweifel der reichste Mann seiner Zeit.

Mitten durch diese Besingung führt die Landstraße, die hier ungeheure Kosten verursacht hat, da sie, wegen des sumpfigen Bodens, an manchen Stellen sechs bis acht Fuß hoch errichtet werden mußte; und dennoch ist sie bei anhaltendem Regen hin und wieder so schlecht, daß das Lastvieh bis an den Bauch in Schlamm und Schmutz versinkt. Das Städtchen selbst kann man keineswegs schön nennen; es besteht nur aus einer Reihe von niedrigen, schlecht gebauten Häusern, deren Penaten Armuth und Unreichlichkeit durchgängig sind.

Zwei Meilen von St. Cruz liegt die Stadt Itaguahy, die in der lehtern Zeit durch ihren Expeditionshandel mit der Kaiserstadt eine gewisse Bedeutung erworben hat. Früherhin mußte nämlich aller Kaffee aus den Provinzen zu Lande nach Rio transportirt werden, und man hatte mit beladenen Thieren von Itaguahy zur Hauptstadt, oft auf den schlechtesten Wegen, drei mühsame Tagereisen zu machen; aber jetzt bringt man den Kaffee nur bis nach Itaguahy, wo ihn die dort ansässigen Kaufleute einhandeln und zu Wasser nach Rio de Janeiro versenden. Die Mineiros, d. h. die Bewohner von Minas geraës, versehen sich hier für das gelöste Geld oft auf mehrere Jahre mit Kattun, Tuch, Wein, Eisenwaaren und anderen Gegenständen des englischen Fabrikwesens und südamerikanischen Schmuglersystems, wobei die Kaufleute

von Itaguahy, die ihre Waaren mit funfzig bis siebzig Procent Profit absetzen, wiederum einen großen Vortheil haben. Auf diese Weise ist das vor wenigen Jahren fast unbekannte und völlig unbedeutende Städtchen zu einer angesehenen und reichen Stadt geworden, die freilich, wie jedes Kind, noch in Windeln liegt, aber sich unter günstigen Umständen bald zu einer kräftigen Jugend entwickeln wird.

Zwei Meilen weiter ist der Weg viel unebener; eine ungeheure Bergreihe, das Orgelgebirge, erhebt sich wie ein zürnender Riese, der sich aus seinem Schlummer emporrafft. Bis tief in das Innere hinein häufen sich Felsen auf Felsen zu einer grotesken Wolkenscenerie. Die ganze Gegend nimmt jetzt einen rauen und wilden Anstrich an; so weit das Auge reicht, ist überall Wald, hier und da nur von gelblichen Kaffeepflanzungen und einzelnen, grau und weiß angestrichenen Häusern unterbrochen. Selbst die Bewohner harmoniren mit der sie umgebenden Wildniß. Das Regiment, das die französischen Moden in der Zwitter-Kaiserstadt behaupten, ist hier zu Ende; eine katunene Jacke, ein weißes, baumwollenes Beinkleid, ein breitkrämpiger Strohhut und eine um den Leib geschlungene Binde, worin ein langes, dolchähnliches Messer steckt, bilden die beständige Tracht dieser Männer, deren finstere Augen und braune Gesichtsfarbe, wie auch die langen, schwarzen, struppigen Haare noch dazu beitragen, ihnen für den Ausländer eher das Ansehen italienischer Banditen, als der friedlichen Bebauer dieser schönen Berge zu geben.

Zu bewundern ist es wirklich, daß man in dieser Gegend nur selten etwas von Räubereien vernimmt; denn der Verbrecher würde die Strenge der Gesetze wenig zu fürchten haben. Man muß dies einzig und allein der Wachsamkeit und dem Muth der dortigen

Bewohner zuschreiben, welche oft mit Lebensgefahr Diebe und Räuber, die aus den benachbarten Districten einbrechen, verfolgen und auffangen. Weit häufiger fallen hier dagegen Mordthaten vor; doch finden die Unglücklichen, die so meuchelmörderischer Weise durch einen Messerstich oder eine Flintenkugel um ihr blühendes Leben kommen, nie als Opfer einer frechen Raubsucht; Rache, beleidigtes Ehrgefühl oder Eifersucht sind die gewöhnlichen Triebfedern dazu. Frei und ungehindert wandelt Derjenige herum, der eine solche That vollbracht; er wird nicht verabscheut, nicht gehaßt, nicht gefürchtet, nicht verfolgt; er findet überall Freunde, die ihn, wenn es Noth thut, verstecken und beschützen; er rühmt sich öffentlich seines Verbrechens und führt beim Volke den Ehrennamen Duro (ein Harter). Dieser Titel heiligt ihn wie die That, die wohl zuweilen entschuldigt, aber nie gebilligt werden kann; er ist ausgestoßen aus den menschlichen Gesetzen, aber die menschliche Gesellschaft verehrt ihn wie einen unschuldigen Märtyrer; das Rainszeichen an seiner Stirn ist zur Glorie geworden. Die Polizei ignorirt absichtlich sein Vergehen; sogar die Richter, die ihn verdammen sollten, beschützen ihn, wenn nicht eben die Familie des Gemordeten sehr reich ist, und ernstlich dafür sorgt, mit ungeheuren Kosten den Thäter, der doch selten ergriffen wird, verfolgen zu lassen.

Ein solcher Duro, dem man mehr denn zwanzig Mordthaten, oder um es echt portugiesisch auszu-
drücken, Mördchen nachsagt, lebt noch zur Stunde in der nächsten Umgegend von Rio. Er ist unter dem Namen Guimaraes bekannt. Früher soll er der schönste Mann der Kaiserstadt gewesen sein, und sein erster Todtschlag war kein Mord, sondern nur gerechte Strafe der Untreue eines Wesens, dem er seine schönsten Jugendhoffnungen leichtsinnig hingeopfert hatte.

Diese erste wohl überlegte, kräftig ausgeführte That bestimmte seine Zukunft; er verließ Heimath, Eltern und Freunde, er entsagte allen Genüssen, die ihm ein großes Vermögen darbot, — er war ein Duro und wollte als solcher leben. Ach, wie sehr muß ihn eine traurige Wirklichkeit getäuscht, wie oft eine Geliebte betrogen, ein Freund verrathen haben! Jetzt ist er nicht mehr jung und nicht mehr schön, aber kräftig, reich und gefürchtet. Oft sah ich ihn auf den Straßen von Rio, doch nie ohne zahlreiche Begleitung; stets grüßten ihn die Armen ehrfurchtsvoll, und die Mitglieder des Gouvernements schlichen bange an ihm vorüber, als kennten sie ihn nicht.

Zu den Zeiten des verstorbenen Königs von Portugal, des schon früher erwähnten Dom Joao IV., machte man den ersten Versuch, sich dieses gefährlichen Mannes zu bemächtigen, und sandte ein starkes Militair-Detachement mit dem Befehl, ihn lebendig oder todt mit heim zu bringen, nach seinem Landgute Fazienda ab. So geheimnißvoll auch die Expedition betrieben wurde, erhielt der Duro, der in Brasilien größere Gewalt hat, als Kaiser und König, früh genug die Kunde davon. Er hätte fliehen können, aber das that Guimaraes nie; er versammelte seine Freunde, meistens Mulatten, über zweihundert an der Zahl, den anmarschirenden Soldaten Troß zu bieten. Unter dem Schutze der Nacht schlich das Detachement sachte heran und umringte die Villa; der commandirende Offizier stellte mit größter Taktik die Wachen sorgsam auf, damit ja der Fuchs der so listig gestellten Falle nicht entgehe. Da stürzte die Mulattenschaar plötzlich aus dem Hinterhalte hervor; den überraschten Soldaten ward nicht einmal die Zeit, ihre Gewehre zu laden; was sich nicht sogleich in den Wald retten konnte, wurde ohne Gnade niedergemetzelt. Der Duro feierte

königlich den leicht errungenen Sieg. Jetzt hätte gewiß die Regierung kräftiger gegen den kühnen Verbrecher verfahren müssen; aber statt dessen knüpfte sie mit ihm förmliche Friedensunterhandlungen an, und das Ende der Geschichte war, daß Guimaraes gegen Entrichtung von dreitausend Thalern für alles Vergangene völlige Amnestie und Absolution erhielt.

Das Geld bewährt seine Gewalt in allen Gegenden der Erde, doch mag es wohl kaum irgendwo in Europa eine solche Tyrannei ausüben; der Mammon muß Herrscher sein, aber nicht Despot.

Viertes Capitel.

Polizeipflege. — Jegiges Militair. — Das Offizierbataillon. — Die Friedensrichter. — Die Damen und brasilianische Galanterien. — Uebelstände. — Lebensmittel.

Wie wir schon früher gesehen, hat die Göttin Asträa schon lange auch die neue Welt verlassen, ohne in die alte zurückzukehren; die Geographie weiß den Wohnort dieser himmlischen Landstreicherin nicht mehr, und die Astronomie gehört den Menschen nicht an. Wo aber auch keine Gerechtigkeit ist, muß doch ein Gericht sein, dem mit Güte oder Gewalt, nach allgemein festgesetzten Staatsgrundsätzen, Gehorsam verschafft werden darf. Dies transatlantische Kaiserthum ist dagegen zu jung und zu schwach, als daß seine ausübende Kraft durchgreifend sein sollte; die Polizei liegt in Brasilien überall im Argen. Ein großartiges Bestechungssystem ist eingeführt; Alles ist käuflich; einige wenige Thaler überwiegen oft das Gewissen des Richters, und die Gerechtigkeit wird,

wie ein eingezogenes Privatgut, öffentlich an den Meistbietenden versteigert.

Früherhin existirte in Rio de Janeiro eine bewaffnete, etwa tausend Mann starke Macht, die unter dem Namen Policia (Polizei) bekannt war und, Nacht und Tag auf den Straßen patrouillirend, wenigstens den öffentlichen Räubereien Grenzen setzte; nach der Revolte vom 7. April wurde sie aber, theils weil sie bei dem Volke in gehässigem Andenken stand, theils weil man, wenigstens dem äußern Scheine nach, in allen Zweigen der Staatsverwaltung Reformen begründen wollte, plötzlich verabschiedet, und an ihre Stelle trat eine sogenannte Guarda permanente (beständige Wache). Dies Corps besteht ungefähr aus 600 Mann, den Hefen des Pöbels entnommen. Diebische Ladendiener, unbrauchbare Schreiber, verarmte Handwerker, unglückliche Spieler, ungerathene Söhne, Krüppel und Faulenzer aller Art bilden diese concessionirte Räuberbande, die ein moderner Falstaff zusammengeworben zu haben scheint, und die dazu ausersehen ist, öffentliche Sicherheit und bürgerliches Eigenthum zu beschützen. Das ist die alte Lebens-Ironie; der Ziegenbock wird zum Hüter des Weingartens bestellt. Diese Permanentgarde hat fast souveraine Gewalt, und ist dabei völlig bedeutungslos, weil sie nur frecher Willkür huldigt. Sie hängt einzig und allein von ihrem Commandanten, dem General Lima, ab, und keines ihrer Glieder ist irgend einer andern Civil- oder Militairbehörde für begangene Ungerechtigkeiten oder Gewaltthaten verantwortlich; höchstens wird der Thäter, wenn sein Verbrechen, das er natürlich immer aus übertriebenem Amtseifer begangen hat, zu offen am Tage liegt, vor ein Kriegsgericht gestellt, und die ehrenwerthen Richter, sämmtlich Offiziere desselben Corps, lassen regelmäßig die gefangene Maus durch

eine Fuchsfalle entschlüpfen. Welch schrecklicher Unsinn! Was haben die Schergen in Friedenszeit mit dem Kriegsgerichte zu thun? Das Gouvernement liebt allerlei Feuerwerk und wirft selbst die Rakete in den Pulverthurm; das ist brasilianische Taktik.

Um sich dieses zusammengerafften Gesindels desto mehr zu versichern, war General Lima, der berühmte Volksaristokrat, so klug, gleich bei seiner Ernennung als erster Regent dafür zu sorgen, daß die noch zitternde Deputirtenkammer den Permanentgardisten, seinen treuen Jünglingen, einen wahrhaft ungeheuren Sold ausstellte. Eine eigene, närrische Philosophie! Der fünffache Sold sollte die Häfcher zu Soldaten machen. So erhält der gemeine Soldat bei der Infanterie dieser Guarda permanente monatlich zwanzig Thaler, und wird dazu trefflich uniformirt; der Secondelieutenant zieht eine monatliche Gage von neunzig Thalern, und die Cavallerie, etwa 150 Mann stark, erfreut sich noch besonderer Gratificationen. Diese neunhundert oder neunhundert neun und neunzig Menschen, — denn in der neuen Kaiserstadt gibt es oft ganz besondere statistische Berechnungen, — halten jetzt nicht nur als executive, sondern als wirklich executirende Gewalt ganz Rio de Janeiro in Furcht — oder Hoffnung. Sie verlassen sich im Nothfall blind auf die Autorität und den Schutz ihres vergötterten Generals, der mit löblichem Patriotismus ihre Vergehungen mit Medaillen belohnt, so daß man jeden Augenblick befürchten muß, von diesem Gesindel angefallen und ausgeplündert zu werden. Dergleichen Scenen fallen noch immer nur zu häufig in einem Lande vor, das so fest mit seiner Freiheit und einer erkämpften Constitution prahlt.

Außer diesem Corps gibt es in Rio, wie im ganzen Reiche, keine regulären Truppen mehr, einige

wenige Dragoner der Provinz Minas geraës ausgenommen, deren Dienst sich einzig darauf beschränkt, den zehnjährigen Kaiser Dom Pedro secundo bei besondern Gelegenheiten, wie bei festlichen Aufzügen und großen Paraden, zur Stadt zu begleiten. Alsdann pflegen auch die drei Regenten, welche während dessen Minderjährigkeit das Land verwalten, zugegen zu sein, und sogar der achtungswerthe José Bonifacio d'Andrade, der von dem Vater erwählte Vormund des Kaiserleins, fehlte dabei nie. Die etwa 20,000 Mann starke Bürgergarde, die überhaupt allen activen Dienst versehen muß, rückt sodann aus; aber selten übersteigt die Zahl der auf dem gewöhnlichen Paradeplatze, Campo da Honra, Versammelten vier bis fünftausend. Diese Unordnung ist größtentheils der unbesonnenen Furcht zuzuschreiben, welche die Vorgesetzten, die sich in ihrer neuen Militairwürde nicht recht zu schicken wissen, vor ihren Untergebenen hegen; denn wenn ein Bürgergardist sich unter irgend einem Vorwande ernstlich weigert, einem solchen, auf bloße Spielerei abgesehenen Aufgebote zu gehorchen, so ignorirt man lieber ganz die Sache, die man zu ändern sich viel zu schwach fühlt.

Noch gedenke ich hier einer seltsam bizarren Einrichtung, welche die Zwitternatur des Zeitgeistes, die Undankbarkeit des Gouvernements und den Unsinn des brasilianischen Patriotismus ins hellste Licht stellt; ich meine damit das bekannte Offizierbataillon. Dies Corps besteht ungefähr aus 400 Mann, die alle Offiziere sind, aber Soldatendienste verrichten. Die Sache verhält sich so. Bei der Abdankung Dom Pedro's konnten die im kaiserlichen Heere mit irgend einer höhern Charge dienenden Eingeborenen nicht geradehin verabschiedet und fortgejagt werden, wie es mit den Fremdlingen der Fall war; sie wurden für's

Erste auf ein klägliches Wartegeld gestellt, und können ihr Lebelang auf eine finanzielle Verbesserung warten. Bei den fortwährenden Unruhen, die noch immer das neue Kaiserthum erschütterten, reichte die bestehende Truppengewalt nicht hin, und die pensionirten Offiziere traten theilweise, in ihren Lorbeer- und Doublonen-Träumen, als ein freiwilliges Bataillon zusammen, um das freie Vaterland zu beschützen und zu umschirmen. Die patriotischen Thoren wurden später allgemein verspottet, wenn sie in ihrer Uniform, mit Gewehr und Patrontasche, die Wache bezogen, und dies Gelächter nahm noch zu, als man vernahm, daß das Gouvernement ihnen nicht die geringste Gratification dafür bewilligen wolle, und was zuerst freier Wille gewesen war, als gesetzmäßige Schuldigkeit einfordere. Viel klüger handelten die Offiziere, die sich mit ihrer Unabhängigkeit und der kleinen Pension in das Innere des Landes zurückzogen, wo sie als Ackerleute, Plantagenbesitzer und Lederhändler ein stilles, sorgenfreies Leben führen. Wahrlich, die Gegenwart taugt nicht mehr zum Patriotismus. Was hat ein Brutus oder Scävola mit der jetzigen Zeit zu schaffen? Saturn verschlingt seine liebsten Kinder.

Dem Militair, wie dem Beamtenstande wird überhaupt jetzt nicht mehr die Achtung gezollt, die man ihnen während der Regierung des Kaisers erwies; nur die durch das Volk erwählten Friedensrichter, die ohne irgend eine Bezahlung dies Ehrenamt versehen, erfreuen sich eines öffentlichen Ansehens und fast blinden Gehorsams. Ihre Vollmacht erstreckt sich außerordentlich weit, und obgleich sie keinen Prozeß schlichten können, sobald er einen Werth betrifft, der sechszehn Thaler übersteigt, so wird doch ihr Wort von den höhern Gerichten beinahe immer angenommen

und bestätigt; ihre Empfehlung ist so gut, wie ein Urtheilspruch. Bei Unruhen steht das sämtliche Militair unter ihrem Befehle, und sie haben ganz über die Polizei zu disponiren. Als Auszeichnung tragen sie ein gelb und grünes, handbreites Band, das über die rechte Schulter geworfen, zur linken Hüfte reicht und ihre richterliche Würde beurkundet. Wenn sie bei einem Auslaufe oder in dem wildesten Volksgetümmel dies Band zeigen, pflegt augenblicklich Ruhe einzutreten; ja, das Erscheinen eines Juiz de Paz mit seinem freundlich ernstern Worte hat oft weit mehr Einfluß auf den großen Haufen, als die ganze aufgebotene Militairgewalt. Es freut mich, hier endlich als Lobredner einer brasilianischen Staatseinrichtung auftreten zu können. Wir eilen zu andern interessanteren Sachen.

Das schöne Geschlecht ist im Ganzen hier nicht schön zu nennen, doch unterscheiden sich die Damen der südlichen Provinzen in mancher Hinsicht vortheilhaft von denen der nördlichen. So findet man z. B. in St. Pedro do Sul, St. Catharina und St. Paulo häufig weißen Teint und rothe Wangen, was in Rio de Janeiro schon eine große Seltenheit ist. Die Frauen der Kaiserstadt haben gewöhnlich eine zwischen Grau und Gelb schwankende Hautfarbe und stark marquirte Gesichtszüge; dabei sind sie meistens klein und mager, aber die schwarzen, sehnüchtig funkelnden Augen, die niedlichen, ewig spielenden Hände, die schöngeformten, ohne Unterlaß tanzenden Füßchen lassen uns bald jene Fehler übersehen, und die leichte Anmuth, die über alle ihre Bewegungen hingegossen ist, ersetzt, was an üppigen Formen fehlt.

Die höhern Stände kleiden sich nach dem neuesten Pariser Geschmacke, und nicht selten übertreiben sie auf die lächerlichste Weise die herübergebrachten Mo-

den; die Frauen des Mittelstandes tragen gewöhnlich schwarzseidene Kleider, die sie mit besonderer Geschicklichkeit zu drappiren verstehen. In der Regel ist ein solches Kleid, nebst ein paar Hemden und, wenn es hoch kommt, einem Bette, die ganze Mitgift oder gar das ganze Vermögen der dortigen Damen, so daß der Neuvermählte schon acht Tage nach der Hochzeit darauf bedacht sein muß, die junge Frau zu equipiren. Zu allererst werden jetzt neue Schuhe gekauft, denn auf diesen Artikel hat es die Eitelkeit der Brasilianerinnen besonders abgesehen; danach muß ein Schneider gerufen werden, denn Madame ist doch jetzt Hausfrau und kann unmöglich wie früherhin, wo sie nur dann über die Schwelle trat, wenn sie einer Procession bewohnte, oder in die Kirche ging, Tag ein Tag aus denselben Anzug tragen. Madame will Gesellschaften besuchen und die verlorenen Jugendjahre, die sie als Mädchen unter der strengen Aufsicht ihrer Eltern verträumte, in dem Freudenstrudel der großen Welt wieder einholen, und so muß denn der liebe Mann, wenn er nicht gleich seinen Himmel in eine Hölle verwandelt sehen will, den nöthigen Puz herbeischaffen, — fällt es ihm auch noch so schwer, muß auch das Bett darum verkauft werden; Madame behilft sich gern bis auf bessere Zeiten mit Strohmatte und wollener Decke, wenn sie vor den Augen der Menschen eine glänzende Rolle spielen kann.

Sowohl Mädchen wie Frauen haben im Allgemeinen die Ausländer sehr gern; die Ersteren, weil sie sich durch ein Liebesverhältniß oder gar eine Heirath mit ihnen ungebundener und inniger vergöttert wähnen, als es bei einer Verbindung mit ihren Landsleuten der Fall sein würde; die Letzteren, weil sie auf ihre Verschwiegenheit fester bauen zu können glauben, denn nur selten pflegt der gebildete Fremdling freund-

schaftlichen Umgang mit den ungeselligen Eingeborenen, und es ist also weniger zu befürchten, daß das Geheimniß verrathen werden könne.

Die Liebe ist ein unglückseliges Ding; sie gedeiht in allen Zonen, und acclimatist sich unter jedem Himmelsstriche — nun gar in diesem von der Natur so reich gesegneten Lande, wo man, von Blumenduft, Vogelgesang und Sonnenbrand betäubt, das Leben für einen ewigen Traum ansieht. Ich gestehe es offen, nie habe ich so feurig, aber auch nie so leichtsinnig und glücklich geliebt wie in Brasilien. Nur hüte sich der Ausländer ja vor dem Heirathen, denn er wird gewiß immer dabei getäuscht werden. Entweder wird ihm — was bei der schlechten Gesetzverwaltung dort nur zu leicht möglich ist — die versprochene Mitgift vorenthalten, oder er erhält statt des Engels eine Kantippe — und nicht jeder Ehrenmann ist ein Sokrates — oder die junge Gemahlin bringt ihm die ganze Familie und Sippschaft auf den Hals. Das Letztere ist noch der schlimmste Fall, denn hat er sich in dem Rausche der Honigwochen dazu überreden lassen, einen oder einige von den Verwandten der Senhora zu sich auf Besuch ins Haus zu nehmen, so ist ein stillschweigender Contract auf alle Ewigkeit abgeschlossen, und wollte er einmal, dieser lästigen Gäste, die er zu ernähren sich nicht mehr im Stande fühlt, sein Hausrecht gebrauchen, würde er in Gefahr gerathen, durch einen Messerstich sein Leben zu verlieren, oder von der Senhora zu Tode geärgert zu werden. Eine unglückliche Wahl!

Ein noch größerer Fehler der Damen von Rio de Janeiro ist ihre übermäßige Trägheit und Indolenz, die erst dann zum Theil in den Hintergrund tritt, wenn die Liebe mit ins Spiel kommt. Madame hat ihre Negressen —, zwei, drei, sechs oder acht,

je nachdem der unglückliche Gatte den Beutel öffnet, und diese schwarzen Zosen dürfen nie aus der unmittelbaren Nähe ihrer strengen Gebieterin weichen; sie müssen ihren Blick verstehen und ihren Wink deuten können. Wäre es doch zu viel verlangt, daß sich Madame, sei sie auch nur die Frau eines elenden Krämers, selbst ein Glas Wasser einschenken sollte, und stände auch der Wasserkrug vor ihr auf dem Tische. Es ist so süß, despotisiren zu dürfen. Vom Kochen und Waschen kann demnach gar nicht die Rede sein; zu solchen Sklavenarbeiten hat Gott die Schwarzen erschaffen, deren Teint weder vom Rauch, noch von der Seife, noch von der körperlichen Anstrengung gefährdet werden kann. Diese Prädestinationslehre bildet den Hauptgrundsatz in der brasilianischen Glaubensstheorie. Dabei aber schämt sich die zierliche Hausfrau nicht, auf der Erde niedergekauert, ihr Lieblingsessen, schwarze Bohnen mit Speck, in guten Portionen zu verzehren, — ja, ihre unschuldige Naivetät geht so weit, daß sie sich ihrer niedlichen Finger, statt des Messers und der Gabel bedient, — daß die Hand die Stelle des Löffels einnimmt. In Bahia halten es die Frauen, die leider an Farbe und Geist, ausgetrockneten Pomeranzen ähnlich sehen, sogar für eine besondere Höflichkeit, dem geehrten Gaste solche von Bohnen und Speck in der Hand zusammengeknetetete Kugeln, die eine nach der andern, mit vieler Grazie und Gewandtheit in den Mund zu stopfen, als wollten sie eine Gans nudeln. Diese Kugeln gehören augenscheinlich zur schweren Artillerie, und der Magen des Ausländers — denn sein Herz ist gewiß nicht dabei theilhaftig — erliegt bald einem so grausam hartnäckigen Bombardement. Es mag dem Armen noch so sonderbar dabei zu Muthe sein, doch muß er mit Geduld die Galanterie ertragen und die unverdaulichen Pillen

herunterschlucken, ohne eine Miene dabei zu verziehen, wenn er nicht für unartig und grob betrachtet werden will; — der Brasilianer vergöttert noch die alten Traditionen; der Sohn wird nicht dem Glauben seiner Väter untreu.

Eine andere große Untugend, der sich die Frauen von Rio fast alle so gern ergeben, ist das Tabak-Rauen und Schnupfen. Die feinste Dame trägt ihr goldenes, emaillirtes Döschen bei sich und spielt damit in den glänzendsten Gesellschaften, wie die Pariser Kokette mit dem Fächer. Diese Dose ist das treue Symbol ihrer Gedanken und Leidenschaften, der äußere Zeiger an der Standuhr ihrer inneren Bewegung; nach der Art, wie Senhora sich ihrer bedient, kann man stets, wenn man auch noch so wenig Menschenkenntniß besitzt, auf ihren augenblicklichen Charakter schließen. Und mit welcher Grazie nimmt die Brasilianerin ihre Prise! Ich wollte ihnen gern das Schnupfen vergeben, — aber das Rauen! Sie fröhnen dieser seltsam unnatürlichen Lust zwar selten vor den Augen der Welt; aber überrumpelt man sie des Morgens in ihrem Klosett, da sieht man sie mit untergeschlagenen Beinen auf dem weichen Polster sitzen und mit wahrer Begierde den Saft eines dicken, fingerlangen Tabakstengels einsaugen. Sie entschuldigen sich damit, daß es zur Erhaltung ihrer Zähne geschehe, doch bleibt dies immer ein wunderbares Schönheitsmittel und an den Zähnen ist oft nicht viel zu verlieren.

Die Kirche ist der gewöhnliche Schauplatz aller Liebesabenteuer in ihrer ersten, glühendsten Epoche des Entstehens. Nur hier kann man ungehindert die Damen sehen, heimlich ihnen nahen oder gar einige Worte zuflüstern. Die Religion deckt Alles zu. Das kleinste Zeichen ist hinlänglich, um verstanden zu werden, und während man sich andächtig bekreuzigt, macht man im

Tone des inbrünstigsten Gebets seine Liebeserklärung. Will nun die Dame den schmach tenden Liebhaber erhören, so benachrichtigt sie ihn, sobald die Messe vorbei ist, durch ihre Negresse von seinem nahe bevorstehenden Glücke und bestimmt ohne Weiteres Zeit und Ort der Zusammenkunft, — Alles ohne Affektation und Prüderie; aber ein so schnell errungenes Glück verliert viel von seinem ursprünglichen Reize. Auf diese Weise müssen sich die Männer, trotz ihrer eifersüchtigen Aufmerksamkeit, jeden Augenblick betrogen sehen. Einem Ausländer kann es, wenn er auch auf Schönheit keine Ansprüche machen darf, jedoch stets in eleganter Kleidung erscheint, demnach nie fehlen, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Zum Beweis, wie leicht die Schönen von Rio de Janeiro sich berücken lassen, will ich hier einer Scene gedenken, bei welcher ich selbst eine Hauptrolle übernahm. Ein junges, wunderliebliches Mädchen bewohnte, während der Abwesenheit des Vaters, der eine ferne Geschäftsreise unternommen hatte, nebst ihrer kranken Mutter mit mir dasselbe Haus in Rio de Janeiro; wir hatten folglich Gelegenheit, uns zu sehen und zuweilen gar einige flüchtige Worte zu wechseln. Da einem Fremdlinge nur selten das Glück zu Theil wird, mit gebildeten Frauenzimmern eine ehrenvolle, conventionelle Bekanntschaft anzuknüpfen, so ergriff ich mit Freuden den günstigen Augenblick, der nicht so bald wiederkehren würde, und erhielt die Erlaubniß, am Krankenlager der gichtbrüchigen Mutter die *Louisiade* vorzulesen. *Louise* — denn so hieß die lebenswürdige Brasilianerin — horchte stets dabei aufmerksam zu; sie nahm voller Andacht die glühenden Liebesworte des Dichters in sich auf, sie lauschte mir Silbe nach Silbe von den zitternden Lippen ab, unsere Blicke begegneten sich — aber nie sagte ich ihr

eine jener Schmeicheleien, die so leicht ein weibliches Herz berücken, nie gestand ich ihr die Gefühle, die so stürmisch in meiner Brust aufkeimten; ich war stets höflich und zurückhaltend, und unser Gespräch betraf immer nur die Gemeinplätze des Lebens. So vergingen acht Tage, da erhielt ich eines Abends durch eine Negerin folgende Zeilen, welche ich hier zum Frommen der deutschen Leserin wörtlich übersehe:

»Herr und Geliebter!

So gern ich Ihnen auch einen Beweis meiner Leidenschaft für Sie ablegen wollte, so werde ich doch durch meine kranke Mutter daran verhindert; der Garten hat schattige Blätter und eben so viele Gefühle mein Herz. Hoffen Sie! — ich bin

Die Ihrige, ohne Unterlaß Dieselbe.

Staunend laß ich diese so kurzen, aber inhaltschweren Worte; der Ausdruck »Leidenschaft« (paixão) hat im Portugiesischen sehr viel zu bedeuten; er umfaßt die Erfüllung aller Wünsche, die höchste Lust, die größte Eifersucht, die tiefste Reue; — ich zitterte vor diesem Begriffe, wie vor dem Gedanken an eine Mordthat; diese offene Liebeserklärung verdroß mich. Etwas mußte gethan werden; ich mußte Louise einige Erklärungen machen, die allerdings für mich unangenehm, aber zur Erhaltung unseres gegenseitigen, guten Rufes durchaus nothwendig waren. Ich folgte der Einladung und die Negerin bestimmte mir Zeit und Ort. Die Stunde kam, und Louise schon vor ihr. Sie hatte sich mit Blumen, Bändern und Federn übermäßig geschmückt, doch keimten auf ihren Wangen noch schönere Blüthen, und ihre Blicke überstrahlten die unechten Diamanten, die halb verborgen, wie schwankende Rähne, an dem jungfräulichen Busen auf- und niedertauchten. Mein Ernst begann zu weichen, doch beherrschte ich mich und wagte einige

ernste Vorstellungen, die vielleicht im Portugiesischen noch eine doppelte Bedeutung hatten. Louise überhäufte mich mit Vorwürfen, mit Anklagen, mit Beleidigungen; ich wollte mich entfernen, — da umschlang sie mich mit beiden Armen und bedeckte mich mit glühenden Küssen. Ich konnte nicht fliehen und mußte in der höchsten Sinnenbetäubung den Liebestraum fortträumen bis ans Ende. Viel wurde in dieser Stunde geweint, gelacht, gekost und geschworen; kaum weiß ich es selbst noch. Der Augenblick der Trennung kam, und die Minute der Wiedervereinigung wurde festgesetzt. Eine lange, schlaflose Nacht brachte mich endlich zur Besinnung; mit dem frühesten Morgen wechselte ich mein Logis, und sah Louise nie wieder. Ich glaubte uns beiden diese Resignation schuldig zu sein *). Wir verlassen indeß die Galanterie, um uns mit den Uebelfständen zu beschäftigen.

Das Klima der Hauptstadt ist, wenn auch drückend heiß, doch sehr gesund, wozu der frische Seewind viel beiträgt, der gewöhnlich von Morgens zehn bis Nachmittags ein Uhr mit seinem kühlenden Hauche den Brand der stechenden Sonnenstrahlen mildert. Epidemische Seuchen haben hier kein Bürgerrecht; selbst das gelbe Fieber, das in andern Gegenden von Amerika häufig so schreckliche Verheerungen anrichtet, kennt man in Rio kaum dem Namen nach, sowie überhaupt, einige nicht sehr bössartige Hautausschläge ausgenommen, keine wirklich gefährliche Landeskrank-

*) Beiläufig mache ich hier noch die Bemerkung, daß es in ganz Brasilien durchaus nicht Sitte ist, einen Liebesbrief mit seinem Namen zu unterzeichnen; höchstens setzt man ein paar Punkte hin, die auf dem schlechten Papier leicht, und unter Frauenhand stets zu Dintenklecksen werden. Geschieht dies wohl aus Scham, Furcht oder List? Wer nie ein brasilianisches Liebesbriefchen gelesen, ist ein Neuling in der *ars amandi*.

heit existirt. Ein solcher ganz gewöhnlich vorkommender Ausschlag ist der sogenannte rothe Hund, der durch die übermäßige Hitze erzeugt, jedoch bald wieder durch fleißigen Gebrauch von Seebädern geheilt wird. Ueberhaupt ist das häufige Baden in dieser Zone nicht nur von den heilsamsten Folgen, sondern auch zur Erhaltung der Gesundheit und Körperkraft durchaus nothwendig. Auch Erkältungen finden oft genug statt, doch sind sie selten so ernstlicher Natur, wie dies in Europa wohl der Fall zu sein pflegt; ein leichtes Fieber ist größtentheils Alles, was man dabei zu befürchten hat. Deshalb trägt man auch kein Bedenken, im vollen Schweiße sich der stärksten Zugluft auszusetzen, oder gar eiskaltes Wasser zu trinken, was man in Deutschland schwerlich ungestraft thun dürfte. Alle die rheumatischen und chronischen Uebel unseres Vaterlandes finden wir, medicinisch genommen, weit weniger in den neuen Kaiserstaate wieder. Dennoch gibt es eine andere Krankheit, der die Fremden fast ohne Ausnahme bei ihrer Ankunft in Brasilien anheim fallen, und die ohne schnelle ärztliche Hülfe leicht tödtlich werden kann; es ist dies eine heftig anhaltende Diarrhoe. In diesem Falle ist es stets rathsam, die eingeborenen Aerzte den europäischen vorzuziehen; denn jene wissen natürlich mit bessern und schneller wirkenden Hülfsmitteln ein Siechthum zu heben, das ihnen durch tägliche Erfahrung in allen seinen Abstufungen und Unglücksperioden bekannt sein muß. Tausenden von Deutschen, die ihre in Europa als tüchtige Mediciner erprobten Landsleute den wiederum in mancher Hinsicht unwissenden und stets ungebildeten brasilianischen Jüngern des Aesculap vorzogen, wurde hier auf diese Weise ein frühes Grab bereitet. Die Eingebornen wenden, wie sehr auch der Patient ermattet und von dem Verluste der besten

Nahrungssäfte angegriffen sein mag, sogleich ein starkes Brechmittel an, das nur bei einem sonst geschwächten Körper seinen Zweck verfehlt. Im Columbuslande weiß man noch immer nicht viel von der Homöopathie — d. h. in ihrem jetzigen, mit unzähligen Brüchen dividirten Zustande.

Eine noch schrecklichere, Abscheu erregende Seuche, die zwar sehr oft, aber nur bei Negern und Menschen aus den niedrigsten Volksklassen vorgefunden wird, ist die Elephantiasis, die ich mit dem deutschen Namen Elephanten-Auszehrung belegen muß. Die Beine des Unglücklichen, der von dieser fürchterlichen, im höchsten Grade ekelhaften Krankheit befallen ist, schwellen gigantisch an, während der übrige Körper zusehends abmagert und dahinwelkt, bis endlich der ersehnte Tod den wahrhaft Bedauernswerthen von seinen irdischen Leiden befreit, — bis das zum Thier entwürdigte Bild der Gottheit durch den alten Auferstehungsprozeß vielleicht zum Engel wird. An allen Straßenecken sieht man diese Elenden, die unförmlichen Beine auf das Pflaster hingestreckt, bettelnd sitzen, — ein schauderhafter Anblick, von dem man sich mit Entsetzen abwendet! Der unmäßige Genuß des dortigen jungen Rums (agua ardente) soll hauptsächlich die Veranlassung zu diesem heillosen Uebel sein, das eben so wenig Genesung, als augenblickliche Linderung kennt. Nicht selten begehen Herren die Grausamkeit, ihren Sklaven die ihnen vielleicht fünfzig oder sechzig Jahre lang treu dienten und nun unglücklicherweise von der Elephantiasis befallen werden, die Freiheit zu schenken, um sie alsdann aus dem Hause stoßen und ohne Gnade dem qualvollsten Tode, den noch Hunger und Durst beschleunigen, preisgeben zu können.

Anderer Unannehmlichkeiten bietet dagegen die Na-

tur, deren geheime Geschichte uns noch immer nicht völlig klar vor Augen liegt, auch hier reichlich genug dar. Seltsam ist es, daß besonders den Insecten Hang und Kraft zum Despotismus eingeimpft wurde, daß der Mensch mit seinem Freiheitswahne von den niedrigsten Geschöpfen, auf welche er mit Verachtung hinblickt, tyrannisiert werden soll. Eine solche Landplage ist in ganz Brasilien, und sogar in der »göttlichen Hauptstadt« selbst, der Sandfloh (*pulex penetrans*), den die Eingebornen *Bichó do Pé* *) nennen. Dies Insectchen frist sich in das Fleisch, am liebsten an den Fußzehen, ein, wo es sich mit einer Blase umgibt, die seine Brut enthält und in kurzer Zeit zu der Größe einer Erbse anschwillt, während es selbst an und für sich so klein ist, daß man es oft mit bloßem Auge nicht zu entdecken vermag, und nur ein unausstehliches Jucken sein Dasein verräth. Wird diese Blase nicht sogleich, ohne sie zu verletzen, vorsichtig herausgenommen, so verbreitet sich dieses Ungeziefer auf eine furchtbare Weise, und die kleinste Nachlässigkeit führt oft den Verlust mehrerer Zehen herbei. Sehr große Reinlichkeit ist das einzig wirksame Mittel gegen diese Plage; alles Andere, was man durch Hülfe der Arzneikunde in dieser Hinsicht zu bewirken suchte, ist bis jetzt erfolglos geblieben.

Auch der Mosquitos muß ich an diesem Orte

*) Die Bedeutung des Wortes *Bichó* ist höchst merkwürdig, und ich finde dazu in keiner Sprache einen vollkommen analogen Begriff; denn unter *Creatur* verstehen wir was ganz Anderes, als die Portugiesen unter *Bichó*. Selbst habe ich zu wiederholten Malen gehört, wie man ohne Unterschied der Betonung oder irgend einen bezeichnenden Zusatz eine Schlange, eine Fliege und einen Stier unter diesem Namen verstand; und hier bedeutet dies Wort einen Floh; — ja, die allgemeine Rede, womit man seinen Gast zum Morgenschnaps einladet, heißt: *Mattar o bichó* (den Wurm tödten).

gedenken; denn sie haben mir sowohl durch ihren schmerzhaften Stich, als durch ihr unangenehmes Gesumme die Ruhe so mancher schönen Sommernacht vergällt, und mich mehr denn tausend Mal in meinen süßesten Liebesträumen gestört. Sonderbar ist es, daß sie, als schmecke ihnen das europäische Blut in seiner unverfälschten Reinheit am besten, den erst vor Kurzem angelangten Fremdling weit heftiger verfolgen, als denjenigen, der bereits einige Jahre in diesem Lande zugebracht hat. Das Räuchern mit Lavendel oder Pulver ist ein wirksames Mittel gegen diese zudringlichen Gäste, die weder Ermattung noch Erbarmen kennen; doch ist es immer eine eigene Sache, in einem dermaßen stark durchräucherten Zimmer den Schlaf zu suchen, den erst die vollkommenste Betäubung hervorbringt. Vorzuziehen wären demnach die feinen Moskiten-Netze, welche dicht über die Betten gezogen werden, aber auch ihren Zweck nur halb erreichen; denn bei der größten Vorsichtigkeit kann man es nicht immer vermeiden, daß, wenn man die Florgardinen zur Seite zieht, um sich behutsam niederzulegen, ein Paar von diesen besflügelten Teufeln mit hineinschlüpfen und das erträumte Paradies in die schrecklichste Höllequal verwandeln; und ist wirklich dies seltene Kunststück gelungen, so tönt doch stets der entsetzlich monotone Gesang, wie das Rachelied eines Tyrannen, in das Ohr des unglückseligen Schlafers. Träumen läßt es sich in Brasilien und schlummern auch, — aber schlafen nie.

In der kältern Jahreszeit verlieren sich die Mosquitos, jedoch fehlt es auch dann nicht an allerlei Ungeziefer. Mit dem Monat Juli beginnt die Souverainetät der Flöhe, die trotz des häufigen Regens und Besprengens in keinem Hause zu vertilgen sind; sogar die eleganteste Brasilianerin muß diesen unver-

schämten Anbetern Gehör geben; sie muß ihnen zum blutigen Bunde Herz und Hand reichen. Was wäre die südamerikanische Liebe ohne Eifersucht und Flöhe? Von giftigen Insecten, Schlangen, Kröten und andern ehrenwerthen Mitgliedern des schädlichen Thierreichs hat man dagegen in der Hauptstadt wenig zu befürchten. Zwar kommen häufig Skorpione, Tausendfüße und einzelne Natternarten vor, doch ist ihr Biß niemals tödtlich, wenn nur sogleich ein gewöhnliches Hausmittel angewandt wird.

Den Früchten des nördlichen Europa sagt das Klima von Rio de Janeiro durchaus nicht zu; kein Apfel, keine Birne gedeiht; Kirsche und Pflaume kommen gar nicht fort; dagegen sind einige der dort einheimischen oder aus den südlichen Theilen vom europäischen Continent dorthin verpflanzten Obstarten von außerordentlichem Geschmacke und ungewöhnlicher Größe. So sind die Drangen, von welchen man im Innern Brasiliens ganze Wälder antrifft, denen von Messina bei weitem vorzuziehen, und die von Saft überströmende Ananas, die hier überall mit dem größten Glücke gepflanzt wird, ja selbst an manchen Orten wild wächst, zeichnet sich durch ihren äußerst angenehmen Geschmack, sowie durch einen starken aromatischen Duft ganz besonders aus. Eben so ist es mit der Manga, der ich schon früher erwähnte, und mit der lieblichen Cajú-Frucht, aus der man häufig Limonade bereitet. Die Pfirsich findet man dagegen mehr in den südlichen Provinzen Brasiliens, wo sie oft, ohne auch nur das Geringste von ihrer ursprünglichen Würze zu verlieren, die Größe einer Mannsf Faust erreicht; das Klima von Rio de Janeiro ist ihr schon viel zu warm, und sie gelangt hier nie zu irgend einem Grade von Vollkommenheit.

Hin und wieder sieht man auch Weintrauben,



denen man jedoch immer jede Güte absprechen muß; denn die einzelnen Beeren der Traube, welche der Sonne ausgesetzt sind, fallen überreif vom Stocke ab, während die an der Schattenseite sich kaum angefetzt haben. Ueberhaupt will der Wein auch in den kältesten Himmelsstrichen von Brasilien nicht gedeihen; denn wenn hier auch die Traube zur allmählichen Reife hinlängliche Zeit erhält, so bleibt doch der daraus gepresste Saft stets sauer und ohne Feuer. Deshalb wird er auch im ganzen Kaiserreiche nirgends mit Fleiß gebaut, und was neuere Schriftsteller über die Neben Brasiliens gesprochen und gesungen, muß man als Unwahrheit oder poetische Floskel ansehen. Hingegen gerathen die Melonen überall vortrefflich.

Eine andere, wenngleich nicht sehr wohlschmeckende, doch äußerst nützliche Frucht ist die Banane, die der ärmern Klasse und den Negern als Hauptnahrung dient, und wovon man auch zuweilen ein stark schäumendes Bier braut. Außergewöhnlich groß und schön sind die Feigen, aus welchen man in ökonomischer Hinsicht einen bedeutenden Vortheil ziehen könnte, verstände man nur, sie zu trocknen oder auf andere Weise aufzubewahren und zum Versenden fähig zu machen. Die Brasilianer sind, wie wir wissen, faul und lassen gern Alles verfaulen; sie bauen gar zu fest auf die übertriebene Reproductionskraft einer allgnädigen Natur.

Das Gemüse steht allgemein dem europäischen weit nach; die übermäßige Hitze läßt diesen Gewächsen nicht gehörig Zeit, sich langsam ausbilden zu können. Der Kohl ist z. B. nicht so geschlossen und fest, wie in Deutschland, sondern hat nur lange, auseinanderfallende Blätter; eben so der Salat. Der Spargel, der hier zu den Seltenheiten gehört, schießt lang und welk aus der Erde; Erbsen und andere Hülsenfrüchte verdorren vor der Reife; Rüben und andere Wurzeln

sind zähe und wässerig. Kartoffeln werden zwar auch in der Umgegend von Rio gebaut, jedoch haben sie keinen Geschmack und sind für den Europäer fast ungenießbar; man nennt sie *Batatte doce* (süße Kartoffel), aber ihre Süßigkeit erregt, mit einem herben Nachgeschmack verbunden, leicht Ueberdruß und Ekel; — sie besitzen weder Nahrungsstoff, noch Fasel. Ein schlechtes Gericht für einen nüchternen Menschen! Diesen einheimischen Erdknollen sind die von England oder Hamburg herübergeschifften, halb verdorbenen Kartoffeln bei weitem vorzuziehen; aber diese letzteren lassen sich leider, hier angepflanzt, nicht zu einer zweiten Aussaat gebrauchen; sie arten schon im ersten Jahre so sehr aus, daß sie fast ungenießbar werden. Die Bohnen, besonders die schwarzen, sind das National- und Lieblingsgericht der Brasilianer; sie erscheinen, nebst einem Stückchen an der Sonne gedörrtem Rindfleisch und beliebigem Speck auf den vornehmsten Tafeln; ohne sie kann keine Mahlzeit gehalten, kein Hunger gestillt werden. Nahrhaft und gesund sind diese Bohnen zwar, doch können sie erst nach langer Gewohnheit, dem europäischen Gaumen zusagen; denn sie haben einen herben, unangenehmen Geschmack.

So sind denn auch überhaupt die Nahrungsmittel alle nicht sehr zu loben, und die brasilianische Küche wird sich nie eine ehrenvolle Selbstständigkeit erringen; Engländer und Franzosen dominiren auch hier, — aber ohne Glück, ohne Ruhm, ohne Eitelkeit; — erfordert es doch die ganze Kraft eines gewaltigen Künstlers, aus schlechtem Stoffe ein Meisterwerk hervorzubringen, und die Kochkunst hat besonders ihre schwachen Seiten. Ja, die Gastronomie, die man wohl mit größerem Rechte Gastrologie nennen könnte, ist passend mit einem liebenden, genußreichen Mädchen

zu vergleichen, das sich gern jedem Anbeter fessellos hingibt, wenn er nur dem weiblichen Launeneigensinne seine ganze momentane Subsistenz hinzuopfern nicht verschmäht, aber auch zuweilen an einzelnen Stellen gar kitzlich und empfindlich thut; — eine Sirene ist sie, die mit ihrem Wollustliebe den unerfahrenen Schiffer in den Strudel des Wohlbehagens, des Rausches, der Hypochondrie und des Irrseins verlockt. Der Gaumen besiegt die Zunge, und ich lobe, wie ein weiland Apostel oder jetziger Diplomat, diesen Triumph, der nur zum Heil führen kann; denn so lange die Gegenwart schmeckt, wird die Zunge, wenn nicht unthätig, doch schweigend ruhen.

Das Fleisch ist in Brasilien mager und schlecht; die stärksten Gewürze müssen ersetzen, was an Kraft fehlt; — Suppe ist Brei, Fuß wird zur Sauce, Surrogat zu Substanz, — selbst das Wasser eignet sich gar nicht zum Kochen; höchstens versteht man ein wenig vom Braten. So werden z. B. die oft zwei Ellen langen Eidechsen auf die delikateste Weise zubereitet, und man meint, wenn man die Kajüte des europäischen Transportschiffes mit einem Speisehause von Rio de Janeiro vertauscht und dies Gericht vorgesetzt bekommt, ein Stückchen Schildkröte, Taube oder Spanferkel zu verzehren. Fricassée ist das Lieblingskind der englisch-französisch-brasilianischen Küche. Die Eingeborenen dagegen lieben, wie wir später sehen werden, den Spieß und das halbrohe Fleisch. Ich rede hier nur von der Kaiserstadt.

Die Ochsen, welche bei schlechtem Futter oft einen Weg von achtzig bis hundert Meilen machen müssen, um bis nach Rio zu gelangen, kommen natürlich elend und abgemagert da an. Hier werden sie dann sogleich in das kaiserliche Schlachthaus gebracht, da es unter schwerer Strafe allen Einwohnern untersagt ist,

in ihrer eigenen Behausung irgend ein Stück Vieh zu schlachten. Oft stehen diese armen Thiere sodann hier zwei bis drei Tage lang, bis die Reihe des Todes endlich an sie kommt, ganz ohne Nahrung, und es ist kein seltener Fall, daß sie schon vorher vor Mattigkeit, Durst und Hunger zusammensinken. Das Schweinefleisch ist um Vieles besser, doch kann es in diesem heißen Klima der Gesundheit durchaus nicht zusagen, und erzeugt leicht die so häufig vorkommende Carne, einen sehr bössartigen und ansteckenden Hautausschlag. Das Hammelfleisch ist vortrefflich, aber auch entsetzlich theuer; man bezahlt das Pfund mit 400 bis 480 Reis Kupfergeld (etwa 12 bis 14 Gr.). Größtentheils sind nur die hier ansässigen Engländer im Stande, diese Delikatesse auf ihren Tisch zu bringen. Eben so verhält es sich mit dem Federvieh; ein fettes Huhn kostet in der Regel einen spanischen Piafter und darüber, ein Puter drei bis vier Mal so viel; Eier werden verhältnißmäßig zu gleichen Preisen verkauft.

Das Brod ist weiß und schön, aber auch nicht billig. Es befinden sich fortwährend im Hafen von Rio zahlreiche nordamerikanische Schiffe, welche die Stadt mit dem nöthigen Weizen und Mehl versehen. Darum genießt der gemeine Mann fast nie Brod; Farinha, ein aus der Mandioccamurzel gezogenes Mehl, ersetzt dessen Stelle. Es ist völlig so nahrhaft, aber nicht so gesund als das Weizenmehl.

Fünftes Capitel.

Miranda der Protector. — Audienz im Pferdeſtalle. — Eine Unterredung mit dem Kaiſer. — Einſchiffung der erſten deutſchen Truppen nach Rio grande. — Tod der Kaiſerin Leopoldine. — Dom Pedro als Gatte. — Reiſe von Rio de Janeiro nach Rio grande. — Admiral Brown.

So hätte ich denn meine erſte Pflicht als Memoirenſchreiber beſeitigt und meinen Leſer auf das Terrain geführt, das der Schauplatz der ſpättern Begebenheiten, die Bühne des großen, transatlantiſchen Marionettenspiels, werden wird. In dieſer flüchtigen Skizze ſuchte ich eine kurze Charakteriſtik des neuen Kaiſerthums, beſonders in Bezug auf ſeine viel geprieſene Hauptſtadt, nach eigener Erfahrung gründlich und wahr zu entwerfen; ich glaube theilweiſe meinen Zweck erreicht zu haben. Man kann meinen Styl matt, mein Wort ſchwach, mein Raiſonnement ſchüchtern, die Zuſammenſtellung des Ganzen unlogiſch, manche meiner Sätze verworren, viele meiner Hoffnungen und Behauptungen unreif oder gar unrichtig nennen, aber eine geſchichtliche Wahrheit läßt ſich nie abſtreiten; ſie iſt das einzige poſitive Wiſſen des Menſchen. Ich erzähle nur, was ich erlebt und geſehen; ich ſkizzire oder male es mit den Farben, die ſich mehr oder weniger glänzend und lebhaft meinem Gedächtniſſe einprägten; ich entwerfe, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, ein getreues Bild von den ſeltſamen Begebenheiten, die auf dem Strome einer ereignißvollen Zeit an mir vorüberglitten; ich ziehe ohne Zagen den Vorhang von dem Theater auf, wo die Politik als vornehme, eitle Dame ihre Toilette hält, und die Weltgeſchichte ihr als Joſe dienen muß. Ich komme ſomit auf den Faden meiner Robinsonade, auf mich ſelbſt zurück.

Ein Cadett gehört zur Militairkaste, wie die Raupe zur Klasse der Schmetterlinge; ich hatte in Braunschweig einen farbigen Rock getragen, und meinte, in Brasilien gleich den Soldaten spielen zu können, — ich glaubte sogar, für ein so großes Opfer, wie dies wirklich die Entsagung des Vaterlandes und aller heimathlichen Freuden war, vom Kaiser Pedro primeiro dreist einen neuen, bessern Rock fordern zu können. Mein Entschluß stand fest, aber die Art, ihn auszuführen, war schwer zu ermitteln. Mein Beutel war durch die Kosten der Ueberfahrt zwar geschwächt, doch nicht erschöpft worden; munter und sorglos trieb ich mich Tage lang auf den Straßen und in der Umgegend von Rio de Janeiro herum; Alles war mir neu, und einem sechzehnjährigen Jünglinge hält man allensfalls etwas Neugierde zu Gute. Leider konnte dies Traumleben nicht lange dauern; der Leichtsinm wich dem Drange der täglich steigenden Bedürfnisse, ich mußte ernsthaft an meine zukünftige Bestimmung denken. Der Landessprache unkundig, ohne Freund, ohne Familie, fast ohne Geld stand ich da in einer fremden, großen Stadt, — ein Regentropfen, der unbemerkbar den Ocean vermehrt! — »Waren Sie noch nicht bei Monsenhor Miranda?« erwiderte mein Hauswirth, ein wackerer Portugiese, als ich ihn in diesem Dilemma um Rath fragte. — »Geht zu Monsenhor Miranda, er liebt und beschützt die Deutschen!« flüsterte leise dessen schönes, schwarzäugiges Töchterlein, bei dem ich gratis portugiesischen Sprachunterricht erhielt. — »Was sagte Ihnen der biedere Miranda?« bestürmten mich die Deutschen, die vollends nicht begreifen konnten, wie es möglich sei, unter obliegenden Umständen vierzehn Tage in Rio zu verweilen, ohne dem allmächtigen Minister seine Aufwartung gemacht zu haben. Ich ließ mich überreden und verfaßte eine

Bittschrift, die wohl schlecht genug gewesen sein mag; denn es war die erste, die ich je in meinem Leben schrieb.

Monseñor Miranda, der späterhin in den Zeitungen seinen wunderlichen Namen merkwürdig behauptete, hatte sich damals zum Protector aller Deutschen in den Gesamtstaaten seines kaiserlichen Herrn aufgeworfen. Miranda war ein ehrgeiziger, unermüdlich thätiger, sehr gebildeter und ziemlich patriotischer Mann; er kannte die Intrigue, doch liebte er sie nicht; sein Herz hatte ursprünglich kein Gift, aber um desto mehr sein Verstand; denn er wollte gut sein und war schwach, er wollte immer klug sein und war oft sehr dumm. Das Vorurtheil beherrschte ihn überall, und unter den größten Demüthigungen wich der Stolz nie von seiner Seite. Er wollte gern helfen, wenn er selbst nichts dabei verlor; er tröstete gern, wenn sein eigenes Herz verzweifelte; er handelte freudig für Andere, wenn der Lorbeerkranz, den er als Palladium um sein öffentliches Leben zu schlingen trachtete, dadurch nur ein einziges Blättchen gewinnen konnte. Ich kann Miranda nicht verdammen, denn er steht, wie streng ich ihn auch beurtheilen mag, in meinen Gedanken höher, als der europäische Wellington, dessen Name in einer guten Zeit einen guten Klang erhielt, dessen Bildniß wir sattfam auf Schaumünzen und Rechenpfennigen, aber nie auf Laubthalern und gangbaren Kreuzerstückchen erblickten. Das ist Wellington's Groll, das ist Miranda's Stolz.

Monseñor Miranda war Minister des Colonialwesens, und Pedro schätzte ihn, weil er seiner bedurfte, — weil der Kaiser sich vor einem Ministerportefeuille nicht zu fürchten braucht. Die Colonisten gehörten in das Departement Miranda's, — doch das Militair gewiß nicht. Der Kriegsminister wurde

natürlich ein geschworener Feind seines ehrsuchtigen Mitcollegen; es entstand bald unter ihnen ein offener Bruch. Es ist ziemlich schwer, mit Brüchen zu rechnen; damals wenigstens verstand ich es noch nicht recht. Die Stimme der Masse war die Stimme der Kasse; Monsenhor Miranda erschien mir in meinem Glorientraume wie ein Harzkobold, der mir seine Wünschelruthe als begeisterndes Sträußchen auf den Hut stecken wollte. Ich ging zu ihm und überreichte ihm meine Bittschrift.

Monsenhor Miranda erschien sogleich; denn im Antichambre eines begünstigten Ministers darf kein Client seine Uhr ziehen. Der Adel des Günstlings ist uralt; die Stunde muß zur Secunde werden. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht; der Colonial-Minister empfing mich freundlich, lud mich zu seiner Tafel ein, wo es an eingeschmuggelten Colonialproducten nicht fehlte, und versprach mir feierlich, meine Bittschrift mit besonderer Empfehlung an des Kriegsministers Excellenz sogleich besorgen zu lassen. Wahrlich, dieß diplomatische Gastmahl glich der Hochzeit zu Kanaan; die Weinkrüge wurden nimmer leer.

Ich muß wohl an jenem Tage viel Wein getrunken haben, oder Miranda's Zunge war wie Honig und Milch, sein Wort ein Paradieslabyrinth, wo man sich nicht herausfinden kann, sein Versprechen ein Paradiesvogel, dessen Füße nie die Erde berühren, sein Schwur ein Paradiesapfel, der im Halse des leichtsinnigen Sünders stecken bleibt. Ach, Miranda selbst war wie ein moderner Adam aus seinem Paradiese vertrieben worden; Monsenhor wurde Monsieur genannt, und selbst die Deutschen wollten ihn nicht mehr Herr tituliren. So mag wohl ein Monat vergangen sein, und ich bemerkte nichts, denn ich war kein Politiker. Drei Mal erschien ich

an Gallatagen im Vorzimmer des Ministers, und wurde von Woche zu Woche vertröstet. O, die Hoffnung kann alt werden wie Methusalem, aber sie stirbt nie vor dem achtzehnten Jahre. Der Secretair des Ministers erbarnte sich aber meiner verzweiflungsvollen Resignation, die wohl allmählich immer deutlicher aus Noth und Nienen hervortrat; er vertraute mir ohne Rückhalt, daß meine Bittschrift noch unexpedirt im Bureau liege; er beichtete mir den Kriegszustand zwischen den beiden Ministercollegen. Ich begriff Alles, entschuldigte Alles.

Was war zu thun? nur ein kühner Schritt konnte mich retten; ich beschloß, mich an den Kaiser selbst zu wenden, und im Falle, daß dieser mir nicht gleich eine Anstellung bewillige, ohne Säumen nach Europa zurückzukehren. Kleinmüthig setzte ich mich hin und entwarf eine zweite Bittschrift, die etwa aus sechs bis acht Zeilen bestand und meine jetzige Lage zu schildern, wie den daraus entspringenden Wunsch in kräftigen Zügen auszudrücken bestimmt war. Die Verzweiflung macht klug; ich löste die schwere Aufgabe zu meiner eigenen Zufriedenheit, und meinte, als ich mir selbst dies diplomatische Kunststück vorlas, ein großer, gerachtter Kaiser werde unmöglich einer solchen Gnada widerstehen können; sogar meine niedliche Wirthstochter war derselben Meinung, wenn sie auch von meinen französischen Constructionen kein Wörtchen verstand. Mit Tagesanbruch ging's jetzt fort nach St. Christovão; ich mußte dem Kaiser meine Bittschrift selbst überreichen, ich wollte die brasilianische Majestät in eigener Person sehen und sprechen. Es war ein herrlicher Morgen; die Natur hatte ihr Festkleid angezogen, die Sonne zeigte ihr lächelndes Sonntagsgesicht, und Alles freute sich des Daseins; fröhliche Hoffnungen kehrten wieder in meine Brust ein;

bald hatte ich den kaiserlichen Palast erreicht. Drüben vom Park her erhoben die riesigen Mangabäume, die herrlichen Könige der transatlantischen Vegetation, ihre schattigen Laubkronen; die Blätter der Platane flüster-ten mir einen leisen Geistergruß zu, ein Aroma lag in den Lüften, die mich spielend umfingen. Sonst war Alles still; nichts verrieth die Nähe des »Selbstherrschers aller Brasilianer«. Länger als eine Stunde stand ich betäubt und zagend, wie ein Bettler vor der Pforte des Reichen; ich drückte meine glühende Stirn gegen das eiserne Gitter. Noch immer erschien Keiner, mich anzumelden; das Schloß schien ausgestorben; — ein Feenpalast war es, der Alles umfing, was das menschliche Herz nur wünschen kann, und das da lag, wie der Leichnam eines ermordeten Jünglings.

Da sah ich plötzlich einen Mann in blauem Oberrocke, weißen Beinkleidern und das Gesicht von einem breitkrämpigen, gleichfarbigen Hute beschattet, vom Schlosse her auf den unfern liegenden Pferdestall zueilen. Er kam dicht an mir vorüber, doch schien er mich nicht zu bemerken; irgend ein großer Gedanke beschäftigte seine Seele, und sein finsterner Blick suchte die Ferne. Er war mehr klein als groß, seine Haltung verrieth den Militäirstand, der strenge Ernst, der über jede seiner Mienen hingegossen lag, beurfundete den Herrscher. Sein Gesicht war leise von den Pocken gezeichnet, sein Unterkörper stand in keinem symmetrischen Verhältnisse zu dem abgerundeten Brustbilde, die Arme waren zu kurz und die Finger zu lang, doch mußte man unbedingt beim ersten Anblick diesen Mann schön nennen. Schwarze, krause Pocken umgaben die gewölbte Stirn, und das dunkle, glänzende Auge deutete auf Selbstbewußtsein, Despotismus und Liebesglück. Staunend blickte ich dem schnell

Fortschreitenden nach, als ich schwere Tritte hinter mir vernahm. Es war ein Diener in kaiserlicher Livree, und jener Mann in dem kurzen, blauen Oberrocke war, wie ich von diesem erfuhr, der Kaiser selbst gewesen. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein; ich eilte in den Stall. Hier traf ich denn die Majestät fluchend und schimpfend; der stolze Dom Pedro hatte, da er hier keinen einzigen Stallknecht, ja nicht einmal einen Neger zu seiner Bedienung antraf, selbst sein Pferd zäumen und satteln müssen, was er mit so bewunderungswürdiger Geschicklichkeit that, daß gar nicht daran zu zweifeln war, er habe sich schon früher in solcher Verlegenheit befunden. Keck trat ich auf ihn zu, ihm meine Bittschrift zu überreichen, und gab ihm mit wenigen französischen Worten mein Anliegen zu erkennen.

»Attendez un moment, je reviendrai aussitôt!« rief er mir zu, indem er sich auf den Engländer schwang und in vollem Galop davon sprengte. Des Kaisers Worte tönten wie ein Räthsel in mein Ohr, doch blieb ich ruhig vor der Stallthür stehen, die Erfüllung des allerhöchsten Versprechens abzuwarten; denn eben so gut, wie Dom Pedro hier sein Pferd selbst abgeholt hatte, eben so konnte er es ja auch in höchst eigener Person wieder an Ort und Stelle zurückbringen; nach den allgemeinen Regeln der Logik schien es mir wenigstens so am richtigsten. Ein Viertelstündchen mag ich wohl auf diese Weise erwartungsvoll gestanden haben, als ich plötzlich die Trommeln der Palaiswache wirbeln hörte und an dem etwa 150 Schritt von mir entfernten Schloßthore Jemand nach mir zu winken sah. Sogleich erkannte ich den Kaiser und flog, seinem Befehle zu gehorchen. Sobald ich nahte, zog er langsam den rechten Handschuh aus, um mir nach dortiger Sitte die Hand zum Kusse

darzubieten. Das Ceremoniel lief glücklich ab; ich wiederholte mein Anliegen um eine baldige Anstellung in der Armee und überreichte zu gleicher Zeit meine Bittschrift, die er schnell durchlas und dann wieder bedächtig zusammenfaltete. Lange und forschend ruhte indeß das große, schwarze Auge auf mir, mein Herz wallte hoch auf.

»Allez au ministre de guerre et soyez sans peur; vous serez employé,« sprach endlich der Herrscher, und ein leichtes Lächeln flog um seine Lippe, als er mir huldreich mein Schreiben zurückgab. Denselben Nachmittag ging ich, wie mir angewiesen war, zum Kriegsminister, der mein Gesuch günstig annahm. Ich schwebte in Seligkeit und Freude; war doch also der Grundstein meines Glückes gelegt. Zwei Tage später war, wie dies alle Freitage zu geschehen pflegte, Audienz am Hofe. Ein großer Volkshaufen hatte sich unten im Palais versammelt, um das kaiserliche Paar abfahren zu sehen; dazu kamen noch sehr viele vornehme Offiziere, die, in zwei Reihen aufgestellt, des Handkusses harreten, der sie hier beglücken sollte.

Ich stand abseits an einen Pfeiler gelehnt, ein müßiger Zuschauer des Festaufzuges. Dom Pedro trat hervor, mit ritterlicher Galanterie seine hohe Gemahlin an der Hand führend, von dem Kriegsminister und mehreren fremden Gesandten begleitet. Zufällig bemerkte er mich beim Hinausgehen, blieb sogleich stehen und gab mir ein Zeichen, näher zu treten. Ich hörte, wie er sich ziemlich laut mit der Kaiserin unterhielt, verstand jedoch damals zu wenig Portugiesisch, um den Sinn der Rede ganz auffassen zu können; nur bemerkte ich, daß er während des Gespräches, das er fast etwas zu lebhaft führte, zu wiederholten Malen auf mich hindeutete. Noch hatte ich nie die Kaiserin

gesehen, — jenes herrliche Weib, das von ganz Brasilien vergöttert wurde, das so oft als Mittlerin zwischen Volk und Regent aufgetreten war. Es ließ sich an ihr die Habsburgerin nicht verkennen. Das blonde, geringelte Haar, das blaue, tiefsinnige Auge, die hohe, träumerische Stirn, die stolze, sanft gebogene Nase, der blendend weiße Teint, dem auch dies heiße Klima nur einen leisen, verschönernden Schattenanflug mitgetheilt hatte, die zarte, doch heftische Röthe, die auf ihren Wangen lagerte, die bezaubernde Anmuth, die aus allen ihren Mienen und Worten sprach, die hohe Milde, die, mit Milde und Majestät gepaart, aus jeder ihrer Bewegungen hervorleuchtete und wie ein Glorienschein ihr ganzes Erdenwallen umgab, — Alles verherrlichte jene liebliche Gestalt, welche der Stolz und die Freude eines großen Kaiserreiches war. Noch hat nie ein Weib einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie Sene in jener Stunde; kaum wagte ich, meine Augen zu ihr zu erheben, und als sie sich zu mir kehrte und unsere Blicke sich zufällig trafen, schämte ich mich, als hätte ich was Böses gethan, oder wie Adam, der nackt im Paradiese stand. Ich hätte in diesem Augenblicke Alles für eine Fürstenkrone gegeben. — »Mein Mann läßt Sie fragen, ob Sie noch etwas von ihm wollen?« redete sie mich lächelnd in österreichischem Dialekt an; und jene Worte, ihr Klang, das Mienenspiel, von dem sie begleitet wurden, — das ist der ganze Reichtum, den ich aus Brasilien, aus dem Eldorado meiner Wünsche, mit heimbrachte. — »Mein Mann läßt Sie durch mich fragen, worin er Ihnen behülflich sein könne?« wiederholte die Kaiserin schüchtern. Da fand ich meinen Muth, meine Stimme wieder; ich berichtete in vaterländischen Tönen die trostlose Lage, worin ich mich befand, das Siechthum des Herzens und des Beutels,

dem ich bald unterliegen könnte; ich sprach von Deutschland, von Napoleon, von dem Ocean und dem neuen Vaterlande, daß ich mir so leichtsinnig erwählt. Meine Zunge war gelöst; ich beichtete Alles, was centnerschwer auf meiner Brust lag, ich bat um eine schnelle Entscheidung der kaiserlichen Majestät, ich flehte die Holde an, einem treuen Schildknappen, der einst in ihrem Dienste die Rittersporen zu verdienen hoffte, ihre Gnade, ihre Liebe, die schönen Farben ihres Landes schenken zu wollen. Ich redete deutsch, darum war ich so beredt.

Leopoldine von Oestreich hörte mich ruhig an; ich glaube, sie verstand die Gefühle, die mich hier zu einer unpassenden poetischen Lizenz verleiteten, und sie wußte sie zu würdigen. Flüsternd übersehte sie ihrem Gemahl, was sich von meinen Worten in das Portugiesische übersetzen ließ, — ja, sie verbesserte gewiß Alles, was ich verdorben hatte; denn Dom Pedro lachte und küßte ihr die Hand, und die Umstehenden lächelten, denn nur selten war Pedro gegen seine Gattin galant. Viel mag Ironie, doch weit mehr wahrhafte, thränenreiche Freude gewesen sein. Wiederum wandte sich Leopoldine zu mir; sie befragte mich nach Namen, Geburtsort, Eltern und früherem Stand; sie sprach mir leutselig einige tröstende Worte zu. Alles fiel zur Zufriedenheit des Kaisers aus. Der Kriegsminister erhielt den bestimmten Befehl, am folgenden Morgen meine Bittschrift zur Genehmigung vorzulegen. Zwei Tage darauf erschien ein kaiserlicher Befehl, der mich zum Secondelieutenant im 27sten Jägerbataillon ernannte,

So war mein Loos geworfen; als Knecht eines neuen, fremden Tyrannen fühlte ich mich unendlich selig, — und ich hätte es werden können. Aber Leopoldine starb und Dom Pedro nahm das Hasenpanier;

darum bin ich kein Held geworden. Die Weltereignisse ketten sich alle an einander; bald kehren wir weiltäufiger darauf zurück. Hier bemerke ich nur noch, daß mir der Kaiser stets im höchsten Grade zugezogen war; nie, sogar auf offener Straße, begegnete er mir, ohne mich anzureden, ohne ein freundliches Wort für mich zu haben. Dies Lektüre führe ich nur deshalb hier an, damit man, besonders in den spätern Beschreibungen von Dom Pedro's Charakter und der Revolution vom 7. April 1831, die Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers nicht mit irgend einer Parteilichkeit oder falschen Loyalität vermische; der Standpunkt des Lesers muß von vorne her richtig sein.

Schon damals war allgemein die Rede davon, daß ein Bataillon deutscher Truppen mit möglichster Eile nach Rio grande abgehen solle, um die für das Kaiserthum so mißliche Campagne gegen Buenos-Ayres und die Provinz Cisplatina mitzumachen. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte die Wahl das 27. Jägerbataillon treffen; denn es war, wie wir gleich sehen werden, das einzige vollzählige. Welche Freude für mich, darin angestellt zu sein! Welche herrliche Aussicht auf Kriegsruhm, Belehrung und Beförderung! Die Bataillone, die aus sechs Compagnien bestanden, sollten nämlich 720 Mann stark sein, und wir waren über tausend. Außer uns befanden sich aber zu jener Zeit in Rio de Janeiro von deutschem Militair das 2te und 3te Grenadierbataillon und eine Schwadron Lanciers, die jedoch nur 85 Mann zählte; denn das 28ste Jägerbataillon, bei den Eingebornen unter dem Namen Batalhaõ do Diabo (das Teufelsbataillon) bekannt, stand in Pernambuco, wo es eine unbedeutende, kaum zum Ausbruch gelangte Volksgährung unterdrücken sollte. Diese vier Bataillone Infanterie

mochten, die kleine Schwatron Cavallerie mit einbegriffen, zusammen etwa 3000 Mann stark sein. Auch bedurfte es in der That keiner größern Waffenmacht, um Rio de Janeiro in Ordnung zu erhalten, hätte nur der Kaiser nicht die Unvorsichtigkeit begangen, auf Anrathen seiner falschen Freunde, wie auf Verlangen der Deputirten, ein Bataillon nach dem andern in weit entlegene Provinzen fortzuschicken und dadurch seine Hauptstadt völlig zu entblößen. Aber schon damals arbeitete die Faction fleißig an dem Gewebe, von welchem später der Kaiservogel umstrickt wurde. Man rieth Dom Pedro, der wahrlich mit Blindheit geschlagen sein muß, den Kern seiner Truppen nach Pernambuco zu senden, denn diese Stadt sei revolutionair gesinnt; bald danach verlangte man ein Gleiches für die südlichen Theile des Reiches, denn der Krieg mit Buenos-Ayres erfordere ein solches Opfer; endlich wurde sogar ein drittes Bataillon nach St. Catharina beordert. In Alles willigte der Kaiser ein.

Im Monat November 1826 erschien denn der Befehl, daß das 27ste Jägerbataillon nebst den Lanciers sich sogleich nach Rio grande einschiffen und mit der dort unter dem Befehle des Generals Rosado stehenden Armee schleunigst vereinigen solle. Die ganze hier versammelte Truppenmacht war aber 16,000 Mann stark, wovon 6000 in Montevideo, 2000 in verschiedenen Städtchen der Provinz St. Pedro do Sul, und etwa 8000 an der Grenze von Cisplatina standen. Dagegen zählten die vereinigten Armeen von Buenos-Ayres und Cisplatina (oder Banda oriental) unter dem Hauptcommando des Generals Alvear über 20,000 Mann, wovon 16,000 dem General Rosado in offenem Felde gegenüber standen. Der Fluß Jaguerao, welcher die Grenzen der Provinzen

Cisplatina und St. Pedro do Sul bildet, trennte noch die beiden Heere.

So standen die Sachen, als der Kaiser den schnellen Entschluß faßte, sich selbst an die Spitze seiner Armee zu stellen. Dom Pedro war von Natur nicht feige; er hatte heißes, wallendes Blut, einen kühnen, trohigen Sinn, einen mißtrauischen, ungebändigten, sich in Wort und That stets offenbarenden Despotengeist, der nur selten, dann aber stets auf originelle Weise, einer Aufwallung seiner bessern Gefühle wich, viel Urtheilskraft und Wiß, doch keine Verstandesschärfe, viel Eifer, doch keine Beharrlichkeit, viel Eigensinn, doch nur, wenn es die Erfüllung seiner Launen betraf; er war ein starker, aber im höchsten Grade sinnlicher Mensch, der immer wankelmüthig dem Eindrucke des Augenblickes nachgab und oft von dem bösen Dámon der Hypochondrie, der Uebersättigung, der Ehrsucht, der Politik und eines unbewußten Blutdurstes unterjocht wurde. Nur in solchen trübsinnigen Stunden, die leider gar zu häufig eintraten, war Pedro feige, wie vormalß der König Saul; — nur dann war er ganz ein dummer Peter. Genug, er reiste wirklich in seinem Thatendrange — möge dies nun reifliche Ueberlegung, oder fixe Idee gewesen sein — sogleich nach Rio grande ab. Mit allgemeinem Enthusiasmus wurde dieser Schritt des Kaisers aufgenommen; die durch Entbehrungen aller Art, durch die Strapazen eines langwierigen, unglückseligen Feldzuges völlig erschöpfte Soldateska raffte sich wieder aus ihrem trägen Schlummer empor, und rief die früheren Begeisterungsträume in die nüchterne Wirklichkeit zurück; der unruhige Bürgersmann sah schon im Geiste den lang ersehnten Frieden durch die Vermittelung einer glänzenden Schlacht herannahen. Noch einmal hatte der Kaiser die Liebe seiner Unterthanen

gewonnen; die frühere Schuld war vergessen, jede aufkeimende Gährung erstickt. Dom Pedro wurde der Held des Tages, der ruhmgekrönte Eid in den Hoffnungsballaden einer nahen Zukunft. Da starb plötzlich die Kaiserin, diese von jedem Brasilianer fast abgöttisch verehrte Frau, und mit unglaublicher Schnelle verbreiteten sich die entsetzlichsten Gerüchte über die Art und Ursache des Todes durch das ganze Kaiserreich.

In Rio grande empfing Dom Pedro die Kunde von dem schnellen Hinscheiden seiner Gemahlin. Er hatte sie offenbar nicht erwartet, — oder war sein Heldenmuth nur Affectation, Furcht und Gewissensfolter? Ich glaube nicht, daß er so weit speculirte; war er doch stets ein blinder Sklav seiner Leidenschaften. Ich weiß, daß er bei dieser Nachricht zitterte und verzweiflungsvoll seine Haare zerraupte, — und Pedro war immer in seinen Affecten ein schlechter Intrigant. Er zitterte vor Reue, vor Furcht, Land und Leben zu verlieren; er kannte die Krise und mußte sie möglicher Weise von sich wenden. Dem General Barbacena, einem tüchtigen Staatsmanne, aber unerprobten Feldherrn, übergab er das Commando der im Felde stehenden Gesammtarmee, und schiffte sich unverzüglich und unverrichteter Sache auf der Fregatte »Isabella« nach der Hauptstadt ein.

Leopoldine von Oestreich war, wie gesagt, plötzlich gestorben. Durch ihren Tod hatte die Nation einen unermesslichen Verlust erlitten; von Millionen Zungen wiederholt, erhoben sich tausend Muthmaßungen, von welchen die eine an Uebertreibung, Wahnsinn und Aergerniß die andere übertraf, zu welchen allen aber irgend eine Veranlassung gewesen sein mag. Man behauptete, Dom Pedro habe bei seiner Abreise von Rio den Befehl ertheilt, während seiner Abwesenheit die

Kaiserin zu vergiften; eine ungeheure Sensation entstand, alle Geschäfte stockten, eine allgemeine Revolution, die erst als Wurm im Staube kroch, erhob allmählich ihr Hydrachaupt. Die Feinde des Kaisers ergriffen gierig diese Gelegenheit, ihre Privatzwecke zu erreichen und die Majestät beim Volke immer verhaßter zu machen; sie wagten sogar den Arzt zu nennen, der als geheimer Henker in dieser Schreckensscene aufgetreten war. Leider wurde derselbe Mann wenige Tage danach zum außerordentlichen Gesandten am französischen Hofe ernannt, und der allgemeine Verdacht erhielt dadurch eine neue Stütze. Ein anderes, vielleicht mehr begründetes Gerücht sagte dagegen aus: Dom Pedro habe in seinem Zorne seine hochschwängere Gemahlin gemißhandelt, — ja mit Füßen getreten, und dies sei die Ursache ihres Todes. Dem sei, wie ihm wolle; es kann in diesem Proceß kein Zeuge auftreten und kein Zeuge gelten. Aus Brasiliens Krone war der schönste Diamant gefallen; der fehlende Rubin konnte höchstens mit einem Granatsteine ersetzt werden. Doch das Bulletin verkündete: die Kaiserin Leopoldine von Brasilien sei von einem heftigen Gallenfieber, in Folge einer zu frühen Niederkunft, plötzlich dahingerafft worden. In den letzten Stunden ihres so segensreichen Lebens verschmähte sie jeden Beistand der brasilianischen Aerzte und ließ den würdigen, allgemein verehrten Doctor Rau, einen gebornen Deutschen, zu sich rufen. Aber es war zu spät; es gab keine Rettung mehr, — auch das Edelste, was auf Erden wandelt, muß zu Staub werden. Wie gern ergreife ich beiläufig diese Gelegenheit, jenem herrlichen Manne, dessen Name noch immer in Rio de Janeiro einen so guten Klang hat, meinen innigsten Dank für Alles mitzutheilen, was er mir und meinen dort lebenden Landsleuten

durch die uneigennützigsten Aufopferungen Gutes erwiesen hat.

Noch bevor Dom Pedro von Rio grande zurückkehren konnte, sollte die kaiserliche Leiche beigesetzt werden, und wirklich standen am Abend der Beerdigung die Sachen in Rio sehr zweifelhaft. Die ganze Stadt trauerte; ein stummer Verzweiflungsschmerz lag auf jedem Antlitz; Neger, Mulatten, Portugiesen, Engländer, Irländer, Deutsche beweinten den Tod ihrer gemeinsamen Mutter; zum ersten Male fühlten sie sich Brüder, der Nationalhaß schwieg und jeder Privatgroll schien getilgt. Eine ungewöhnliche Bewegung herrschte auf allen Gassen, eine Unruhe im Hafen, ein unstätes Treiben und Wogen auf den öffentlichen Plätzen; doch Alles still, in sich verschlossen und geheimnißvoll. Jeder mußte, was er wollte, und war bereit, bei dem ersten Ausbruche thätig mit beizustehen; das Gouvernement freute sich heimlich ob der Revolte, die vermuthlich seinen egoistischen Zwecken dienen würde; allen Aspecten nach mußte eine große Veränderung in der Staatsverwaltung eintreffen; das Kaiserthum schwankte in allen seinen Fugen. Man erwartete von allen Seiten, daß die deutschen Truppen, durch die vorgebliche Ermordung der Kaiserin zur Wuth und Rache gereizt, die Waffen ergreifen und Dom Pedro den Gehorsam aufkündigen würden. Mehr als siebenhundert brasilianische Jünglinge, aus den ersten Familien der Stadt, hatten sich, alle mit Pistol und Doldh bewaffnet, um das Kloster d'Ajuda, wo die hohe Leiche beigesetzt werden sollte, und in dem Passeo publico versammelt, und ließen dem ebenfalls hier aufgestellten deutschen Militair bei einem Unternehmen dieser Art ihre thätige Hülfe anbieten. Es hätte ein einziger Offizier nur winken können, und sogleich wären die höchst unzufriedenen Soldaten

aufgestanden, die Revolte hätte, sich als Lawine fortwälzend, zu einer großen, allgemeinen Revolution werden müssen. Aber man wußte recht wohl, daß den Brasilianern weniger daran gelegen war, die verstorbene Kaiserin zu rächen, als ihren Haß gegen den Kaiser zu stillen und zugleich andere, noch gehässigere Privat Zwecke zu erreichen; man wußte, die deutschen Truppen würden, hätten sie auch jetzt ihren Herrn verrathen und die Partei der Brasilianer ergriffen, doch nur mit Undank belohnt und wahrscheinlich auf dieselbe Art verabschiedet werden, wie dies späterhin durch ein Dekret der Deputirtenkammer geschah.

Der Beerbigung selbst ging alle Feierlichkeit ab; es war eine traurige Scene der Verwirrung, der Unordnung, des Zweifels und der Furcht. Hin und wieder tönten einzelne Trauerschüsse, auch ein paar Glocken läuteten; Alles aber so unregelmäßig und eilig, als liege die glückliche Vollendung dieses trüben Geschäftes in der Minute, als müsse man ein Ziel erjagen, das durch die kleinste Verzögerung verloren gehen könnte. In vollem Trabe zogen sechs stattliche Rappen den Leichenwagen einher, und sechs Lakaien trugen den schlichten, mit silbernen Griffen sparsam versehenen Sarg vom Wagen in die Capelle; die abscheulichsten Schimpfworte wurden sogar dabei gewechselt, man kannte weder Anstand, Ehrfurcht, noch das gewöhnliche Ceremoniel das man ohne Unterschied jedem Hingeshiedenen schuldig ist. In größter Eile war indeß die düstere Klostercapelle so viel wie möglich ausgeziert worden; unzählige Wachskerzen erleuchteten das mit schwarzsammetnen Festons überreich geschmückte Castrum doloris, — doch war ein lächelnder Kuttenträger noch mit dem Anzünden beschäftigt; Brasiliens Wappen hatte man wohlbedächtig mit schwarzem Flor verhängt, — doch hatte das Wappen

einen Sprung und der Schleier einen Riß, so daß mit dem grellen Licht- und Schatteneffekte die dargestellte Himmelskugel wie ein Komet mit einem gräßlichen Lichtschweife aussah. Das Gefolge bestand etwa aus fünfundzwanzig Personen höhern Ranges und eben so vielen Bedienten und Stallknechten; die Gottesfeier war kurz und flüchtig; Jeder freute sich, als diese Skandalscene zu Ende war. So wurde der edlen Leopoldine nicht einmal nach dem Tode die Ehre zu Theil, die sie durch ein beseligendes Dasein so überschwänglich verdient hatte; aber das ganze Land trauerte um seine todte Mutter, und Leopoldinens Ruhm wird nimmer untergehen, so lange noch die Namen Brasilien und Oestreich genannt werden. Sie ruhe sanft, die Heilige! — Dennoch blieb an jenem Tage Alles ruhig; das Volk verschluckte still seinen Grimm; der erste Anstoß zur Revolution ward nicht gegeben, und die günstige Minute verflog. Die Einwohner von Rio zogen sich allmählich in ihre Häuser zurück, indem sie ihren alten Wahn, als hingen die Deutschen mit unwandelbarer Treue an Dom Pedro, und als billigten diese auch seine schlechtesten Handlungen, durch einen neuen Beweis bestätigt glaubten. Dies Ereigniß vermehrte bedeutend den schon damals tief eingewurzelten Haß der Eingebornen gegen alle Ausländer, und besonders gegen das deutsche Militair, welches, wie man überall behauptete, nicht Muth genug gehabt hatte, den Tod seiner kaiserlichen Landsmännin blutig zu rächen. Wissen wir doch, daß die Rache das Rad ist, um das sich im unglückseligen Columbuslande Alles dreht, — das Wetterglas, woran man dort stets die Quecksilber-Stellung des conventionellen Lebens erkennt. Wer sich nicht rächen kann, ist kein Held.

Dom Pedro kehrte also mit angstvoller Eile in

seine Hauptstadt zurück; hier sah er, daß noch nichts verloren war, und er fühlte sich wieder Kaiser. Wohl mag sein Herz über den erlittenen Verlust lange und tief getrauert haben; denn zu seinem Schmerze gesellte sich die bitterste Reue, das qualvollste Selbstbewußtsein; aber er übertäubte glücklich mit neuen Hoffnungen, wahnsinnigen Ideen, sinnlichen Freuden, verzweifelten Entwürfen und Thaten die Stimme seines Gewissens, und war schon im voraus des Sieges gewiß. Wie oft muß ihn jedoch in den trüben Stunden der Bedanke an seinen entschwundenen Schutzgeist gefoltert, wie oft das vorahnende Gefühl eines nahen, entsetzlichen Unglückes gepeinigt haben! Wahrlich, ich darf, ohne auf den Ruhm eines falschen Propheten Ansprüche machen zu wollen, fest behaupten, daß, wenn Leopoldine länger gelebt hätte, Dom Pedro nicht dethronisirt worden und vielleicht auch nicht in der Blüthe seiner Jahre elendiglich gestorben wäre, — eben sowie Napoleons Sturz ursprünglich durch seine Scheidung von Josephinen veranlaßt wurde.

Es scheint mir hier indeß der passendste Ort, über den Charakter dieses merkwürdigen Mannes, und besonders über das Verhältniß, worin er zu seiner Gemahlin stand, einige erläuternde Worte zu reden. Viel ist schon darüber gesprochen und geschrieben; aber wenn auch wirklich die Wahrheit in den Extremen liegt, so läßt sie sich doch in diesen Mittheilungen nur mühsam und nie geläutert ausfinden. Herr v. Mansfeld und Herr Kloss haben beide diesen Punkt flüchtig behandelt; sie erzählen ohne Kritik, was sie während ihres kurzen Aufenthalts in Brasilien hier und da hörten; ewig widersprechen sie sich selbst und tapen im Dunkeln einher. Lassen wir zuerst Herrn v. Mansfeld reden:

»Es ist sehr häufig der Fall, daß der Kaiser in

schlichter Kleidung beim Passiren der Straßen unerwartet eine Bürgerfamilie mit seinem Besuche beglückt, und Jeder und Jede erfreut sich der Milde und Leutseligkeit des erhabenen Fürsten!« — Schon auf der folgenden Seite sagt er aber in einer Anmerkung: »Einen neuen Beweis, wie viel die Kaiserin selbst wegen der unbedeutendsten Sachen zu erdulden hatte, liefert Folgendes: Man erzählte allgemein in Rio, daß ihr Gemahl sich thätlich an ihr vergriffen habe, als ihr Chargé d'affaires, der ihre kleinen Ausgaben besorgte, ihm die vielleicht etwas zu starke Ausgaberechnung überreichte. Die Kaiserin sah sich genöthigt, ihrem Geschäftsträger zu schreiben, daß sie ihm jezt nicht Zahlung leisten könne und um seines Briefes willen schon genug gelitten habe.« — Dann wieder:

»Wie unglücklich muß sich die Kaiserin gefühlt haben! — denn nicht allein, daß sie in ihren Gemächern eine so harte Behandlung von ihrem Gemahle erdulden mußte; — nein, sie soll sogar auf offener Straße, im Angesichte des darüber empörten Volkes von ihm tief beleidigt und grausam gemißhandelt worden sein.«

»Außerdem mußte, wie groß auch ihr Kummer darüber war, die arme Kaiserin jene mehrerwähnte, berühmte Gräfin Santos als ihre erste Kammerfrau anerkennen!«

Wie stimmen nun solche Handlungen, welche dieser Mann gegen die erhabenste und würdigste der Frauen auszuüben fähig war, mit der in dem Werke des Herrn von Mansfeld gerühmten Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit Dom Pedro's überein? Nur das zulezt Gesagte kann nach der allgemeinen Stimme des brasilianischen Volkes die Wahrheit sein, und dem ist auch so, meiner eigenen Erfahrung nach. Nicht

die Gräfin, sondern die zur Marqueza gemachte Santos, früher ein gewöhnliches Bauermädchen aus der Provinz St. Paulo, später mit einem Secondelieutenant der Miliz aus derselben Gegend verheirathet, war es besonders, durch welche die unglückliche, jetzt leider verstorbene Kaiserin so vielen Mißhandlungen ausgesetzt wurde. Die Marqueza war keineswegs schön zu nennen, und ungewöhnlich corpulent, wußte aber dennoch den Kaiser so zu fesseln, daß er sie viele Jahre lang als Maitresse bei sich behielt, und ihr, nachdem er ihr den Titel einer Marquise beigelegt hatte, ein prachtvolles Schloß, dem seinigen gerade gegenüber, in St. Christovão erbauen ließ. Eine dieser unmoralischen Verbindung entsprossene Tochter machte Dom Pedro zur Herzogin von Goyaz, und zwang die in ebenbürtiger Ehe erzeugten Prinzessinnen, schwesterlich mit ihr umzugehen.

Sene Besuche, welche der Kaiser, der Beschreibung des redseligen Herrn v. Mansfeld nach, nur aus Liebe zu seinen Unterthanen bei gewöhnlichen Bürgerfamilien abstattete, hatten ebenfalls ganz andere Zwecke. Hier ein Beweis.

Dom Pedro hatte eines Tages ein schönes Mädchen, das bis dahin in gutem Rufe gestanden, am Fenster gesehen. Ohne Umstände reitet er vor die Thür des Hauses, steigt ab und fordert die Eltern auf, ihn mit dem Mädchen allein zu lassen. Da er sich bereits mit stolzen Worten zu erkennen gegeben hat, ziehen sich diese schüchtern zurück, worauf er das vielleicht bis dahin noch unschuldige Kind auffordert, sich seinen Wünschen zu fügen. Die Arme wagt nicht zu widersprechen; denn sie ist durch das Plötzliche der Forderung zu überrascht, um ihre Sinne sammeln zu können, und mag vielleicht außerdem eine glänzende Belohnung erwarten. Nachdem der Kaiser

die Schwäche des unglücklichen Geschöpfes gehörig benutzt hat, fragt ihn das Mädchen, in der Hoffnung, durch das vollzogene Vergehen wenigstens einen Titel oder eine Geldsumme zu erhalten: »Was bin ich denn nun?« — »Eine H...!« antwortet der edle Souverain in seiner witzigen Laune, und wirft eine Kupfermünze auf den Tisch.

Herr Kloss, welcher sich freilich ebenfalls nur sehr kurze Zeit in Brasilien aufhielt, doch obgenanntem v. Mansfeld um Vieles vorzuziehen ist, berichtet in seiner Schrift S. 50 wie folgt:

»Man erzählte mir sogar, daß Dom Pedro vierzehn Tage vor meiner Ankunft einen Schwarzen auf der Stelle erschossen habe, weil ihm dieser, eine schwere Last auf dem Kopfe tragend, auf der Straße begegnet sei und gegen den Kaiser, welcher dem Neger in bürgerlicher Kleidung unbekannt war, die kriechende Ehrerbietung (d. h. die Kniebeugung) nicht beobachtet hätte. »Steh, Teufel!« rief der Tyrann dem Schwarzen zu, zog sein Pistol und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf.«

Eben so erzählt Herr Kloss, daß der Kaiser einst auf einem Spazierritte einen alten Kaufmann, der ihn nicht sogleich erkannte und ihm des starken Gedränges wegen nicht augenblicklich ausweichen konnte, so lange mit seiner Karbatsche über Kopf und Gesicht hieb, bis der alte Mann halb todt vom Pferde gesunken.

Obgleich ich nicht als Zeuge für diese von Dom Pedro verübten Grausamkeiten haften kann, so kommt es mir doch, wenn ich einige andere erwiesene Thatfachen damit vergleiche, höchst wahrscheinlich vor, daß Herr Kloss hier nichts übertrieben hat. Sonst aber ist seine Schrift im höchsten Grade mangelhaft und nicht immer der Wahrheit getreu. Viel davon muß man als Compilation und noch mehr als Roman

betrachten. — Um überhaupt etwas über ein Land, wie Brasilien, schreiben zu wollen, ist durchaus ein längerer Aufenthalt und genaue Kenntniß der Sprache und Sitten seiner Bewohner, sowie vieles Reisen im Innern des Landes vonnöthen. Jede der achtzehn (ehemals neunzehn) Provinzen dieses gigantischen Reiches unterscheidet sich wesentlich von der andern; man muß also nothwendig das Innere, nicht aber etwa allein die Seehäfen von einigen derselben gesehen haben, um über das Ganze ein Urtheil fällen zu können. Wie groß ist nicht überall der Unterschied des Klima's und der Production, der Statistik und der Politik, des Charakters und der Sitten der einzelnen Bewohner! Ich eile nach dieser Episode zu meiner Erzählung zurück.

Wenige Tage nach dem Tode der Kaiserin schiffte ich mich mit einem Detachement von 85 Mann nach Rio grande ein, um mich dort mit meinem Bataillon wieder zu vereinigen. Wir segelten mit einer Convoi von sechzehn Kauffahrteischiffen ab; eine Fregatte und eine Brigantine waren uns zur Bedeckung gegeben, denn der gefürchtete Admiral Brown, der mit wahrer Tollkühnheit mehrmals die Flagge von Buenos-Ayres und allgemeine Bestürzung bis in den Hafen von Rio de Janeiro getragen hatte, machte solche Vorsichtsmaßregeln nöthig. Dieser Brown war ein kühner Abenteurer und erfahrener Seemann, ein fecker Glücksritter, der eben so sehr um fremden Gold, als um den eigenen Ruhm kämpfte, ein Ritter ohne Furcht, aber nicht immer ohne Tadel; den Krieg behandelte er wie ein Turnierspiel und sah sein Admiralspatent für einen Kaperbrief an; wie schwach auch die Flotille war, die er befehligte, so suchte er stets das ihm zehnfach überlegene brasilianische Geschwader auf, und forderte mit chevaleresker Galanterie irgend ein Schiff

davon zum Zweikampfe heraus, — ein Duell, das immer zu seiner Gunst ausfiel. Unsere Reise gestaltete sich Anfangs sehr angenehm, denn der Wind war so günstig, daß wir in drei Tagen die Höhe von St. Catharina erreichten, und demnach die Hälfte des ganzen Weges zurückgelegt hatten; dazu kam noch die Unterhaltung, die uns das fortwährende Signalisiren von den Kriegsschiffen gewährte, der Wetteifer der Capitaine, einander vorbeizufegeln, die neue Natur, die allgemeine Erwartung und Fröhlichkeit. Die Fregatte eröffnete den Zug, dann folgten die sechzehn Kauffahrer, und die Brigantine deckte uns den Rücken; so war die Ordnung vorgeschrieben.

Nach dieser dreitägigen Fahrt änderte sich aber plötzlich der Wind, der mit Gewalt aus Süden, also uns gerade entgegen, zu blasen anfang. Diese Windstöße, die man hier unter dem Namen Pampeiro kennt, kommen gewöhnlich so schnell und unerwartet, daß den Matrosen nicht Zeit genug wird, die Segel zur rechten Secunde einzuziehen, und das Schiff oft sogar vor dem wüthenden Andränge rettungslos umschlägt. In dem Augenblicke, als der Pampeiro mit einem leisen Geheul seine Ankunft verkündete, befand sich unser Fahrzeug dicht an der Fregatte, und mußte folglich mit ihr zugleich wenden. Die Fregatte vollbrachte indeß das Manöver mit weit mehr Fertigkeit und Eile, als es unserem schwerfälligen Schiffe, wo außerdem nach der löblichen brasilianischen Sitte Alles in größter Unruhe war, möglich sein konnte; unsere Segel und Taue verwickelten sich; wir sahen es deutlich, die Fregatte mußte uns in Grund bohren. Bläß und muthlos saß der Capitain in der Cajüte und der spanische Wein wollte nicht mehr munden; zitternd befohl er seinen Geist dem allgnädigen Gotte, und vergaß in seiner Angst selbst zu befehlen, oder durch

irgend eine Vorrichtung die Gefahr von sich abzuwenden. Die Matrosen kehrten bestürzt ihre Augen von dem Naturschauspiele ab; sie sahen nicht, wie die stolze Fregatte im Wellenschaume, gleich einem zürnenden Geiste, pfeilschnell an uns vorüberflog, sie fühlten nur die Erschütterung, die durch ein leichtes Streifen der beiden Fahrzeuge entstanden war, sie vermochten erst nach Verlauf einer Viertelstunde durch einen tiefen Seufzer und ein klägliches Ave Maria ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Die Brasilianer sind überhaupt ganz erbärmliche Seeleute; eine katholische Prädestinationstheorie paßt nie zu einem geregelten Marinewesen; ein Matrose muß eben so gut fluchen können, wie beten; das Gebet gehört aber nicht in die Stunde der Entscheidung. Wir entgingen für diesmal glücklich der Gefahr.

Am Morgen des funfzehnten Tages signalisirte endlich die Fregatte, daß sie Land sehe, und etwa eine Stunde später erblickten auch wir die sandige Küste von Rio grande. Sogleich machten die beiden Kriegsschiffe Halt, den Kauffahrern das Signal zur Einfahrt in den Hafen zu ertheilen; sie selbst aber konnten wegen der großen Seichtigkeit des Ufers nicht mit einlaufen, sondern mußten ihren Cours wieder südlich nehmen, um sich nach Montevideo zu begeben, wo das gesammte Geschwader des Kaiserthums die Mündung des Rio de la Plata blockirte. Die brasilianische Flotte bestand damals aus mehr denn dreißig Segeln, von welchen elf bis zwölf Schiffe des ersten oder zweiten Ranges waren; hingegen bildeten eine Corvette, auf welcher sich der Admiral befand, und vier kleinere Kriegsfahrzeuge die ganze Seemacht von der Republik Buenos-Ayres. Trotz dieser Ungleichheit der Streitkräfte war der Vortheil stets auf der schwächeren Seite; Brown zeigte sich furchtlos allenthalben

auf offenem Meere; er war überall und nirgends; des Nachts schlich er an die feindliche Flotte heran, die Schildwache wurde niedergestossen, bevor sie um Hülfe rufen konnte, die Mannschaft geräuschlos entwaffnet, und auf diese Weise ein Schiff nach dem andern weggekapert. Brasilien mußte zur Erhaltung seiner, wie wir gesehen, nicht unbedeutenden Seemacht ungeheure Summen verschwenden; Buenos-Ayres aber hatte kein Geld und konnte also auch nichts für seine Marine thun; doch waren die gemachten Preisen hinlänglich, um diese kleine Flotille zu erhalten, wodurch natürlich dem Staate viel erspart wurde.

Trotz der großen Gewandtheit und der ausgezeichneten Talente, welche Brown bei jeder seiner kriegerischen Unternehmungen bewies, würde es ihm aber dennoch eine Unmöglichkeit gewesen sein, sich lange gegen die so sehr überlegene brasilianische Macht zu halten, wenn diese von rechtlichen und unternehmenden Männern geführt gewesen wäre. Der Admiral und Commandeur des ganzen Geschwaders, Lobo, unterhielt heimliche Verbindungen mit den Feinden seines Vaterlandes. Nur das eigene Interesse beachtend, erlaubte er den Schiffen von Buenos-Ayres, für hohe Summen Geldes im Rio de la Plata einzundenzugehen. Es ist erwiesen, daß vor seinen Augen brasilianische Kauffahrteifahrer genommen sind, ohne daß es ihm eingefallen wäre, seinen Landeleuten zu Hülfe zu kommen. Die feindlichen Schiffe führten die gemachten Preisen mitten durch die brasilianische Flotte nach Buenos-Ayres, und oftmals war auch nicht einmal ein Kanonenschuß dabei gefallen. Einige rechtliche Offiziere reichten endlich bei dem Kaiser selbst Beschwerden über dies zweideutige Benehmen ein, worauf auch Lobo nach Rio de Janeiro zurückberufen wurde. Da er indessen während der Zeit seines Com-

mando's bereits zum reichen Manne geworden, so konnte es ihm auch nicht an Freunden fehlen, welche die Sache so zu leiten wußten, daß er nur der Nachlässigkeit, keineswegs aber des Verraths, dessen ihn doch die eigenen Untergebenen beschuldigten, angeklagt wurde. Man brachte ihn in Folge des Ausspruchs eines bereits bestochenen Kriegsgerichts auf die Festung St. Cruz, doch kam er nach kurzer Gefangenschaft, mit Beibehaltung aller seiner Ehren und Titel, wieder los.

Die Nachfolger in der Charge dieses Lobo, welche eine Strafe der Art für eben nicht bedeutend achteten, und die ebenfalls das Commando nur mit dem sehnlichen Wunsche übernahmen, sich bei dieser Gelegenheit zu bereichern, folgten seinem Beispiele und ließen gegen baare Bezahlung die feindlichen Schiffe fortwährend ein- und ausgehen. Buenos-Ayres wußte auf diese Weise durch Brown's Heldenmuth, wie durch die Verrätherei der brasilianischen Admiräle in den Stand gesetzt, einen Krieg, der allem Anscheine nach schnell hätte beendet werden können, so in die Länge zu ziehen, daß Dom Pedro endlich genöthigt wurde, am 30. October 1828 einen Frieden zu schließen, der für Brasilien keineswegs vortheilhafte Bedingungen enthielt. Der Einfluß Englands, der während der ganzen Dauer des Krieges sehr deutlich zu erkennen gewesen war, leuchtete auch bei diesen Unterhandlungen nicht sehr ehrenvoll hervor.

Außerdem verursachte dieser heillose Krieg dem ganzen Brasilien mannichfachen Nachtheil: nordamerikanische Fahrzeuge kreuzten, von Buenos-Ayres mit Kaperbriefen versehen, beständig in großer Zahl an den Küsten des Kaiserthums; die Rauffahrer wagten nicht, ohne Escorte den Hafen von Rio de Janeiro zu verlassen; der Handel gerieth dadurch fast ganz in Stocken,

denn nicht selten mußten Schiffe, welche schon geladen hatten und zur Abreise fertig waren, Wochen lang warten, bis endlich eine Convoi abging. Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser und dem Gouvernement nahm täglich zu; Dom Pedro fühlte die Krone immer mehr auf seinem Haupte zittern, er verzagte im Stillen, während er öffentlich in Wort und That strenger, wahnsinniger und grausamer wurde.

Mit frischem Winde fuhren wir in den Hafen hinein und ankerten drei Stunden später vor Rio grande do Norte, einem netten Städtchen von etwa 2000 Einwohnern.

Sechstes Capitel.

Die Provinz St. Pedro do Sul. — Klima und Producte. — Charakter und Sitten der Bewohner. — Die Töchter des Fazendeiro's. — Rio grande do Norte und Rio grande do Sul. — Die Stadt St. Francisco de Paula und der Marquis von Barbacena. — Schlacht am Paço do Rosário. — Festlichkeiten in Freguezia nova.

Der erste Anblick dieser Küste ist bei weitem nicht so überraschend und schön, wie dies bei Rio de Janeiro der Fall ist. Statt der herrlichen Felsen und Gebirge, welche die Hauptstadt und ihren Hafen, gleich einem Zauberringe, umziehen, findet man hier nur Sand und Gras. Ueberhaupt sind diese beiden Provinzen, sowie ihre Bewohner und deren Sitten, sehr von einander verschieden. Man glaubt in einem andern Lande, unter einem andern Volke zu sein. Der Sand, welcher Rio grande wie ein großer Staubmantel traurig und düster umgibt, erstreckt sich vier Meilen in das Innere, wo dann plötzlich fast die ganze Provinz zu

einer einzigen ungeheuren Weide wird. Die ganze Oberfläche gleicht einer Schlangenlinie, ohne hohe Berge, aber auch ganz ohne Ebenen. Hügel und Thäler, auf denen zahllose Heerden von Pferden und Ochsen weiden, wechseln beständig mit einander ab. Nur selten wird das Einförmige dieses Anblicks durch einzelne, mit Bäumen umgebene Häuser und kleine Flüsse, welche sich zwischen den Hügeln hindurchschlängeln, angenehm unterbrochen. Diese Flüsschen, die in den heißen Monaten in der Regel so ausgetrocknet sind, daß man sie leicht durchwaten kann, schwellen dagegen in der Regenzeit so an, daß sie zu den reißendsten Strömen werden und gewaltsam Alles mit sich fortführen. Da man weiß, daß die leichten hölzernen Brücken, die man hier zu bauen pflegt, mit ihrer Kraft doch nicht einem Winter widerstehen würden, so hat man an den meisten Orten das Geld dafür gespart, und der Reisende muß sich leider alsdann mit Lebensgefahr in einem kleinen Boote, welches nur durch einen einzelnen Menschen fortgerudert wird, nach dem jenseitigen Ufer übersetzen lassen. Dabei sieht er sich genöthigt, seine Pferde am Zügel zu nehmen und sie, indem er ihnen den Kopf so hoch als möglich aus dem Wasser erhält, nachschwimmen zu lassen. Nicht selten schlägt der kleine, schmale Kahn, durch die Anstrengung der Pferde aus dem Gleichgewicht gebracht, plötzlich um, und dann ist in der Regel, bei der außerordentlichen Gewalt und dem Andränge der Fluthen, auch der beste Schwimmer verloren; noch öfter aber gibt es zur Rettung des eigenen Lebens kein anderes Mittel, als die ermatteten Thiere, welche das andere Ufer nicht mehr erreichen können, erbarmungslos niedersinken zu lassen. Der größte von diesen Flüssen ist der schon früher erwähnte Jaguerao,

welcher die Grenze dieser Provinz und der Cisplatina bildet.

Das Klima ist sehr angenehm und außerordentlich gesund. Die Hitze wird im Sommer niemals sehr drückend, und im Winter friert es hier schon bisweilen fingerdickes Eis. Alle europäischen Früchte und Gemüse gedeihen auf das Herrlichste, wovon die deutsche Colonie, die sich unweit Porto Alegre, der Hauptstadt dieser Provinz, befindet, die sprechendsten Beweise liefert; aber leider werden sie nicht gehörig gebaut, und zwar aus dem Grunde, weil jede Art von Anpflanzung zu viel Mühe erfordert, während man durch die Viehzucht den größten Erwerb und fast gar keine Umstände hat. Es wäre hier hinlängliches Terrain, um so viel Getreide hervorzubringen, als ganz Brasilien verbraucht; doch führen die Nordamerikaner auch hier ihr Mehl und ihren Weizen ein. Krankheiten kennt man fast gar nicht, selbst nicht einmal die in Rio de Janeiro so gewöhnlich vorkommenden Hautausschläge. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Ochsenhäute und Hörner für das Ausland, Talg und an der Sonne getrocknetes Fleisch für die übrigen Provinzen, doch vorzüglich für Rio de Janeiro. Auch werden Pferde und Maulthiere ausgeführt, und man versendet eine beträchtliche Menge *Chá do Matte* (Paraguay-Thee) nach Peru. Schade, daß die Natur, sobald sie mit ihrem Füllhorntribute erscheint, stets eine Feindin der Industrie ist!

Der Reisende findet hier ganze Heerden von Straußen, sehr viele Rehe und nicht selten den Jaguar oder brasilianischen Tiger. Wildes Geflügel, als Enten, Gänse, Schnepfen, Rebhühner, gibt es in manchen Gegenden in unzähliger Menge. Die hiesigen Strauße erreichen jedoch lange nicht die Größe und Schönheit der afrikanischen, sie werden selten über fünf

bis sechs Fuß hoch und ihre Farbe ist ein gesprenkeltes Aschgrau. Ihr Fleisch, welches einigen indianischen Stämmen zur beständigen Nahrung dient, hat ganz den Geschmack des trocknen, mageren Rindfleisches, und ist dabei sehr faserig; nur das Gelbe der Eier kann auch für einen europäischen Magen genießbar sein. Die Rehe, welche sich auf diesen Tristen aufhalten, haben einen unangenehmen Geruch, dem der Ziegenböcke ähnlich, weshalb sie auch nicht zur Nahrung taugen; dagegen ist das Fleisch derer, welche im Walde leben, von äußerst angenehmem Geschmacke.

Auffallend ist die Leichtigkeit, mit welcher hier das Vieh gedeihet und sich fortpflanzt. Jahr aus, Jahr ein streifen sowohl Pferde als Ochsen auf den ungeheuren Weiden herum, ohne daß Jemand daran dächte, ihnen Ställe für den Winter bauen zu lassen. Höchstens hat irgend ein reicher Gutsbesitzer einen elenden Bretterverschlag, worin er während der schlechten Jahreszeit seine Leibpferde aufbewahrt, welche er alsdann auch mit Milho (türkischem Weizen), der einzigen Getreidesorte, welche man hier, besonders zu diesem Zwecke, baut, sorgsam füttern läßt; sonst müssen alle übrigen Pferde und Ochsen sich sowohl im Sommer als im Winter ihre Nahrung selbst suchen; Niemand denkt im Augenblicke des Ueberschlusses daran, Heu u. dgl. für die kommende Regenzeit einzuernten. Häufig aber werden die Thäler, gerade wenn in ihnen die Weiden am schönsten sind, dermaßen mit Wasser angefüllt, daß den armen Thieren nichts übrig bleibt, als sich auf die Hügel zurückzuziehen, wo sie dann kaum so viel Gras auffinden können, um Wochen lang das Leben kümmerlich zu fristen. Dabei quält man die Pferde ungeheuer; sie müssen die fürchterlichsten Strapazen aushalten. So pflegen z. B. die Bewohner dieser Provinz auf ihrem Rücken in einem

Tage zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen zurückzulegen; sie jagen vorwärts, ungeduldig und rücksichtslos, als müßten sie einen Wettlauf mit der Sonne bestehen. Man muß sie als die trefflichsten Reiter preisen; denn sie kennen weder Gefahr, noch Ermattung. Zwar wird auf einer solchen Tour vier, fünf, auch wohl sechs Mal gewechselt, wenn indessen ein ohnehin kraftloses und ermattetes Pferd auch nur vier Meilen in Galopp Berg auf und Berg ab gemacht hat, so ist es doch kein Wunder, daß es oft wenige Augenblicke nach diesem Ritte zusammenstürzt. Auch dann ist der Verlust nicht groß; denn es muß schon ein recht gutes Pferd sein, das man mit vier Pfastern bezahlen soll, und das Gefühl des Mitleids ist in dieser Hinsicht dem Brasilianer fremd.

Sobald der Reisende nun an dem Orte anlangt, wo er sein Pferd wechseln will, nimmt er dem mit Schaum und Schweiß bedeckten Thiere den Sattel ab, gibt ihm einen Hieb mit der Peitsche und überläßt es seinem fernern Schicksale. Ob es nun das seinige gewesen oder nicht, gilt gleichviel; der wahre Eigenthümer wird ihm nie einen Vorwurf darüber machen, daß ihm sein Pferd nicht zurückgekehrt sei, ja ihm sogar mit Freuden abermals, sobald jener dessen bedarf, ohne Bezahlung oder Ersatz dafür zu fordern, ein anderes hergeben. Spürt nun das also verlassene Thier nur noch etwas Kraft in seinen zitternden Gliedern, so kehrt es von selbst zu seinem Herrn zurück und gibt, sobald es das Haus seines Besitzers erblickt, durch ein lautes, fröhliches Wiehern von seiner Ankunft Bescheid, wenn auch aus diesem Hause und von seinem Herrn niemals sein Hunger gestillt, sein Durst gelöscht wurde. Der thierische Instinct beschämt das gefühllose Herz der Menschen.

Wie schon erwähnt, unterscheidet sich der Men-

schenschlag in St. Pedro do Sul sehr von dem der übrigen Provinzen. Die blaßgelbe Farbe der Einwohner von Rio de Janeiro fällt hier ganz weg; man findet allgemein große, schöne und kräftig gebaute Gestalten, und vorzüglich die Damen haben bisweilen einen so weißen Teint, daß manche Europäerin, selbst aus unseren arktischen Gegenden, gar gern mit ihnen tauschen würde. Die Miene besitzt nicht mehr das Heimtückische und Boshafte, wie dies in den nördlichen Theilen Brasiliens der Fall ist; sie ist schon offen, bieder, ohne Hehl und Falsch; sogar der Sklavensinn scheint von einem gewissen, kräftigen Selbstbewußtsein verdrängt. In ihrem Anstande liegt etwas Gerades und Festes, nur ist ihre Mimik, wie bedeutungsvoll sie auch sein mag, zu abgemessen, und man könnte ihre Bewegungen zu langsam nennen. Ihr Charakter ist größtentheils phlegmatisch, mit einem leisen Anfluge des Sanguinischen; sie sind sanft und mit sehr Wenigem zufrieden, doch muß man sich hüten, sie ohne Ursache aufzubringen; denn einmal gereizt, verzeihen sie nie, und rächen sich manchmal fürchterlich. Die Gastfreiheit, welche sie im wahren Sinne des Wortes ausüben, ist die größte ihrer Tugenden; ohne diese würden sie gewiß zu Barbaren werden. Der Reisende darf dreist vor der ersten besten Thüre, das Haus zeige Spuren des Reichtums oder der Armuth, anhalten und anpochen, es wird sogleich Jemand erscheinen, sich nach seinem Begehren zu erkundigen, und gewöhnlich läßt sich der Hausherr selbst diese Ehre nicht nehmen. Nachdem man nun seinen Wunsch zu erkennen gegeben, wird man mit wenigen Worten eingeladen, abzustiegen und in das Haus zu treten, worauf alsdann ein Neger dem Pferde den Sattel abnimmt und es in eine, von einem dichten Zaun umzogene Weidestelle treibt. So-

bald man in die Stube eingetreten, werden augenblicklich Anstalten getroffen, den wahrscheinlichen Hunger des Gastes zu stillen, und man darf ohne Umstände zulangen; je größer der Appetit, desto freundlicher der Wirth. Ist man nun gar ein Europäer, und kann man in gebrochenem Portugiesisch mit zierlicher Gewandtheit etwas von seinem Vaterlande erzählen, so ist der neugierige Eingeborne überglücklich, und er horcht gewiß mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Sein Temperament wird lebendiger, er entdeckt, daß er wichtig sein kann, er will seinen Nationalruhm behaupten, und ein Wigwort verdrängt das andere. Die Laune nimmt zu; halbrohes Fleisch und eine Flasche *agua ardente* vermehren die Begeisterung des Augenblickes, das Eis zerschmilzt, und der Brasilianer wird zum Europäer. Die deutsche Gemüthlichkeit, die einzige deutsche Tugend, hat ihn besiegt.

Nach dem Abendessen wird der Gast, wenn man ihn müde glaubt, nicht weiter belästigt, man weist ihm sogleich eine Kammer mit einem äußerst saubern Bette an, ein Neger oder, wenn der Wirth sehr galant ist, eine Negerin bringt einen großen Kübel mit warmem Wasser, ihm nach echt orientalischer Sitte die Füße zu waschen, und der Hausherr wünscht seinem Gaste herzlich eine gute, angenehme Nacht. Am andern Morgen darf der Fremde gewiß nicht abreisen, ohne wenigstens ein tüchtiges Frühstück zu sich genommen zu haben. Das Pferd wird zuvor besichtigt, ob es auch im Stande ist, die Reise noch weiter zu ertragen, und ist dies nicht der Fall, so läßt der Hausherr augenblicklich eins der seinigen herbeiholen. Man dankt in wenigen Worten seinem Wirth für das Nachtlager, darf ihm aber, und wäre er auch noch so arm, durchaus kein Geld anbieten. Nach dem gewöhnlichen Ceremoniel folgt darauf die Einladung, ja

wieder hier einzukehren, wenn man vielleicht ein anderes Mal des Weges kommen sollte. Selbst ihren ärgsten Feinden schlagen diese Leute niemals, und wäre es auf längere Zeit, Obdach und Essen ab. Sobald aber ein Gast im Hause ist, erscheinen die Frauen selten, es müßte denn der Fremde schon öfter bei ihnen abgestiegen sein.

So hielt sich einst einer meiner Freunde, ein junger, lebensfroher Offizier, drei volle Tage in der Wohnung eines Fazendeiro's (Gutsbesizers) auf, ohne es dahin bringen zu können, eine der drei Töchter des Hauses, welche der allgemeine Ruf als sehr schön und liebenswürdig schilderte, auch nur von ferne zu Gesichte zu bekommen; da er aber recht wohl wußte, daß die Mädchen keineswegs, wie ihm der redselige Alte vorgegeben, schon vor vierzehn Tagen verreist seien, sondern absichtlich von dem strengen Vater in irgend einem Theile des weitläufigen Gebäudes versteckt gehalten würden, so entschloß er sich, dieses Zwanges überdrüssig, am vierten Tage in aller Frühe seine Reise fortzusetzen. Der reiche Fazendeiro, dem in seiner Einsamkeit der Besuch eines Ausländers höchst willkommen sein mußte, wollte jedoch meinen Freund keineswegs ziehen lassen, und beschwor ihn hoch und theuer, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, bis seine Familie heimkehre. Der Offizier ließ sich überreden und versprach zu bleiben, aber unter der Bedingung, daß es ihm freistehen solle, so viel wie es ihm beliebe auf die Jagd zu gehen und in dem herrlichen, dicht hinter dem Wohnhause gelegenen Garten zu spazieren. Gern willigte der Alte hierin ein, denn er verließ sich auf den strengen Befehl, den er seinen Töchtern ertheilt hatte, sich nie am Fenster zu zeigen; er dachte nicht daran, daß bei Frauen die Neugier stets stärker ist, als der Gehorsam. Die eingesperrten

Damen erfuhren durch eine ihrer Negerinnen, daß der Fremde sehr jung, sehr schön, sehr freundlich sei, daß er eine glänzende Uniform trage, und daß er schon am folgenden Morgen abzureisen gedenke. Das war ihnen zu viel; die schwarze Jofe wurde abgeschickt, den deutschen Helden, der schon Tage lang ihre Gedanken und Träume belebt hatte, auf denselben Abend in den Garten herzubestellen, wo sie die Rolle der Armida zu spielen gedachten.

Raum war die Dämmerung eingebrochen, als sich mein Freund unter dem Vorwande, die frische Abendluft noch ein wenig zu genießen, von seinem Wirth beurlaubte und dem Garten zuwanderte. Der schöne Mondschein, welcher Brasiliens malerische Gegenden durch sein helles Licht noch weit reizender macht, ließ ihn bald an einem der in den Garten führenden Balkonfenster die drei Gestalten gewahren, nach deren Anblick er sich so sehr gesehnt hatte. Die Hände mußten jetzt als Ueberbringerinnen der Küsse dienen, die man sich wahrscheinlich lieber sogleich auf die Lippen gedrückt hätte, und Minuten lang gewährte die Fingersprache, deren die brasilianischen Damen so außerordentlich mächtig sind, den einzigen Austausch der gegenseitigen Empfindungen; aber endlich konnten es die Schönen nicht länger erdulden, durch einen tyrannischen Vater in einen Käfig eingesperrt zu sein, während ihnen in unbedeutender Ferne die angenehmste Unterhaltung winkte. Einige leicht begreifliche Zeichen benachrichtigten meinen Freund, daß sich die drei Grazien binnen wenigen Augenblicken in seiner Gesellschaft befinden würden, und vorsichtig zog sich dieser etwas tiefer in das dichte Gebüsch zurück, um hier das Ende des angenehmen Abenteuers abzuwarten.

Auf welche Weise die Mädchen es angefangen

hatten, ungehört und ungesehen aus dem Hause zu schlüpfen, weiß ich nicht zu sagen; kurz, die weißen Gewänder der drei Schönen tauschten bald durch die schattigen Gänge dem Harrenden entgegen, dem die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche so unerwartet zu Theil werden sollte. Fröhlich und unbefangen sprangen die Mädchen auf ihn zu und erkundigten sich, ohne irgend eine weitere Einleitung zu machen, mit scherzenden Worten nach seinem Befinden. Mein Offizier wurde galant; er wagte es, allen Dreien die Hand zu küssen, und gleich darauf um eine Umarmung zu bitten, welche ihm gewiß auch nicht versagt werden konnte. Einen Kuß auf den Mund läßt sich nämlich eine Brasilianerin gewiß so leicht nicht gefallen, — oder sie mußte denn gesonnen sein, auch noch mehr zu geben; aber eine Umarmung sieht sie für die unschuldigste und schicklichste Sache auf der Welt an.

So verslog in einem wahrhaft kosmopolitischen Liebestraume mehr als eine Stunde, bis endlich die jüngste der Schwestern an den alten Vater, seine eifersüchtige Strenge und die Gefahr einer Ueberumpelung erinnerte. Man trennte sich, jedoch nur mit dem Versprechen, sich von dieser Stunde an jeden Abend an demselben Orte wieder zu finden, und der Alte wurde so, ohne auch nur zu ahnen, was hinter seinem Rücken vorging, eine ganze Woche lang getäuscht. Jeden Abend sah und sprach man sich im Garten, und es lauschte kein Verräther.

Endlich mußte aber mein Freund doch ernstliche Anstalten zur Abreise treffen; er erklärte daher bei einer der erwähnten Zusammenkünfte seinen drei Geliebten, daß er gesonnen sei, am andern Tage seinen Weg fortzusetzen; die Dienstpflcht rufe ihn von hier ab, und keine Bitte könne ihn bewegen, noch länger zu verweilen. Den Augen der Schönen entströmten

bei dieser Nachricht heiße Thränen; denn gar zu gern hätten sie den Mann ihrer Wahl, den sie alle drei mit so inniger Ergebung, mit so heftiger Wollust, ohne Reid oder Eifersucht liebten, — den Mann, der sie jeden Abend mit wunderbaren Erzählungen über das chevalereske Wesen nordischer Galanterie, über die Freiheit und gute Behandlung, welche die Damen in Europa genießen, ergetzte, noch länger, am liebsten wahrscheinlich für immer, bei sich behalten. Am Morgen des Trennungstages wollte mein Freund in aller Frühe abreisen, mußte sich aber auf Bitten des gastfreundlichen Alten dazu bequemen, das Frühstück abzuwarten. Kurz bevor man sich zu Tisch setzte, erklärte der Fazendeiro, daß seine Familie in verflossener Nacht eingetroffen sei, und daß er sie seinem Gaste vorzustellen wünsche. Dieser erstaunte nicht wenig, erbat jedoch mit ruhiger Besonnenheit die Erlaubniß, den Angehörigen seines geehrten Wirthes seinen persönlichen Dank abstatte zu dürfen. Der Alte mochte wohl glauben, daß jetzt, als der Fremde fast schon den Fuß im Steigbügel habe, nichts mehr für seine Töchter zu befürchten sei; er führte also die Damen bald darauf in das Zimmer und befahl ihnen, an dem Frühstücke Theil zu nehmen. Nachdem man sich gegenseitig mit den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln begrüßt, setzte man sich zu Tische; — keine Miene der Mädchen verrieth, daß man sich jemals früher gesehen oder gekannt. Als aber das Pferd des deutschen Offiziers gesattelt wurde und der Alte auf einige Augenblicke hinausging vor das Haus, um sich selbst zu überzeugen, ob die Neger das Sattelzeug auch gehörig aufgelegt hätten, fand man Gelegenheit, sich nochmals ein recht herzliches Lebewohl für immer zu sagen. Ich hoffe, die drei Grazien werden sich so zu trösten gewußt haben, wie es wirklich mein Freund that.

Treue überdauert bei den brasilianischen Frauen nie den Genuß; nur die Gegenwart kann Liebe fordern, nur der Augenblick beglücken. Ich lobe mir eine solche Liebe; denn auch das Schönste veraltet, und nur das Neue ist ewig jung.

Uebrigens gehört nicht der Fleiß zu den Cardinaltugenden dieser stillen Hügelbewohner; höchstens klimpern sie auf einer Art von Guitarre und rauchen dazu ihre Papier-Zigarre. Man glaube nicht, es sei erdichtet, weil es sich reimt! Gesprochen wird bei den Männern in der Regel nur so viel, als eben erforderlich; denn sie haben im Grunde nichts zu sagen, was nicht schon Jeder wüßte, woran die Abgeschiedenheit, in welcher sie leben, besonders Schuld sein mag. Wohnen doch oft die nächsten Nachbarn sechs bis sieben Meilen von einander. Dagegen sitzen sie Tage lang, bei der stärksten Sonnenhitze, zu Pferde, ohne die mindeste Beschwerde davon zu spüren; sie durchstreifen rastlos ihre Weiden, um zu sehen, ob sich nicht etwa eine glückliche oder unglückliche Veränderung unter ihren Heerden zugetragen habe, ob die Sklaven auch treu und achtsam sind.

Von auffallender Größe trifft man bisweilen die Besitzungen einzelner Privatpersonen; es gibt deren von sechzehn bis zwanzig Quadratmeilen, auf welchen manchmal über 100,000 Stück Rindvieh und mehrere Tausende von Pferden weiden. Der größte Theil dieser ungeheuren Güter ist jedoch nicht in früheren Zeiten durch Ankauf oder Erbschaft allmählich zu dieser außerordentlichen Ausdehnung gelangt, sondern es geschah auf folgende Weise. Im Anfange erhielten Staatsbeamte, welche sich ausgezeichnet hatten, und denen man für ihre Verdienste irgend eine Belohnung schuldig zu sein glaubte, sehr häufig als Gratification eine Strecke Landes, welche, da das unbebaute Terri-

torium des Kaiserreiches groß genug war und für den Augenblick keinen besondern Werth zu besitzen schien, selten weniger als eine Quadratmeile betrug. Späterhin erbaten sich viele andere Bürger, welche nicht in öffentlichen Diensten standen, eine ähnliche Strecke; denn sie sahen wohl ein, daß, wenn ihnen auch dieser Besitz nicht sehr nützte, er doch dereinst ihren Kindeskindern zum größten Vortheil gereichen könne. Da es nun aber der Wunsch des Gouvernements sein mußte, diese ungeheuren Steppen so schnell als möglich bebaut und bewohnt zu sehen, so wurde fast einem Jeden, der darum anhielt, ein solches Stück Land für ein Geringes, oder auch wohl ganz umsonst bewilligt. Sodann ernannte die Regierung einen Feldmesser, der die verschenkten Ländereien abmessen und vertheilen sollte. Diesem war es zu weitläufig, die sonst gebräuchlichen Geräthschaften hierbei anzuwenden; er maß also nach der Uhr, d. h. es wurde bestimmt, daß so viel Land eine Quadratmeile ausmache, als der Feldmesser in zwei Stunden umreiten könne. Dabei war indessen nicht gesagt, ob er Schritt, Trab oder Galopp reiten müsse; es hing dies also lediglich von seiner Laune und von der Summe ab, welche ihm der zukünftige Besitzer dieser Ländereien für seine Mühe dankbar in die Hand drückte. Nicht selten wurde demnach für den Einen im langsamsten Schritte und für den Andern im gestreckten Galopp gemessen, was sich leider der Benachtheiligte ruhig gefallen lassen mußte; denn alle Klagen in dieser Hinsicht blieben unbeachtet.

Wer nun bereits eine solche große Strecke besaß, kaufte sodann eine jener kleinern noch dazu an, beschenkte den Feldmesser wiederum reichlich und ließ sein ganzes Besizthum zum zweiten Mal messen, wo es natürlich drei bis vier Mal so groß ausfiel. Die

Enkel aber haben diese ungeheuren Grundstücke, die jetzt von großem Werthe sind, rechtmäßig geerbt, und ihr Besitz ist ihnen für immer gesichert.

Auf diesen Gütern werden bisweilen in einem Tage vier- bis fünfhundert Ochsen geschlachtet, deren Häute und Hörner nach Rio grande versandt und größtentheils an Nordamerikaner verkauft werden, die dann die daraus verfertigten Sachen wieder in Brasilien einzuführen pflegen. Das Fleisch löst man in Stücken von 30 bis 40 Pfund von den Knochen ab, reibt es mit Salz ein und hängt es an die Sonne, um es zu trocknen; Talg und Mark knetet man in großen hölzernen Trögen zusammen und verschickt es in Blasen nach Rio de Janeiro. Ueberhaupt ist Fleisch, besonders das der Ochsen, fast die einzige Nahrung dieser Menschen, die sich indessen bei dieser Nahrung und Lebensweise sehr wohl befinden und im Durchschnitt ein sehr hohes Alter erreichen. Gemüse kennen sie beinahe nicht, schwarze Bohnen, welche jedoch hier ziemlich theuer sind, allenfalls abgerechnet. Brod hat man nur in den größern Städten, als Porto-Alegre, Rio grande und Rio parde; auf dem Lande kennt man es beinahe nur dem Namen nach. Selbst das Farinha (Maniokmehl), welches sonst die Stelle des Brodes vertritt, ist hier schon seltner. Ihre größte Delikatesse besteht dagegen in dem Fleische der noch ungeborenen Kälber; deshalb schlachten sie häufig Kühe, nur um die oft noch ganz ungestalteten Kälbchen herauszunehmen, und mit vielen Gewürzen als Fricassée zuzubereiten; auch kann sogar ein Europäer nach und nach diesem Gerichte Geschmack abgewinnen. Aus der Kuh selbst ziehen sie gar keinen Vortheil; das todte Thier wird den Geiern überlassen, welche hier in außerordentlicher Menge nisten und zum großen Vortheil für die dortigen Bewohner jedes Maas und

das weggeworfene Eingeweide, wie Leber, Lunge und Gedärme, was Alles, auch in der drückendsten Sonnenhitze, haufenweise in der Nähe der Wohnhäuser unbeachtet liegen bleibt, gierig verzehren, bevor die dadurch verpestete Luft eine gefährliche Seuche hervorrufen kann. »Hol' mich der Geier!« ist kein brasilianischer Fluch.

Häufig pflegen die Bewohner auch dem eben geschlachteten Ochsen das dicke Fleisch hinten aus den Keulen sammt der anhängenden Haut herauszulösen, dieses sodann auf ein gelindes Kohlenfeuer zu legen und langsam in der Haut selbst zu rösten, wobei sie es hin und wieder mit Salzwasser begießen. Ein solcher Braten dürfte sich dreist auf jeder englischen Tafel sehen lassen; es fehlt ihm weder an Saft, noch an Geschmack. Kein Wunder, daß der Menschenschlag hier so gesund und kräftig ist. Da man indessen nicht immer eine Haut, die oft das Kostbarste am ganzen Ochsen ist, zerschneiden will, so begnügt man sich gewöhnlich auch mit dem ersten besten Stück Fleisch, welches auf einen zugespizten Stock gesteckt so lange ans Feuer gehalten wird, bis es ungefähr inwendig warm sein kann.

In Familien, die nicht eben reich sind, findet man sowohl Männer als Frauen, auf die Erde niedergekauert, um einen solchen fünf bis sechs Fuß hohen Stock sitzen und mit sichtbarem Appetit die Mahlzeit zu sich nehmen, die sie in der Regel drei Mal des Tages auf dieselbe Art wiederholen, ohne jemals des steten Fleischessens überdrüssig zu werden. Haben sie eben kein Messer zur Hand, so vertreten Zähne und Finger mit besonderer Geschicklichkeit dessen Stelle.

In den Städten, hauptsächlich aber in Rio grande, wo wir eingelaufen waren, und welches der einzige Seehafen der ganzen Provinz ist, findet man dagegen

eine bessere Lebensart, und man ist so ziemlich mit den europäischen Speisen und deren Bereitung bekannt. Die vielen nordamerikanischen Schiffe, welche hier beständig vor Anker liegen, ausgenommen, fahren vorzüglich Holländer, Franzosen und Engländer auf Rio grande und versorgen die Stadt und durch diese die ganze Provinz mit europäischen Producten; Hamburger und überhaupt Deutsche kommen dagegen schon seltener, da sie so weite Reisen gewöhnlich nur mit großen, dreimaßigen Schiffen unternehmen, welche hier in den durch den ewigen Sandanflug stets seichter werdenden Hafen nicht einlaufen können. Diesem wichtigen, aber nicht lieblichen Städtchen gerade gegenüber liegt das bei weitem größere Rio grande do Sul, wo jedoch das Wasser zu niedrig ist, als daß es auch nur den kleinsten Schiffen möglich wäre, dort zu ankern. Die meisten der hier ansässigen Kaufleute wohnen deshalb in der letztgenannten Stadt, da man hier doch wenigstens nicht so sehr von dem undurchdringlichen Sand und Staub belästigt wird, wie dies in Rio grande do Norte der Fall ist, wo bei dem geringsten Winde oftmals der Flugsand die Thüren von ganzen Häuserreihen plötzlich verrammelt. So war z. B. bei meiner Ankunft daselbst ein erst seit zwei oder drei Jahren neu erbautes Haus bereits durch die Last des an der einen Wand und auf dem Dache angehäuften Sandes gänzlich niedergedrückt worden. Die Dächer sind überhaupt sehr schlecht verwahrt, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß, während man bei Tische sitzt, plötzlich ein wüthender Sandregen durch das Dach dringt und das Essen in wenigen Augenblicken mit einer förmlichen Rinde überzieht. Eben so sind die Betten fortwährend mit Sand bestreut; Alles, was man genießt, selbst das Brod, knirscht zwischen den Zähnen; die Vegetation hat ein

Ende und die Natur scheint von einem Leichentuche umhüllt; wodurch denn der Aufenthalt hier so unangenehm wird, daß Jeder, der es irgend kann, lieber in dem gegenüber liegenden Städtchen wohnt, wenn auch Rio grande do Norte als eigentlicher Handelsplatz von weit größerer Bedeutung ist. Bei starkem Winde verändert sich die ganze Umgegend oft in einigen Stunden; die zusammengewehnten Hügel fangen plötzlich an zu wandern; wo früher ein Berg war, entsteht auf einmal ein Thal, die Landstraße verschwindet in wenigen Minuten, und der Wanderer, der bis über die Knie im Sande wadet, späht vergebens nach irgend einem Merkmal, das ihm den richtigen Weg bezeichnen könnte; er glaubt sich durch einen Zauber Schlag in die Wüsten Arabiens hinversetzt.

Hier war also das 27ste Jägerbataillon gelandet, und erwartete die weiteren Befehle des Generals Barbacena, dem, wie wir wissen, der Kaiser nach dem Tode seiner Gemahlin das Commando anvertraut hatte. Dieser Mann, welcher allerdings, wie ich bereits früher erwähnte, manchmal ein sehr kluger Politiker und noch besserer Kaufmann, aber nie in seinem Leben Soldat gewesen war, hatte in allzu großem Vertrauen auf die eigenen Feldherrntalente und die Gunst der blinden Glücksgöttin seinem kaiserlichen Beschützer das unwiderruflich feste Versprechen gegeben, den langwierigen Krieg durch eine einzige Schlacht auf das Vortheilhafteste zu Ende zu bringen. Wir erhielten also die Ordre, uns eiligst nach St. Francisco de Paula, einem sieben Meilen von Rio grande entfernten Orte, zu begeben, um da die Gelegenheit abzuwarten, daß wir uns ohne Gefahr mit der übrigen Armee vereinigen könnten.

Dieser Ort zeichnet sich durch seine reizende Lage, durch die herrlichste Umgegend, sowie durch den Reich-

thum, seiner Bewohner vor den übrigen Städten vortheilhaft aus; auch wird mit Rio grande, von wo beständig unzählige Waaren und Producte aller Art, welche für das Innere der Provinz bestimmt sind, nach hier abgehen und meistens gegen Ochsenhäute vertauscht werden, ein sehr lebhafter Verkehr unterhalten.

Sowohl hier als in Rio grande gibt es ziemlich viele Europäer, welche bedeutende Etablissements besitzen, und die gewiß durch den Einfluß ihres Geldes und ihrer Bildung nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Menschen hier weit civilisirter sind und viel mehr Geschmack an einem geselligen Leben und freundschaftlichen Umgange finden, als dies sonst wohl in diesen Gegenden der Fall ist. Ein jeder Fremde, welcher hier einige Zeit verweilt, kann, wenn sonst nichts gegen ihn auszusetzen ist, zu allen Familien, selbst wenn er früher gar keine Bekanntschaften gehabt hat, leicht Zutritt erlangen. Die Einwohner selbst suchen die Gelegenheit auf, dem Ausländer gefällig zu sein und ihm, sobald es nur irgend thunlich, mit der äußersten Zuverlässigkeit in ihre Birkel zu ziehen. Nichts kann dann bei ihnen mehr empfehlen, als wenn man irgend ein Instrument, am liebsten das Pianoforte, welches man in allen ansehnlichen Häusern antrifft, wenn auch nur mit geringer Fertigkeit, zu spielen versteht. Die Frauen sind fast alle musikalisch, doch mehr durch Gehör und Uebung, als durch eine kunstgerechte Schule; viele von ihnen sprechen etwas Französisch, sowie sie auch größtentheils für sehr geschickte Tänzerinnen gelten. Die Männer stehen ihnen dagegen in dieser Hinsicht noch sehr nach. Eine verständige Etikette ist und bleibt immer die beste Kette, worin man die Wechselverhältnisse conventioneller Geselligkeit schmieden kann, doch muß sie stets eine goldene

Ehrentette des Verdienstes, und nie das Halseisen eines Sklaven sein. Obgleich man es auch hier für eine große Unschicklichkeit halten würde, wenn Jemand einer Dame auf einem Spaziergange den Arm anbieten wollte, — wäre sie nicht seine Gattin, Schwester oder erklärte Braut, — so ist es doch wenigstens nach dem strengsten Anstandskatechismus erlaubt, sobald mehrer Glieder der Familie gegenwärtig sind, an ihrer Seite zu gehen und mit ihr zu sprechen, ja sogar zu scherzen, was in Rücksicht auf die sonst in ganz Brasilien vorherrschende, unritterliche Steifheit schon außerordentlich viel bedeutet. Die Damen sind lebhaft und unterhaltend, sie sind zuvorkommend und glühend, ihr Auge ist glänzend, ihre Brust voll, ihr Kosen innig und selbst ihr Geplauder sinnig; sie lieben sehr die Gesellschaft der Ausländer, die sie überhaupt fast immer ihren eigenen Landsleuten vorziehen. Ihre Kleidung ist auf den gewöhnlichen Promenaden zuweilen besonders prachtvoll, und stets sehr gewählt und geschmackvoll, ihrem Anstande fehlt es nie an Anmuth, Leichtigkeit und Grazie; man könnte sie die Spanierinnen der neuen Welt nennen.

Zum ersten Male sah man in St. Francisco de Paula fremde Truppen; die Bürger wurden jedoch bald ziemlich mit uns bekannt, sie schlossen sich freundlich an uns an, die Thüren aller Häuser waren uns geöffnet, und wir fühlten uns doppelt dabei geschmeichelt; denn es war uns in Rio de Janeiro fast unmöglich gewesen, irgend eine interessante Bekanntschaft anzuknüpfen. Die ungeschwächte Jugend, das lange, nothgedrungen enthalttsame Seeleben, die aufbrausende Hoffnungsgluth, — Alles hatte uns für eine südlische Liebesumarmung doppelt empfänglich gemacht; aber der Haß, den die Carioccaner (so nennen sich nämlich die aus der Provinz Rio de Janeiro gebürti-

gen Brasilianer) gegen Alles trugen, was Ausländer hieß, hatte zum Theil unsere ersten Hoffnungen vernichtet. Wir waren also hier überall willkommen, und zwar aus dem Grunde, weil man die Deutschen allgemein für sehr gebildete und sanfte Menschen hielt; doch schien es mir gleich, als habe man bisweilen kein großes Vertrauen zu unserer Tapferkeit und Tüchtigkeit im Felde gesetzt; vielleicht kam es daher, daß uns jungen, kampflustigen Soldaten, den noch unmündigen Söhnen eines nordisch-kalten Klima's, der starke Bart und das martialische Ansehen der Brasilianer fehlte. Der unvergeßliche 20ste Februar 1827 sollte sie indessen bald eines Anderen belehren, und von dem Tage an schätzten sie in ihrem irregeleiteten Patriotismus die Deutschen, die bei ihnen schon Anfangs in dem besten Rufe standen, unendlich hoch, — vielleicht höher, als sie es verdienten. Das alte, gutherzige Germanien wurde in ihren Balladen ein Feenland, voller Ritterthum und Kraft, und Brasilien selbst verlor seine Sagenwelt.

Nach einem wahrhaft angenehmen Aufenthalte von einigen Wochen in dieser herrlichen Stadt erhielten wir den Befehl, aufzubrechen und uns ohne Säumen mit der Armee zu vereinigen. Wir schieden ungern, und manche Thräne floss, aber mit frohem Muthe empfangen wir diese Ordre; denn ohne den Lorbeerschatten ist die Myrthe grau, die Rose falb, — und es war unser sehnlichster Wunsch, den Brasilianern recht bald einen Beweis deutschen Heldensinnes und der auch ins Portugiesische übersehten deutschen Biederkeit geben zu können. Eine förmliche Parforcejagd begann, es wurde Tag und Nacht marschirt; der commandirende General wollte mit Gewalt je eher je lieber eine entscheidende Schlacht herbeiführen, in welcher er, seiner vollen Ueberzeugung nach, auf jeden

Fall siegen mußte. Da fiel aber plötzlich, und gewiß zur un rechten Zeit, die gute Behandlung gänzlich weg, deren wir uns bisher Alle zu erfreuen gehabt hatten. Die Rationen, welche früherhin für den Soldaten aus Fleisch, Brod, Bohnen, Reis, Branntwein und Salz bestanden, wurden jetzt auf Fleisch und Wasser reducirt; denn der Herr Marquis war nach seinem wahnsinnigen Finanzsystem der Meinung, es sei für den Soldaten hinlänglich, wenn er das Eine habe, seinen Hunger zu stillen, das Andere seinen Durst zu löschen. Schon in den ersten Tagen unseres forcirten Marsches fehlte es selbst an dem Nothwendigsten; nicht einmal Salz wurde geliefert, ja es war häufig kaum für schweres Geld zu haben. Daß eine solche Veränderung auf den Soldaten, der in seinem eigenen Herzen und seiner bisherigen Auf führung keinen Entschuldigungsgrund für eine so schlechte Behandlung finden konnte, einen bösen Eindruck machen mußte, ist leicht erklärbar; auch hatten die Offiziere Gelegenheit genug, sehr häufig die deutlichsten Spuren einer aufkeimenden Unzufriedenheit wahrzunehmen. Dennoch zeichnete sich, wie wir bald sehen werden, das 27. Jägerbataillon am Tage der Schlacht vor allen andern Truppen rühmlichst aus.

Es war im Anfange des Monats Februar 1827, als wir von St. Francisco de Paula abmarschirten; jeden Tag glaubten wir auf irgend eine feindliche Abtheilung zu stoßen, gelangten indessen ohne den mindesten Unfall glücklich zur Armee, welche aus drei Regimentern Cavallerie und fünf Bataillonen Infanterie (regulären Truppen), neun Regimentern Cavallerie (Milizen) und zwei Abtheilungen Artillerie, jede von sechs Kanonen, bestand; im Ganzen etwa 8000 Mann. Die feindliche Heeresmacht war noch einmal so stark; denn sie zählte allein 14,000 Mann Caval-

lerie, drei, jedoch sehr schwache, Bataillone Infanterie und 24 Kanonen.

Am 20. Februar 1827, Morgens 6 Uhr, trafen wir am Pago do Rosario auf einige feindliche Cavallerie-Detachements, welche uns mit einem heftigen Carabinerfeuer empfingen; sogleich erhielt unser Bataillon den Befehl, zwei Compagnien als Tirailleurs vorauszuschicken, während die übrigen vier Compagnien in geschlossener Colonne weiter marschiren sollten. Die Nacht war dunkel und kühl gewesen; erst etwa um sieben Uhr verzog sich der Nebel allmählich, die Sonne stand glänzend am Himmel, und wir erblickten die feindliche Armee schlachtfertig auf einem nahen Berge aufgestellt. Was wir indeß auf dieser Anhöhe sahen, war etwa nur die Hälfte der feindlichen Gesamtmasse; der übrige, stärkere Theil lag listig dahinter verborgen. Immer feuriger erhob sich die Sonne; die Natur war ruhig, als ob die ganze Welt im tiefsten Frieden weile; da ward dem General Abreo die Ordre, mit der Miliz-Cavallerie den Feind anzugreifen und unsere fünf Infanterie-Bataillone langsam avanciren zu lassen. Der erste Angriff war über die Massen hitzig, aber durchaus unordentlich, weshalb unsere Miliz auch sogleich zurückgeschlagen wurde. In der fürchterlichsten Verwirrung sprengten die zerstreuten Reiter zurück und warfen sich mit unwiderstehlichem Andrang auf das 18. Sägerbataillon, welches nun, da es unter den beiderseitig nicht uniformirten Soldaten nicht Freund von Feind unterscheiden konnte, blind auf die eigenen Truppen Feuer gab; selbst der General Abreo wurde von einer solchen verrätherischen Kugel tödtlich getroffen. Zu gleicher Zeit brach die übrige Hälfte der feindlichen Armee aus ihrem Hinterhalte hervor und griff, durch ein wüthendes Kanonenfeuer unterstützt, unsere Schaa-

ren an. Trotz der ungeheuren Verwirrung, welche gleich im Anfange der Schlacht unter unserer Armee sichtbar wurde, blieben jedoch die deutschen Soldaten fortwährend sehr ruhig, und ließen sich, aller Anstrengung der Feinde ungeachtet, durchaus nicht zum Wanken bringen. Erschreckt durch diese Ruhe und Festigkeit, wagte es die feindliche Cavallerie, nach einem dreimaligen vergeblich wiederholten Versuche, das Carré des 27. Jägerbataillons zu sprengen, nicht mehr, uns anzugreifen. Ein Infanteriebataillon, welches gegen uns aufmarschirte, zog sich ebenfalls, nachdem ein einziges Mal Feuer darauf gegeben war, furchtsam zurück; nur die Artillerie that uns fortwährend Schaden. Wiederum loberte die Kampflust in unseren Colonnen auf; nach und nach sammelten sich unsere aus einander gesprengten Milizen wieder, und es gelang ihnen, nach einem mehrstündigen Kampfe den Feind zurückzutreiben, so daß Niemand mehr an dem glücklichen Ausgange der Schlacht zweifelte, als plötzlich auf Befehl des Generals Barbacena das Signal zur Retirade ertönte. Es konnte Keiner die Ursache dieses Rückzuges in dem Augenblicke, wo sich das Glück auf unsere Seite zu neigen anfang, begreifen, doch mußte dem gegebenen Befehle Folge geleistet werden. Die Retirade begann, und die Unordnung stieg zu einem solchen Grade, daß der Feind mit einem leichten coup de main unsere ganze Armee hätte gefangen nehmen können, wenn er nicht selbst zu muthlos gewesen wäre, und unsern Rückzug vielleicht für eine Falle gehalten hätte.

Unsere Artilleristen dachten nur an die Rettung ihres Lebens und ließen die ihnen anvertrauten Geschütze im Stiche; unsere Cavallerie sprengte nach allen vier Winden aus einander, nur die Infanterie, und von dieser besonders das deutsche Jägerbataillon, blieb

fortwährend ruhig und fest. Langsam und in der größten Ordnung zog sich diese kleine, muthige Schaar zurück; die fast zu Tode ermatteten Soldaten brachten dabei elf der verlassenen Geschütze mit sich fort, und deckten so den Rückzug der ganzen Armee. Nur eine Kanone, an der zwei Räder zerschossen waren, fiel den Feinden in die Hände; sie war ihre einzige Trophäe dieses ereignißvollen Tages. Eine Abtheilung der irregulären Cavallerie von Buenos-Ayres hatte jedoch, während sich die beiden Armeen schlugen, klüglich die Plünderung unserer fünf Meilen weit zurückgebliebenen Bagage der Theilnahme an der Schlacht vorgezogen, und nachdem sie die sehr schwache Bedeckung derselben überrumpelt und auf die empörendste Weise niedergehauen, alle unsere Habseligkeiten, die wenigen Luxusgegenstände, woran im Felde so oft das Herz des Soldaten hängt, eiligst fortgebracht.

Von den Unsrigen waren aber an diesem Tage etwa 400 Mann, Tödtete und Verwundete, auf dem Schlachtfelde geblieben, worunter 83 Deutsche. Der Verlust des Feindes betrug nach ihrer eigenen Angabe mehr als das Doppelte. Mit einer entsetzlichen Gräuelszene sollte die Blutentscheidung dieser Stunde gekrönt werden. Gegen das Ende des Kampfes wurde nämlich durch die Patrioten (so nannten sich diese für Buenos-Ayres und die Cisplatina fechtenden Truppen) das drei bis vier Fuß hohe, dürre Gras der Ebene angezündet, so daß sich in kurzer Zeit ein gräßliches Feuermeer über das ganze Schlachtfeld hinwälzte, und die unglücklichen Verwundeten, die jeder menschlich gesinnte Feind verschont haben würde, elendiglich in den Flammen umkamen. Ein großer Scheiterhaufen war es, aus dem sich der Phönix des Hasses bald wieder neu und kräftig erheben sollte.

Die brasilianische Armee zog sich bis Cascoeira

(Kaschoéra) zurück, wo sich die zerstreuten Truppen endlich wieder sammelten. Zwei Meilen von diesem Orte wurde, wie wir sogleich sehen werden, ein Lager aufgeschlagen, in welchem wir eine Zeit lang ruhig verweilten, ohne weiter von dem Feinde gefährdet oder belästigt zu werden.

Der faumselige Commandeur der republikanischen Armee, General Albear, wurde späterhin nach Buenos-Ayres zurückberufen und hier vor ein Kriegsgericht gestellt, um sich gegen eine gemachte Anklage des Vaterlandsverraths zu vertheidigen; da er indessen einen guten Ruf und sehr viele Anhänger besaß, so wurde er mit allen Ehren freigesprochen. Was den General Albear eigentlich bewogen hat, die flüchtige brasilianische Armee nicht zu verfolgen, und sie unangefochten ein sicheres Lager beziehen zu lassen, wage ich nicht zu entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß unsere durch Hunger und Entbehrungen aller Art auf das Aeußerste geschwächten Truppen bei einer ernstlichen Verfolgung wenig oder gar keinen Widerstand geleistet haben würden. Der Name Albear steht in dem prunkenden Geschichtskalender jener Columbusrepublik mit großen, goldenen Lettern aufgezeichnet; Mnemosyne hat noch nicht seinen Ritterschild angehaucht, daß er rostig geworden, darum wollen auch wir schweigen und des Ausgangs harren.

Mit unsäglichlicher Mühe wurde also jetzt ein Lager aufgeschlagen, welches ungefähr dreiviertel Meilen lang war und aus vier Reihen Baracken bestand. Die Lage des Ortes begünstigte wenig unsern Voratz; die Soldaten mußten so viel Holz und Schilf, als dazu erfordert wurde, drei bis vier Meilen weit herbei tragen. Es schien nicht, als sollte sich die Armee hier nur einige Tage lang ausruhen, sondern als wenn wir uns für eine längere Zeit förmlich anbauen wollten.

Jedes einzelne Gebäude — denn so konnte man diese Baracken wirklich nennen — war äußerst bequem und schön eingerichtet. Die Wände sahen durch das regelmäßig aufgebundene, gelbe und grüne Schilf eher einer französischen Tapete, als den Lehmmauern einer Strohütte ähnlich. Seit Monaten hatten wir nichts als Fleisch genossen, hier im Lager sollte uns aber für das überstandene Ungemach volle Entschädigung werden; denn plötzlich strömte, wie ein unerwarteter Mannasegen, eine große Menge von Lebensmitteln über uns ein, der Rückstand an Rationen, sowie an Gold wurde freigebig nachgezahlt, unser Muth mit klingender Baluta aufgefrischt. Jetzt konnte man denn endlich für baares Geld etwas Reelles haben; unzählige speculative Kaufleute führten sogleich Lebensmittel und Waaren aller Art nach dem Lager, um sie dort zu ziemlich billigen Preisen zu verkaufen. So hatte während unseres Marsches oftmals eine Papierzigarre 40 bis 50 Reis (etwa 2 gGr.), die Flasche des schlechtesten Branntweins zwei spanische Piaster, das Pfund Zwieback sogar einen Piaster gekostet, und hier konnte man dies Alles um den vierten oder fünften Theil des erwähnten Werthes haben. Tüchtig wurde jetzt geschwärmt, wie einst zu Hannibals Zeiten in Capua; das Heidenthum stieg vor uns auf mit seinen antiken, nackten Gottheiten; in den wahnsinnigsten Orgien feierten wir unter dem Urwaldschatten Südamerika's das Fest der Venus und der Victoria. Junger Rum war unser Wein und Negerinnen übernahmen die Rolle der Bajaderen. Eine lange Fortdauer sollte jedoch zum Glück dieser Sinnenrausch nicht haben; denn kaum war der Bau dieses prachtvollen Lagers gänzlich beendigt, als wir auch schon Ordre erhielten, nach *Freguezia nova*, einem kleinen, unbedeutenden Dorfe, abzumarschiren. Das brasilianische Gouverne-

ment wollte Dom Pedro's Gedanken mit neuen Plänen beschäftigen, seinen verzweiflungsvollen Trübsinn mit einem glorreichen Majestäts- und Heldentraume beschwichtigen; die ganze Armee wurde in die nahe gelegenen Städtchen und Dörfer bestens vertheilt, um hier den kurzen Winter abzuwarten, und mit dem Anfange des Frühlings einen neuen, glücklicheren Feldzug zu beginnen.

Bei unserer Ankunft in Freguezia nova verwunderten wir uns nicht wenig, alle Thüren und Fenster verschlossen und alle Straßen leer zu finden. Es ergab sich indeß sehr bald, daß keineswegs, wie wir es im Anfange wohl vermutheten, ein blinder Haß gegen die Ausländer, sondern vielmehr die begründete Furcht, von fremden, durch einen langen Feldzug geschwächten Truppen mißhandelt und geplündert zu werden, die Hauptursache zu diesem Verfahren gewesen sei. Erst nachdem wir uns drei Tage lang hier verweilt und durch unser freundliches Benehmen alle Herzen gewonnen hatten, wagten es einige der vornehmeren Einwohner, mehreren Offizieren einen Besuch abzustatten, und uns zu einem Balle einzuladen, welchen die Ersten der Stadt zu Ehren des siegreichen 27. Jägerbataillons geben wollten. Wir zögerten nicht, die Einladung anzunehmen, und hatten keinen Grund, unsere Bereitwilligkeit zu bereuen. Alles, was sich die Sinne wünschen konnten, war hier vereinigt, uns die Strapazen des Krieges vergessen zu machen. Ledereien aller Art, die herrlichsten Liqueure, die feinsten Zuckersachen, eingemachte Früchte, deren Namen man in Deutschland kaum kennt, französische Modewaaren, den glänzendsten Federputz hatte man durch Eilboten aus der Hauptstadt zu diesem Feste herbeiholen lassen; Alles athmete Eleganz, Luxus und Wohlbehagen. Der Tanzsaal war mit Buschwerk und Blumen zu dem

schönsten Garten auskostumirt; in vergoldeten Käfigen hingen unter den dichtbelaubten Nestern die lieblichsten Vögel, deren buntes Gefieder sich in den Strahlen unzähliger Lampen widerspiegelte; überall bligten silberne Pokale mit ihrem überströmenden Inhalte hervor, und unter einer magisch erleuchteten Laube im Hintergrunde bemerkte man das Bild des Kaisers, sowie die Fahne des Bataillons, von zwei elegant gekleideten Schildträgern bewacht. Was die ganze Umgebung von weiblichen Schönheiten besaß, war hier versammelt; denn es sollte diesem hergezauberten Feengarten nicht an lächelnden Dryaden und berausenden Hesperidenfrüchten fehlen. Die Brasilianerinnen kokettiren im Allgemeinen nicht; ihre Blicke, Bewegungen, Mienen, Worte versprechen nicht mehr, als sie zu halten gedenken, und die Koketterie ist immer eine Lüge, ein Trug. Sie sind lebhaft und schärmerisch; ihre Laune liegt, sowie ihr Wiß, stets im Momente; ihre Laune ist weniger objectiv, als dies bei den deutschen Frauen der Fall ist; sie lieben wenn nicht aus vollem Herzen, doch aus ganzem Triebe, und das stete Feuer ihrer Brust stählt nicht ihre Treue, sondern bringt ihren Verstand zum Schmelzen. Ja, es war ein lustiger Ball, noch tanzt mein Herz bei der Erinnerung daran.

In diesem Städtchen verweilten wir nun bis zum Ausgange des Monats September, und somit war der ganze Feldzug des Jahres 1827 mit einer unglücklichen Schlacht zu Ende gebracht worden. Da es aber alsdann schon anfängt, in diesen Gegenden Sommer zu werden, so erhielten wir den Befehl, nach Porto Alegre zu marschiren, um uns dort von Neuem einzuschiffen, und durch den Lagoa dos Patos (Entensee) nach Francisco de Paula abzugehen, von wo aus

abermals die neue Campagne mit verdoppelter Kraft angetreten werden sollte.

Siebentes Capitel.

Porto = Alegre. — Die deutsche Colonie St. Leopoldo. — Auswanderungssucht. — Frühere Begünstigungen der Colonisten. — Ueber den Inspector und die ersten Anpflanzungen. — Handel und Industrie der Colonie. — Die Schulen. — Die Schweizer-Colonie Neu-Freiburg bei Rio de Janeiro. — Eine neue Robinsonade.

Also hatte ich in den Steppen des transatlantischen Kaiserlandes einen beschwerlichen Feldzug, in dem Innern dieses Riesenkörpers, wie Jonas in dem Bauche des Wallfisches, eine interessante Entdeckungsreise und danach, wie derselbe kleine Prophet, eine furchtbare Bußpredigt gemacht, — also war ich ein Held, ein Apostel. Wenigstens träumte ich so, und ein Secondelieutenant ist in der neuen Welt wie in der alten, auf die nichtigen Freuden des Traumlebens beschränkt. Eine Kugel hatte leicht meinen linken Arm gestreift, mein Blut war für meinen Kaiser, den fremden Tyrannen, dem ich mich ergeben, tropfenweise geflossen; ich fühlte mich glücklich in meinem wahnsinnigen Stolz, und ließ meiner Uniform keinen neuen Ärmel wieder einsetzen, — ich Thor! Was ist ein Despot seinen verkrüppelten Söldlingen schuldig? Das Privilegium auf's Betteln ist sein königlicher Dank. Aber ich schwärmte noch in Lorbeerideen; — ach, ich mußte noch nicht, daß der Lorbeer nicht in Brasilien gedeiht, — daß ein erkaufter Sklave sich wie Cocles dem Tode weihen kann, ohne daß er auf Ruhm, Liebe und Unsterblichkeit Ansprüche machen darf.

In Porto-Alegre verweilten wir einige Zeit, während welcher sich die Barken, die uns weiter bringen sollten, mit dem nöthigen Proviant für die Reise versahen, und wir benutzten diese Gelegenheit, die Stadt und ihre Umgegend bestens in Augenschein zu nehmen. Porto-Alegre ist gewiß für den Deutschen der angenehmste Aufenthalt, den ganz Brasilien aufzuweisen hat. Das Klima ist hier schon ziemlich dasselbe, wie das des südlichen Spaniens, also dem Europäer bei weitem zuträglicher, als die ungeheure, drückend schwere Hitze von Rio de Janeiro. Die Stadt, welche 16,000 Einwohner zählt, liegt an einer sanft aufsteigenden Anhöhe und gewährt, von der Seite des Lagoa dos Patos aus betrachtet, wenn sie auch nicht viele ausgezeichnete, prachtvoll hervorragende Gebäude besitzt, einen sehr schönen und romantischen Anblick. Die Straßen sind ziemlich gut gepflastert, weshalb denn auch hier die Pferde beschlagen sein müssen, was sonst in der ganzen Provinz nicht der Fall ist. Vorzüglich die Rua da Praia (Strandstraße) ist breit und nach architektonischen Verhältnissen gebaut; auch hat sie mehrere recht schöne Kirchen und ein sogenanntes Palais, welches der Präsident der Provinz bewohnt. Die Lebensmittel sind ziemlich billig und gut, hauptsächlich die, welche von der nur sieben Meilen von hier entfernten deutschen Colonie, St. Leopoldo, hergebracht werden. Der Handel war, durch die Umstände begünstigt, in jener Zeit außerordentlich blühend; beständig wurden große Transporte von Waaren und Lebensmitteln für die Armee von dieser Stadt aus in das Innere versandt, und deshalb hatten sich hier in dem letztern Jahre mehrere europäische Kaufleute, vorzüglich Franzosen und Engländer, etablirt, welche ganz bedeutende Geschäfte machten. Deutsche Handwerker, vorzüglich Tischler, Schneider und Schuhmacher, gab es damals

an diesem Orte in großer Menge, und sie standen sich sämmtlich sehr gut; denn man zahlte gern einem deutschen Arbeiter das Doppelte von dem, was man einem Eingeborenen gab; — standen doch die Erstern noch immer in dem Rufe geschickter, und unverdrossener Menschen. Es blieb aber leider nicht fortwährend so; bald versäumten sie ihre Arbeit und versammelten sich nur gar zu häufig in den dortigen deutschen Wirthshäusern, wo in der Regel diese unzüftigen Zusammenkünfte nicht ohne Prügeleien abgingen, und dadurch setzten sie sich in den Augen der Brasilianer, die wohl den Dolch zu führen, doch nicht die Faust zu gebrauchen wissen, und denen solche Gemeinheiten durchaus fremd waren, sehr tief herab. Man bezahlte sie zwar auch jetzt noch weit besser, als die Eingeborenen, doch ist durchaus keine Hoffnung vorhanden, daß die einmal verschexzte Achtung, welche man ihnen ihres Fleißes wegen früher reichlich zollte, jemals wieder gewonnen werden könnte; daher dürfen sie auch nie mehr auf die Unterstützungen und die oft nicht unbedeutenden Vorschüsse rechnen, die ihnen sonst wohl, sobald sie sich hier häuslich niederlassen wollten, durch die dortigen Einwohner zu Theil wurden. Das Vorurtheil, welches man kurz darauf überhaupt gegen alle Deutsche faßte, ist leider jetzt schon zu tief eingewurzelt, und der Brasilianer läßt sich von seinen einmal gefaßten Meinungen nicht so leicht durch Gegenbeweise abbringen.

In Porto-Alegre, sowie in jeder andern Hauptstadt jener achtzehn Provinzen, welche das Kaiserthum Brasilien bilden, existirt ein Tribunal, welches die Junta genannt wird, und das aus sechs Mitgliedern besteht. Dieses Gericht, dem die ganze Verwaltung der Provinz obliegt, ist mit ganz außerordentlichen Vollmachten begabt, und führt in jeder schriftlichen

Anrede den Titel der Kaiserlichen Majestät. An der Spitze dieses Tribunals steht der Präsident der Provinz, der denn überhaupt eine ausgezeichnet hohe Charge bekleidet. Alle Civilbeamte, ja selbst der commandirende General, stehen mehr oder weniger unter seinem Befehle; seine Vollmachten sind ungefähr dieselben, wie die der General-Capitaine in früheren Zeiten.

Hier hatten wir denn auch hinlänglich Muße, uns mit den Cameralwissenschaften etwas zu beschäftigen und einen verstohlenen Blick in das Gewebe brasilianischer Staatsverwaltung zu werfen. Allgemein herrscht in dieser Hinsicht der Feudalismus eines aristokratischen Constitutionssystems; der Kaiser hat seine Gewalt und sein Einkommen, wie einst bei uns zu den Zeiten des heilig römischen Reiches; die Staatsbeamten sind Raubritter, die das Stempelrecht für das Faustrecht ansehen; die Bürger Narren, die das Herrscherwort für eine feste Burg Gottes betrachten. So kamen wir auch endlich ohne große Mühe hinter die wahren Gründe, weshalb unsere Armee hauptsächlich während des Marsches so unendlichen Entbehrungen ausgesetzt gewesen war, und weshalb eigentlich unser General gemeint hatte, eine halbe Ration Fleisch und Wasser lange hin, einen elenden Soldaten, die automatische Nebenfigur in der Schachmaschine der Arbitrairgewalt, am Leben zu erhalten. Barbacena war nämlich der geschworene Feind des Präsidenten, dem es von Amtswegen oblag, für die nöthigen Lieferungen Sorge zu tragen. Da indessen die Gesetze in Brasilien, die zwar mit dem Bluteifer des Drako, aber auch mit seiner Blindheit geschrieben sind, und die in jeder Hinsicht einer zerrissenen Kapuzinerkutte gleichen, worin Löcher genug zum Durchgreifen sind, nur zu leicht umgangen werden können, so hatte der

Präsident absichtlich, von seinem Privathasse gegen den Finanzgeneral, der ihn früher einmal als Vorgesetzter zur Rechenschaft gezogen, blindlings hingerissen, die Truppen darben lassen. Auf diese Art mußten achtausend Menschen, die jeden Tag bereit waren, ihr Leben für die Sache Brasiliens auf's Spiel zu setzen, wegen einer Feindschaft, die zwischen diesen beiden ehrenwerthen Herren obwaltete, im wahren Sinne des Wortes, beinahe verhungern.

Der Erfolg unserer statistischen Beobachtungen war also wenig erfreulich; überall Betrug, Unterdrückung, Uberglauben und Sklavensinn. Die Wunde an meinem Arme heilte bald, doch meinem Herzen war eine neue Wunde geschlagen, — eine unheilbare Wunde, die man Mißtrauen nennt. In stummer Verzweiflung ließ ich meine Uniform flicken; Dom Pedro war mir kein Napoleon Imperator mehr. Jetzt erst ging mir die Etymologie dieses stolzen Wortes wie ein blendender Lichtstrahl auf, — ja, Imperator kommt von dem italienischen *imparare*; auch ich war in die Schule der Erkenntniß gegangen, und hatte dort etwas gelernt. Ich mußte mich zerstreuen, ich mußte den Alp der Wirklichkeit von mir abwälzen, der centnerschwer auf meiner Brust lag, — ich mußte freie Luft einathmen; denn ich hatte mir in meinem Wundfiebertaumel die Freiheit wieder zur Braut erkoren.

Die Colonie St. Leopolde ist, wie gesagt, nur wenige Meilen von Porto-Alegre entfernt, und es mußte mir am Herzen liegen, zu erfahren, wie es meinen fern von der Heimath verschlagenen Landsleuten hier ergehe. Ich machte mich demnach schnell dahin auf, um mich persönlich, ohne Vorurtheil oder Leichtgläubigkeit über so Manches zu belehren, was über diese Colonie gesagt und geschrieben war.

Der Major v. Schäfer setzt in seiner berühmten Schrift, die ihn, wenn auch nicht zum mittelmäßigsten Dichter, doch zum größten Erdichter und einem Super-Münchhausen gestempelt hat, die unzähligen Vortheile und Begünstigungen, welche die Colonisten hier genießen sollen, so weitläufig und so übertrieben aus einander, daß wohl mancher arme Teufel, dem jenes unglückselige Werk in die Hände fiel, durch diese lügenhaften Aufschneidereien verleitet, den Entschluß faßte, sein Vaterland zu verlassen und nach Brasilien auszuwandern. Münchhausens Hund hat sich seitdem die Beine gottlob ganz abgelassen, und sein Hippogryhenpferd ist am Glockenthurme Hungers gestorben; die Auswanderungssucht als Landeskrankheit ist vorüber; höchstens existirt sie nur als schleichendes Siechthum bei einzelnen Individuen, denen größtentheils durch eigenes Verschulden in der Heimath das Glück untreu wurde, oder deren Seele den politischen Zwang einer düstern Gegenwart nicht länger zu ertragen vermochte. Diese Leute sind sehr zu beklagen; sie müssen ihrem Schicksale folgen, wenn es auch in den Abgrund führt; sie wollen lieber kein Vaterland besitzen, als eins, das sie hassen müssen. Genug, die Seuche der Emigration hat nachgelassen, ohne daß der ursprüngliche Grund dazu gehoben ward. Soll dies ein günstiges oder ungünstiges Wahrzeichen für den Gesundheitszustand Europa's sein? Kaum hat aber neuerdings irgend ein Gegenstand des bürgerlichen Lebens so viele Federn und Zungen in Bewegung gesetzt, als die Cholera morbus und das Auswanderungssystem. Jedes Interesse war berührt; Alles protestirte, und selbst die Doctrinaire ereiferten sich; tausend zu kluge oder zu dumme Bücher wurden besonders gegen diese Auswanderungen geschrieben; allein hier sind die Verhältnisse der

Colonisten nun wieder mit so grellen und abschreckenden Farben gemalt, daß es unmöglich wird, die Unwahrheit von der Wahrheit zu unterscheiden.

Um so lieber war es mir also, die beste Gelegenheit zu haben, mich selbst in St. Leopoldo von den richtigen Verhältnissen dieses Problems überzeugen zu können. Es ist und bleibt demnach wahr, daß Hunderte von Familien durch ihre Emigration in die neue Welt, wenn auch kein glänzendes, doch ein mäßiges Glück begründeten; es bleibt aber auch nicht weniger wahr, daß sich sehr viele andere dadurch gerade gänzlich ins Unglück gestürzt haben. Zu den Letzteren gehören alle diejenigen, welche sich mit überspannten Hoffnungen und in dem Glauben, dort goldene Berge oder Diamantwälder anzutreffen, fröhlich und wohlgemuth auf den Weg machten, als ginge es zu einem Hochzeitstanze, der nie ein Ende nehmen sollte. Ohne Arbeit, und zwar ohne sehr anstrengende Arbeit, die durch die brennende Sonnenhitze noch doppelt beschwerlich wird, kann man in Brasilien eben so wenig zu etwas gelangen, als irgend wo anders. So gibt es auch unter den Auswanderern Leute genug, die das Unternehmen einer so weiten Reise schon an und für sich als eine Art von Heldenthat ansehen, und den festen Glauben hegen, daß sie zum Lohn für dieses Wagniß nun die Hände in den Schooß legen dürfen, — ja, daß jetzt der liebe Herrgott in eigener Person den Acker für sie bestellen müsse; sie bedenken aber nicht, wie viele Tausende vor ihnen dasselbe unternahmen, wie viele es noch unternehmen werden, und wie wenigen es von diesen Allen gelang, so reich, so glücklich zu werden, wie sie es durch ein so großes Opfer verdient zu haben wähten. Zu dieser Klasse von Menschen gehören doch nur wenige Familienväter; es sind größtentheils junge, unver-

heirathete Leute, die, ohne ein Handwerk zu verstehen, oder irgend einen andern bestimmten Zweck vor Augen gehabt zu haben, auf gutes Glück sich als Colonisten engagiren ließen. Die Mehrzahl von ihnen wurde freilich, sobald ein solches Sklaven-Transportschiff in Rio de Janeiro ankam, wenn auch die armen Verblendeten zehn Mal mit dem Major v. Schaffer den festen Contract gemacht hatten, daß man sie sogleich nach der Colonie bringen solle, mit Gewalt dazu gezwungen, dem Kalbsleder zu folgen; dennoch gab es auch sehr viele zum Militairdienst unbrauchbare Subjecte darunter, welche wirklich als Colonisten nach Porto-Alegre abgeschickt wurden. Späterhin sandte man eine Menge Soldaten, die entweder die Zeit ihres Engagements ausgedient hatten, oder wegen Gebrechen zum Dienste unfähig geworden waren, ebenfalls dahin ab. Diese Menschen, von welchen einige nicht gewohnt waren, die Art und den Spaten zu führen, und wiederum andere aus Faulheit es nicht thun wollten, konnten unmöglich ihren Haushalt weiter bringen; sie mußten daher ihren fleißigeren und ordentlicheren Landsleuten zur Last fallen, und wurden so eine wahre Pest für die Colonie. Die Familienväter dagegen, welche die Sorge für Frau und Kinder schon mehr zu Ordnung und Nachdenken zwang, arrangirten sich meistens, obgleich sie fast alle gänzlich von Geld entblößt dort ankamen, durch die Begünstigungen, welche ihnen vom Gouvernement zu Theil wurden, in kurzer Zeit sehr gut. Es schien der Regierung wirklich im Anfange viel daran gelegen zu sein, durch deutsche Industrie ihren dethronisirten Venaten zu Hülfe zu kommen, und hauptsächlich that die liebe Kaiserin Leopoldine, nach deren Namen auch die Colonie benannt ist, Alles, was in ihren Kräften stand, den Colonisten ihr Fortkommen so viel

als möglich zu erleichtern. Durch kaiserliche Statuten, die leider nicht immer in statu quo bleiben sollten, wurden demnach den nordeuropäischen Ansiedlern folgende Unterstützungen bewilligt:

1) Sie erhielten das erste Jahr für jeden Kopf der ihr zugehörigen Familie den Tag 160 Reis (etwa 8 gGr.), und das zweite Jahr die Hälfte, da man darauf rechnete, daß sie alsdann, wenngleich wenig, doch schon etwas ernten konnten. Nun gab es Familien, die acht bis zehn Kinder hatten, für welche alle dasselbe bezahlt wurde, wie für den erwachsenen Menschen; diese verbrauchten also vielleicht nur ein Drittheil von dem, was sie als Unterstützung erhielten, und konnten das Uebrige darauf verwenden, Arbeitsleute anzunehmen; sie brachten also auch ihre Anpflanzungen sehr bald in den besten Stand. Die einzelnen, erwachsenen Menschen aber bekamen ebenfalls nur 160 Reis, was denn für einen Mann kaum hinreichend war, nothdürftig das Leben zu unterhalten. Wie sollen nun diese Leute, die keine Arbeiter bezahlen konnten, ein ungeheures, mit dem undurchdringlichsten Urwald bewachsenes Stück Land, welches ihnen blindlings, ohne Rücksicht oder Wahl, angewiesen wurde, allein urbar machen und bebauen, — und wer sollte ihnen, wenn sie es nun auch wirklich wagten, ohne alle Hülfe die Art an diese ungeheuren Stämme zu legen, während sie so mühsam arbeiteten, das nöthige Essen besorgen? Oft versuchten es freilich mehrere dieser unverheiratheten Leute, sich zu vereinigen und gemeinschaftlich ihrem Ziele entgegen zu streben; aber diese Vereinigungen hatten gewöhnlich nur eine kurze Dauer, dann trieb sie irgend ein Zwist, ein Ehrenstreit, ein Liebeszank aus einander, und das begonnene Werk blieb liegen. Die Subjectivität ist nur eine Milchschwester des Patriotismus.

2) Sie empfingen gleich Anfangs ein zugerittenes Pferd, einen gezähmten Hengst und eine Stute, einen Bullen und eine Kuh, ein halbes Duzend Schafe und Schweine, sechs Hühner und einen Hahn, welches Vieh sie nach vier Jahren zurückliefern sollten. Diese letztere Clausel wurde jedoch nicht so streng genommen, und die meisten haben das, was sie einmal bekommen, auch richtig behalten.

3) Es wurde ihnen auf Kosten der Regierung ein kleines Haus erbaut, und sie bekamen die nöthige Ausfaat, als Bohnen, Reis, Kartoffeln, Mais, Ricinuspflanzen umsonst geliefert.

4) Sie erhielten ein Stück Land, das ihnen erb- und eigenthümlich zugehörte, welches sie indessen nicht ohne besondere Erlaubniß verkaufen durften.

5) Sie waren von allen und jeglichen Abgaben auf zehn Jahre befreit, während welcher Zeit auch ihre Söhne nicht militairpflichtig sein sollten.

6) Sie sollten als brasilianische Landesfinder adoptirt werden, und alle Rechte, aber auch alle Verpflichtungen eines brasilianischen Bürgers haben; sie sollten, wenn es die Noth erforderte, stets zur Vaterlandsvertheidigung verbunden sein.

Diese Einrichtungen waren gewiß sehr lobenswerth und schön, nur Schade, daß sie gar zu wenig Bestand hatten. Die ersten Colonisten, welche in Porto-Alegre ankamen, waren nach einem sehr kurzen Aufenthalte in dieser Stadt sogleich nach der Colonie abgeschickt worden, wo sie bei ihrer Ankunft das Land bereits abgemessen und eingetheilt vorfanden; sowie denn auch, wenngleich keine Häuser, doch kleine Strohhäuser für sie bereit standen. Eben so wurde ihnen das versprochene Geld pünktlich ausgezahlt, und das Vieh sogleich überliefert. Kaum waren indessen zwei bis drei Jahre seit der Begründung der Colonie ver-

gangen, da fing man schon an, den neu ankommenden Colonisten das versprochene Vieh unter allerlei Vorwänden vorzuenthalten; nur gingen zum Theil die Zahlungen noch richtig fort. Zu wiederholten Malen reichte man begründete Beschwerden über diese Ungerechtigkeit ein; sie blieben aber ohne Wirkung, denn der Inspector der Colonie war ein zu guter Bekannter und Herzensfreund des Präsidenten der Provinz, als daß dieser eine ernstliche Untersuchung hätte einleiten wollen. Erst dann wandten sich die Colonisten, welche einsahen, daß ihre Klagen in Porto-Allegre nur taube Ohren fanden, nach Rio de Janeiro, und zwar an den Kaiser selbst. Von hier aus wurde demnach höflichst bei dem Präsidenten angefragt, ob jene verdrießlichen Jeremiaden gegründet seien; der Herr Präsident that aber wiederum nichts, als bei dem Inspector freundschaftlichst danach anzufragen, — und der Herr Inspector stattete natürlich sogleich einen statistisch=pfiffigen Bericht ab, in welchem er sich alle mögliche Mühe gab, die Colonisten als träge, ewig unzufriedene, zankstüchtige Menschen darzustellen, und so wurde der Sache weiter nicht erwähnt. Der habstüchtige Inspector durfte fernerhin, wie früher, das vom Staate für die Colonisten gelieferte Vieh heimlich verkaufen, und überhaupt schalten und walten, wie es ihm beliebte.

Ohne es zu wollen, komme ich hier auf das im Anfange dieses Capitels schon erwähnte ultra-aristokratische Circulationssystem zurück, das den ganzen somnambulen Staatskörper mit einem seltsamen Ketten-schlusse in Bewegung erhält. Es ist dies ein einfaches Gesellschaftsspiel, das wir bei uns auch kennen. Ohne irgend eine Vorstudie spielt Jeder mit, der dazu aufgefordert wird; man reicht sich die Hände, man windet sich los; man läßt sich die Augen zubinden

und blickt verstohlen, doch sicher, in das Gewühl drein; man läßt sich fangen und fängt wieder einen Andern; — ich glaube, man nennt auf Deutsch dies Kinderspiel Blindesuh.

Das brasilianische Gouvernement wollte wohl häufig Einrichtungen einführen, die dem Lande von unendlichem Nutzen hätten sein können; leider wurde aber immer Alles so verkehrt angefangen, und die Wahl der Männer, deren man sich zur Ausführung dieser Pläne bediente, war in der Regel so schlecht, daß fast ohne Ausnahme der eigentliche Zweck gänzlich verfehlt wurde. So hatte man, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, einen Portugiesen, einen Mann, den die gemeinste Habsucht oft zu den schändlichsten Betrügereien verleitete, — einen Castraten, sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht, den der schmutzigste Geiz bei jeder Gelegenheit bestechbar machte, und der bei einem so nobeln Charakter noch nicht einmal ein Wort Deutsch verstand — die zwei Sylben Geld und Wein ausgenommen, — zum Inspector dieser Colonie gemacht. Die armen Colonisten sollten nun einem Manne, den sie aus den eben angeführten Ursachen mehr wie die Sünde hassen mußten, und dessen Sprache sie nicht einmal verstanden, dessen Mimik sie nicht verstehen wollten, einen beinahe unbedingten Gehorsam erweisen. Da der Inspector aber seine Macht immer besser kennen lernte, je mehr er sich selbst in seinem Intriguenneße verwickelte, so wagte er endlich sogar, gegen eine kleine Summe Geldes Colonisten, welche bereits angefangen hatten, ihr Land urbar zu machen, unter irgend einem Vorwande davon zu vertreiben und ihnen eine andere Strecke anzuweisen, die dann noch bloßer Urwald war oder einen schlechtern Boden hatte. An Entschuldigungen und wahrscheinlichen Vorwänden fehlte

es hier natürlich nie; gewöhnlich schützte man bei solchen Gewaltstreichen die ewig wiederkehrende Beschuldigung vor, daß der frühere Besitzer dieses Landes zu faul gewesen sei, und kein so gutes Terrain verdiene. Usurpation ist in Mode gekommen, und die Mode ist die strengste der Parzen. Niemand bezahlte aber dem Bevortheilten die gehabte Mühe, was doch — wäre das Erlogene auch Wahrheit und der Vertriebene wirklich ein langsamer Arbeiter gewesen — auf jeden Fall hätte geschehen müssen. Ohne Untersuchung, ohne Schadenersatz, ohne eine Wort der Aufmunterung oder des Trostes sah sich der arme Bauer, der weder auf Gnade, noch auf Gerechtigkeit hoffen durfte, gezwungen, dem Befehle zu weichen und sein ihm von der Regierung angewiesenes Stück Land einem Andern, der dem Herrn Inspector einige Thaler in die Hand gedrückt hatte, zu überlassen. Konnte er dies ruhig ertragen? Sollte der Schweiß seines Angesichts durch eine merkwürdige Krystallisation um die Stirn eines Reichern oder Gewandtern zu den erträumten Edelsteinen werden? Sollte auch in diesen Steppen der Fluch der Unterjochung auf ihm lasten? Weshalb hatte er seinem Vaterlande entsagt? Warum lernte er jetzt eine neue, schreckliche Krankheit kennen, die Heimweh heißt? Auf solche Weise konnte sich Brasilien keine Bürger, Dom Pedro Primeiro keine Unterthanen erwerben; Ungerechtigkeit ist ein schlechtes Wappen, wenn es auch nicht von reißenden Thieren geführt wird.

In den ersten Jahren wurden, wie gesagt, doch wenigstens die Subsidien regelmäßig jeden Monat ausgezahlt; aber bald hatte der Krieg gegen Buenos-Ayres die ohnehin schlecht versehenen Staatskassen vollends erschöpft. Man speculirte falsch; es kam weder Ebbe, noch Fluth; man war zu furchtsam und

zu dreist; man begann, den Colonisten auch diese Hülfsgeber Monate lang schuldig zu bleiben. Einige Krämer und Wirthe, welche sich hier bereits angesiedelt hatten, speculirten weit glücklicher darauf; sie erboten sich, meistbietend den Colonisten ihre Waaren, gegen eine Anweisung auf die monatliche Unterstützung, auf Credit geben zu wollen — doch sollte dieser Schuldschein von dem Inspector, dem die Austheilung der Gelder oblag, unterzeichnet sein. Ueberselig froh, nur ein Mittel gefunden zu haben, sich das Nothdürftigste für ihren Haushalt anschaffen zu können, strömten die bedrängten Colonisten zum Inspector, ihn zu ersuchen, ihre Anweisungen auf vier bis fünf Monate im voraus zu unterzeichnen, wozu sich jener, dem durch die jüdischen Speculanten bereits Küche und Keller gehörig versehen und die Taschen nebenbei angefüllt waren, auch mit der größten Bereitwilligkeit verstand.

Jetzt wollten aber die Colonisten mit diesen Billetanweisungen die nöthigen Waaren einkaufen, und standen natürlich in dem Wahne, daß sie diese zu demselben Preise, wie gegen baares Geld, erhalten würden, doch der Krämer rechnete besser; er wußte recht wohl, daß sie nun völlig gezwungen waren, den Werth der auf ihn ausgestellten Papiere auch bei ihm zu verzehren, und gab ihnen deshalb nicht allein das Schlechteste, was er in seinem Laden auffinden konnte, sondern schrieb auch Alles doppelt und dreifach so theuer an. So wurden die armen, heimathlosen Fremdlinge auf die schändlichste Art auch um das Wenige hintergangen, was nach dem Willen der Regierung dazu dienen sollte, ihnen den ersten Anfang zu erleichtern; denn kam endlich einmal etwas Geld an, so waren es immer Krämer und Wirthe, welche den größten Theil davon empfingen. Nur diejenigen, die einiges Vermögen mitgebracht, und es gleich von

Anfang an zu Rathe gehalten hatten, waren nicht genöthigt, diesen Wucherern in die Hände zu fallen; konnten sie doch ruhig die langsamen Zahlungen abwarten. Ueberhaupt möchte ich einen Jeden sehr ernstlich warnen, es ja nicht zu wagen, eine Reise nach Brasilien zu unternehmen, in der Absicht, dort Colonist zu werden, wenn er nicht wenigstens dreibis viertausend Thaler baares Geld mitnehmen kann. Dann aber dürfte es noch immer kein unverheiratheter Mann sein; denn schon gar Mancher, der sich darauf verließ, Neger kaufen zu können und durch diese seine Plantage zu bestellen, hat dabei in wenigen Jahren sein Vermögen zugefegt, — und vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil ihm eine sparsame, kluge und arbeitsame Hausfrau fehlte.

Schon früher zeigte ich, daß das Heirathen in Brasilien nie einem Ausländer zum Vortheil gereichen kann; die Frauen dieses Landes haben einen eigenen Stolz; sie wollen wohl für das Fortpflanzen der Menschen, aber nicht für das Gedeihen des Viehes sorgen; und was ist — besonders in den Colonien — der Mensch ohne Vieh? Der Mann muß sich durchaus nicht um die Wirthschaft im Hause bekümmern dürfen; denn seine Gegenwart ist zu jeder Minute des Tages auf dem Felde nothwendig. Der Neger arbeitet nur, wenn ihn die Furcht vor seinem Herrn und vor der Peitsche dazu treibt; sobald er diese beiden Potentaten seines Traumreiches nicht mehr sieht, legt er sich augenblicklich schlafen; denn der Schlummer ist sein höchster Lebensgenuß. Dagegen wacht er des Nachts. Die Nacht ist sein Tag, denn die Freiheit kennt kein Dunkel; hell ist es überall, wo kein Tyrann wacht. Das fühlen auch die Schwarzen; sie lieben die Finsterniß, weil sie schwarz ist, wie sie.

In ihren kleinen Baracken, die gewöhnlich in der

Nähe des Bohnhauses der Herrschaft erbaut sind, kriechen sie, so viel ihrer nur hinein wollen, fröhlich zusammen, und schwätzen und plaudern und rauchen und trinken die ganze Nacht hindurch; kein Wunder, daß sie am andern Morgen ermüdet und völlig abgestumpft sind. Das Schlimmste ist aber, daß diese nächtlichen Zusammenkünfte nur dazu dienen, sich gegenseitig zu berathen, auf welche Art man den Herrn am besten betrügen und bestehlen kann; die vaterländischen Töne werden in ihnen wach, sie verfluchen Alles, was Cultur heißt. Nur die Peitsche, die einzig wahre Zauberruthe auf Erden, vermag ihnen diese üble Gewohnheit zu nehmen, und der Europäer hat in der Regel zu viel Mitgefühl für diese unglücklichen Geschöpfe, die nur ein Naturhistoriker zum Geschlecht der Menschen zählen kann. Der Neger ist in Brasilien wirklich ein Thier und will nicht menschlich behandelt sein. Kongo, Mozambique oder die Goldküste ist gewöhnlich sein Vaterland; er wird, jung oder alt, von brasilianischen oder portugiesischen Kaperen seinen heimatlichen Wäldern, seinem unwissend unschuldigen Naturzustande entrissen; England, das aus Speculation zuerst den Sklavenhandel aufhob, fängt listig genug die Schleichhändler auf, und läßt zum Ersatz für seine Mühe Schiff und Ladung, als gute Preise, meistbietend auf dem Markte von Rio de Janeiro verkaufen. Zwar will das Gesetz, daß die so verkauften Neger nach sechs Jahren wieder in Freiheit gesetzt werden sollen; aber wer soll hier Controle führen? Man schleppt die Unglücklichen, die von dieser scheinbaren Begünstigung nichts wissen, in das Innere des Landes, und ihre Kinder werden Sklaven, wie sie es sind. Die Menschheit hat sie ausgeworfen; sie fühlen keinen Beruf, großmüthig zu sein; sie haben keine Religion mehr, denn sie sind weder Heiden,

noch Christen; ihr thierischer Instinkt entwickelt sich, während die menschliche Natur in ihnen vollends erstickt. Sie stehlen alle, ohne Ausnahme; sie lügen, sie betrügen; nur zum Mord sind sie zu feige.

Wer indessen so viel baares Vermögen besitzt, als ich zu einer solchen Auswanderung nöthig erachte, findet wohl auch in Europa sein Fortkommen, und braucht sich alsdann nicht den Beschwerden und Gefahren einer langen Seereise zu unterwerfen; er muß, wenn kein politischer Zwang ihn dazu treibt, nie das Schwalbennest unter seinem Dache niederreißen, um einen Papagei zu fangen. Wenigstens darf derjenige, welcher so Tollkühnes unternimmt, nicht fest darauf rechnen, für sich etwas erraffen zu können, und wäre er noch so fleißig; erst seine Kinder werden den Lohn der schweren Arbeit ernten, und allein für die Nachkommenschaft zu sorgen, kann man gewiß keinem Emigrirten anmuthen. Für die Kinder ist, wenn das Glück lächelt, hingegen gesorgt; denn die bessern Colonien steigen schon von Tag zu Tag an Werth, und werden dereinst wahre Goldgruben werden.

Außerdem ist der erste Anfang außerordentlich schwierig. Die ungeheuren Baumstämme, welche alle dicht an einander gedrängt da stehen und mit Dornbüschen, Gestrüpp und Schlingpflanzen so eng verwachsen sind, daß nur ein Indianer sich wie eine Schlange durchwindet, müssen vorerst niedergehauen werden. Schon dies ist eine gigantische Arbeit; denn das Holz, hauptsächlich das eine Baumes, *Paò ferro* (Eisenholz) genannt, ist bisweilen so hart, daß bei jedem Schlage der Art lodernde Funken heraus fliegen, und man bisweilen an einem Stamme den ganzen Tag zubringen muß. Wenn man nun endlich so weit gekommen ist, einen Fleck gänzlich von Bäumen befreit zu haben, so schleppt man die Stämme hier zu-

sammen und zündet Feuer darunter an. Jedoch kann man, sobald das sämtliche Holz aufgebrannt ist, auch sogleich anfangen, zu pflanzen und zu bauen. Mais und Kürbisse, womit man gewöhnlich anhebt, gedeihen wenigstens bestimmt. Andere Gewächse würden des allzu fetten Bodens wegen im ersten Jahre noch keine Frucht bringen; im zweiten Jahre kommen aber schon fast alle Gemüsearten, die man gewöhnlich zu bauen pflegt, und worunter die schwarzen Bohnen die Hauptrolle spielen, ziemlich fort; auch kann man bereits auf eine weit reichere Ernte hoffen, wenn nur das Land von Unkraut rein gehalten wird. Im dritten Jahre sind endlich die Wurzeln der umgehauenen Bäume so weit abgefällt, daß man die in der Erde stecken gebliebenen Stämme mit Leichtigkeit umstoßen oder herausheben kann. Nun erst darf der Colonist sagen, daß ein Stück seines Landes zum Beackern fertig ist; denn bis dahin hat er den Boden nur mit der Hacke etwas aufwühlen können. Allen diesen Schwierigkeiten und der unfreundlichen Behandlung, welche die Colonisten von dem Gouvernement erdulden mußten, zum Trotz, steht die Colonie im herrlichsten Flor. Außer einigen Quadratmeilen Wiesenland, welche den zuerst Angekommenen zugetheilt wurden, erstreckt sie sich bereits sieben Legoaß tief in den Urwald hinein. Ein breiter, fahrbarer Weg, auf dessen beiden Seiten die einzelnen Besitzungen liegen, führt von dem einen Ende bis zum andern. Rechts und links sieht man die einzelnen Colonien, von welchen die meisten schon ganz von Wald befreit und durch deutschen Fleiß so weit cultivirt sind, daß sie den größten Theil der europäischen Früchte und Gemüsearten produciren. Alles, was die Colonie herbarbringt, und was man nicht an Ort und Stelle verbraucht, wird nach Porto-Megre

verschiedt, wo es nie an Käufern fehlt, welche die Erzeugnisse der Colonie St. Leopoldo zu ziemlich hohen Preisen bezahlen.

Ein kleiner, doch schiffbarer Fluß, der von dem Innern der Colonie zu dieser Stadt führt, erleichtert den Transport jener Waaren sehr. Wöchentlich gehen zwei Mal zwei große und sechs bis acht kleinere Böte ab, welche Schweine, Federvieh (hauptsächlich Hühner, die hier ausnehmend theuer sind), Eier, Butter, Käse, Roggenbrod, Kartoffeln, Bohnen und dergleichen nach Porto-Alegre zum Verkauf hinunter bringen. Die Brasilianer erstehen diese Artikel sehr gern, vor Allem aber die Butter, da sie wissen, daß diese mit äußerster Reinlichkeit in einem ordentlichen Butterfasse zubereitet ist, während die Art und Weise, wie sie sie selbst zu machen pflegen, gewiß nicht gebilligt werden kann. Die Milch wird nämlich bei ihnen in einen Schlauch geschüttet, eine Negresse steckt ihren Arm hinein und rührt so lange darin herum, bis sich die Butter allmählich absondert und an dem Arme kleben bleibt, von welchem sie sie sodann mit der andern Hand abstreift. Uebrigens wird überhaupt, obgleich der Boden so unendlich üppig ist und die Viehzucht den ganzen Reichthum der Provinz ausmacht, sehr wenig in dieser Hinsicht gethan, und man zieht es vor, holsteinische oder irländische Butter zu kaufen, deren ranziger Geschmack allgemein für sehr pikant und delikat gilt. Da aber die, welche in nicht sehr großer Menge von der Colonie zu Markte kommt, sich durch Güte und Reinlichkeit auszeichnet, so wird sie natürlich auch sehr gut bezahlt. Porto-Alegre ist im Ganzen für St. Leopoldo der trefflichste Marktplatz; der Transithandel nach Rio de Janeiro hat diese Stadt reich gemacht und ihr eine Wichtigkeit verliehen, die sie sonst nicht besitzen würde. Die vielen

hier ansässigen Engländer und Franzosen lieben übermäßig die Freuden der Tafel, und ihr Luxus belebt die deutsche Industrie.

Seit einigen Jahren ist nun auch der Pflug eingeführt, den man früher in Brasilien gar nicht kannte, und so wird das Land hier jetzt fast ganz auf europäische Art bearbeitet, was den Ertrag dieses ohnehin so fruchtbaren Bodens noch um ein Bedeutendes vermehrt.

Mit eben dieser Leichtigkeit gedeiht das Vieh aller Art. Ich führe hier nur ein Beispiel an. Ein Mann, der in den ersten Jahren der Entstehung der Colonie ohne alles Vermögen, jedoch mit einer Familie von elf Kindern dort hin gekommen war, konnte bei meiner Abreise schon sehr wohlhabend genannt werden; denn er besaß bereits über zweihundert Kühe. Es war ihm nämlich ein Stück Wiesenland ausgemessen worden, welches zwar nicht die unsägliche Mühe kostet, die mit dem Ausrotten des Urwaldes verknüpft ist, dagegen aber auch für den Anbau der Feldfrüchte bei weitem nicht so ergiebig ist; er hatte sich deshalb klüglich allein auf Viehzucht gelegt, und durch Fleiß und Sparsamkeit, mit einigem Glück verbunden, in wenigen Jahren dies nicht unbedeutende Vermögen erworben. Von Geburt war er ein Rheinländer, und hatte mit seiner starken Familie in seinem Vaterlande darben müssen; eben das aber, was dort seinem Fortkommen so große Schwierigkeiten in den Weg legte, gereichte ihm hier zum größten Nutzen; denn er erhielt, da, wie gesagt, die Subsidien nach der Anzahl der Köpfe ausgetheilt wurden, in dem ersten Jahre monatlich über funfzig spanische Piaster, von welchem Gelde er die größere Hälfte sogleich zum Ankauf von Vieh und zu dem nöthigsten Bestellen seiner Hauswirthschaft verwenden konnte.

Wenn sich also ein solcher Mann zur Auswanderung entschloß, so war es ihm, wie die Sachen früher standen, gewiß nicht zu verdenken; doch jetzt, wo schon seit langer Zeit diese Hülfs Gelder nur sehr selten, und vielleicht schon gar nicht mehr bezahlt werden, würde er Gefahr laufen, sammt seiner ganzen Familie zu verhungern.

Einige Colonisten, denen das Glück mehr oder weniger als Obenerwähntem hold war, und die bereits einiges Geld erübrigt hatten, legten in der letztern Zeit Mühlen an, die denn auch hundertfältige Zinsen trugen. Eben so wurde eine bedeutende Steinschleiferei zu Stande gebracht, und die Unternehmer dieses Geschäfts schienen mit ihrem Absatz außerordentlich zufrieden zu sein. Lohgerbereien gab es bereits mehre, die sehr gut fortkamen, da man die Häute von den nahegelegenen großen Gütern zu billigen Preisen kaufen konnte, während das Leder sehr theuer war. Einige Bierbrauer, die gewiß sehr gute Geschäfte gemacht haben werden, standen ebenfalls im Begriff, sich hier zu etabliren; denn das von England und Hamburg nach Brasilien herübergebrachte Bier ist, des Transportes und der täglich steigenden Abgaben wegen, entsetzlich kostbar. Kurz, sobald man nur die Colonie St. Leopoldo betritt, glaubt man eher in einer Provinz des südlichen Deutschlands, als in diesem sonst so uncivilisirten und uncultivirten Lande zu sein. Die Colonie zählt jetzt bereits über 8000 Menschen, lauter Deutsche, von denen sich der größere Theil durch den etwas markirten Dialekt als sogenannte Mosel-Schwaben verräth; außer diesen findet man besonders viele Mecklenburger und einige Hanoveraner.

Da nach einem besondern Artikel der Constitution vollkommene Religionsfreiheit in Brasilien existiren soll,

wenn auch die römisch-katholische die vorherrschende ist, so üben die Protestanten in einer, auf Kosten der Regierung erbauten Kirche ihren Gottesdienst ungehindert aus, und haben einen eigenen Prediger, welcher durch das Gouvernement mit vierhundert spanischen Thalern jährlichem Gehalte angestellt wird. Eben so hat die Colonie einen auch durch die Regierung besoldeten deutschen Arzt, der dazu verpflichtet ist, jeden Colonisten, sobald er seiner Hülfe bedarf, unentgeltlich, wenn nicht zu heilen, doch wenigstens zu behandeln.

So angenehm es mir bei meiner Ankunft auf St. Leopoldo gewesen war, nach langer Zeit einmal wieder die Sprache meines Vaterlandes rings um mich von tausend Lippen wiederhallen zu hören, so leid that es mir jedoch auch, bemerken zu müssen, daß die jüngere Generation bereits anfing, ihre Muttersprache fast gänzlich zu verlernen, und sogar unter sich ein verdorbenes Portugiesisch zu reden. Zwar steht es nicht zu läugnen, daß es für sie sehr vortheilhaft, ja selbst, wenn sie es etwa in diesem Lande jemals weiter, als zum gewöhnlichen Landmanne bringen wollen, durchaus nothwendig ist, diese Sprache von Grund aus zu kennen; doch wäre es wohl wenigstens die Verpflichtung der Eltern, dafür zu sorgen, daß die Muttersprache nicht über das fremde Idiom völlig vergessen wird.

Es gibt freilich einige Schulen, die aber größtentheils von Menschen errichtet sind, welche zu diesem schweren Berufe weder Kenntnisse, noch Herz genug besitzen, und von deren Bestrebung man auch durchaus nichts in Zukunft erwarten kann, wenn sich die Regierung, was denn wohl schwerlich zu glauben ist, nicht dafür interessirt. Der Pastor, dem es doch zunächst oblag, dem Gouvernement Vorstellungen hier-

über zu machen, und die Familienväter zu ermahnen, daß sie ihre Kinder zum fleißigen Schulbesuch anhielten, hat leider durch seine gefeßlosen Handlungen und sein übermüthiges Benehmen das Vertrauen seiner Gemeinde verscherzt; also ist von dieser Seite auch nicht viel zu hoffen. Die wenigsten von den Knaben können lesen und schreiben; dagegen sitzen sie, nach Art der Brasilianer, sobald es nur irgend die Zeit erlaubt, beständig zu Pferde, und üben sich in dem Schleudern des Lago, — eines zum Einfangen des Viehes aus einer rohen Ochsenhaut verfertigten Strickes, an dessen Ende sich eine Schlinge befindet.

So ist es denn leider nur zu wahrscheinlich, daß man nach funfzig Jahren in diesen Gegenden kaum noch die Spuren einer ehemals ganz aus Deutschen bestandenen, herrlich fortgedeihenden Colonie finden wird; denn viele von den reicheren Colonisten fangen jetzt schon an, sich nach ihrem Vaterlande zurückzuziehen, wogegen sich Brasilianer wieder ankaufen. Binnen weniger Zeit wird daher, so ungern ich auch die Prophezeiung hier niederschreibe, portugiesisches Geplauder und portugiesischer Sklavensinn deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsche Religion vollkommen verdrängen, und höchstens kann der weißere Teint, das blaue Auge, das blonde Haar als bezeichnendes Merkmal von der gallischen Abstammung jener Leute gelten, die dann katholische Staatsbürger einer brasilianischen Republik sind. Kein Hahn wird danach krähen, nicht einmal der gallische; — wer berechnete auch die Thoren, Dom Pedro für einen Petrus anzusehen?

Dennoch gibt es, wie wenig ich auch die Regel von den Ausnahmen liebe, in St. Leopoldo einzelne deutsche Familien, die, durch widrige Verhältnisse gezwungen, in ihrer Heimath den Ansprüchen eines,

wenn nicht hohen, so doch geachteten Standes, eines wenn nicht großen, doch mittelmäßigen Glückes freudig entsagten, um in einer neuen Welt eine neue Existenz zu begründen. Nur sie dachten mehr an die Zukunft als an die Gegenwart, denn sie opferten diese jener auf; nur sie sorgten in dem fremden Lande mit mütterlicher Liebe und väterlicher Strenge für die Erziehung ihrer heimathlosen Kinder; nur sie wachen darüber, daß der echt deutsche Sinn mit den vaterländischen Tönen, wenigstens in ihrer Mitte, nicht ganz verfallt, daß die Passionsblume des Protestantismus nicht vollends von dem Schlingkraut des Jesuitenthums erstickt werde. Diese Familien, welche ihre Ueberfahrt von Hamburg bis Rio de Janeiro aus eigenen Mitteln bestritten, und gleich bei ihrer Ankunft daselbst, nachdem sie als Colonisten in die Staatslisten eingetragen waren, dem Gouvernement erklärten, daß sie auf die Subsidien Verzicht leisten wollten, wenn man ihnen statt einer, vier bis fünf Colonien zum Anbauen überlasse, erhielten ohne Umstände, warum sie gebeten, und sahen sich somit im Besiz einer Strecke Landes, die in einigen Jahren vielleicht viele tausend Piafter werth sein wird. Solche Leute waren größtentheils auch so klug, daß sie keinen Fremden einen Blick in ihre volle oder schon erschöpfte Börse thun ließen; sie unterstützten sich gegenseitig, und hatten, weil sie Alles großartig anfangen, überall Credit, — was hier weit besser ist, als baares Geld. Demnach durften sie sich auch des Besizes ihrer täglich an Werth zunehmenden Ländereien ruhig erfreuen; denn der Herr Inspector, der als wahrer Portugiese seine Herrschaft nur so weit trieb, als es ihm rathsam schien, pflegte gegen einen Jeden, der wirklich einiges Vermögen besaß, oder zu besitzen sich den Schein zu geben wußte, stets sehr höflich, ja oft

über die Maßen demüthig zu sein; — fühlte er es doch recht wohl, daß eine gut abgefaßte und mit gehörigem Geld unterstützte Anklage ihn nicht allein zur strengen Verantwortung gezogen, sondern vielleicht gar seines lukrativen Postens entsezt hätte. Solche »öffentliche Personagen« müssen hier, wo es eine ganz andere, märchenhaft unbegreifliche Naturgeschichte und Anthropologie gibt, zum glücklichen Geschlecht der Katzen gerechnet werden; — felix ist mit felis mehr als wahlverwandt, Tiger, Luchs, Heinze und Hinz gehören alle dazu, — den alten »Kater Murr« ja nicht zu vergessen. Sie tragen die Krallen in sammetweichen Handschuhen, sie spinnen, sie becomplimentiren, sie sehen im Dunkeln und sprühen Feuer, sie zerfressen und begeistern, was ihrer angeborenen Bestienatur zuwider ist. Unser ehrenwerthe Felix- oder Felis-Inspector hatte also ein gutes Auge, er wagte nur die ärmeren Colonisten, die, wie es die kaiserlich brasilianische Gesetzform einmal will, nicht vermögend genug waren, einen kostspieligen Proceß gegen ihn zu führen, ungestraft zu tyrannisiren und zu schinden.

Sonst gibt es in Brasilien im Ganzen vier deutsche und eine Schweizer-Colonie, von denen die zu St. Leopoldo an Umfang und Menschenzahl die bedeutendste ist. An der Grenze der Provinzen St. Pedro do Sul und St. Catharina, bei dem Städtchen Torres liegt die zweite, weniger bedeutende; die dritte bei der Cidade do Desterro (Stadt der Verbannung), der Hauptstadt der Provinz St. Catharina, und die vierte bei Pernambuco. Die leztgenannte ist die unbedeutendste von allen, und zählt etwa nur vierhundert Köpfe, auch ist sie des allzu heißen Klima's wegen der Gesundheit des Nordländers am wenigsten zuträglich.

Die Schweizer-Colonie, Novo Friburgo (Neu-

Freiburg) genannt, ist die älteste von allen, und die einzige, deren erste Anbauer bei ihrer Ankunft in Brasilien beinahe sämmtlich mit einigem Gelde versehen waren. Man sollte daher wohl erwarten, daß sie die größten Fortschritte gemacht hätte, was aber keineswegs der Fall ist; vielleicht mag größtentheils der schlechte Boden, welcher diesen Leuten zum Bebauen angewiesen wurde, Schuld sein. Der Minister des Colonialwesens, der vielerwähnte Monsenhor Miranda, besaß nämlich bei Santo gallo eine Besitzung von bedeutendem Umfange, welche er schon mehrmals hatte verkaufen wollen, wozu sich indessen, wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, dem sich auch nicht die geringste Ernte ertrogen ließ, niemals ein Käufer gefunden. Nun wurde der Regierung der Nutzen vorgestellt, den eine Colonie in der Nähe von Rio de Janeiro bringen würde, und zugleich darauf hingewiesen, daß jenes Besizthum zu verkaufen sei. Das Gouvernement zahlte den geforderten Preis, kaufte dieses Stück Land Novo Friburgo, ließ es eintheilen und wies es als Colonie den Schweizern an, welche sich nun hier, wo es doch gewiß nicht an den herrlichsten, unbebaut liegenden Ländereien fehlte, mit diesem schlechten, unfruchtbaren Boden abquälen mußten. Jetzt hat diese Colonie kaum noch den dritten Theil der Menschenzahl, die sie gleich bei ihrer Begründung besaß; denn wer es nur bewerkstelligen konnte, zog sich natürlich, sobald er sah, daß alle Mühe und Arbeit auf diese Weise verschwendet sei, noch bevor seine kleine Baarschaft völlig auf die Neige ging, von hier zurück, um irgend wo anders seine Penaten unter glücklicheren Auspicien aufzustellen.

Neu-Freiburg hat demnach gar keine Bedeutung und wird vielleicht in zwanzig Jahren schon nicht mehr existiren. Die wenigen Schweizer, welche in

ihrer Thorheit die transatlantischen Steppen mit der versengenden Sonnengluth den herrlichen Wiesen mit der frischen Alpenluft ihres schönen Vaterlandes vorzogen, liegen dann starr und stumm, mit kaltem Herzen, in dem sandigen Grabe, das jetzt auch ihre ganze reiche Hoffnung umschließt. Was haben denn diese Leute durch ihr großes Opfer erkaufte? Was durch ihre schwere Pilgerfahrt gewonnen? Einen frühzeitigen, verzweiflungsvollen Tod, den noch die Qualen der Reue und des Heimwehs hundertfach verbittern, — ein schmerzhaftes Hinscheiden, wo kein liebevolles Kind ein Wort des Trostes und christlicher Ergebung flüstert, wo nur Anstgeschrei und Fluchgebete, die portugiesirten Töne einer entarteten Mulattengeneration, das Ohr des Sterbenden treffen, der in der letzten Secunde seines Daseins mit der Erde rechnet, statt den allbarmherzigen Himmel anzuflehen. Muß man denn über's Weltmeer schiffen, ein solches Ziel zu erkämpfen? Unglücklich kann man werden überall, und die Glücksgöttin berührt mit ihrer flüchtigen Ferse eben so gut Europa, wie Amerika.

Doch wird der Name Neu-Freiburg nie aus meinem Gedächtnisse schwinden; ich habe da späterhin einige recht glückliche Tage verlebt; ich fand bei den Aelteren der Angesiedelten meistens jenen unverdorbenen Geist wieder, der einst der Stolz von Helvetien war; aber ich konnte es mir eben so nicht verhehlen, daß das jüngere Geschlecht weder durch Bildung, Gesichtsfarbe, noch Herz den Ehrentitel der freien Schweizer mehr verdiene. Zur Erklärung füge ich hier noch die Erzählung eines Freundes bei; man wird daraus das ganze Colonistenwesen in seinen verschiedenen, abenteuerlichen Verzweigungen am besten kennen lernen.

Einer von den Leuten, die ihr Bischen hab' und

Gut noch zum Theil aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet hatten, war bei Entstehung der ausländischen Truppen-Corps in Militärdienst getreten, und hatte es, da er schon früher in seinem Vaterlande, der Schweiz, Soldat gewesen, in Brasilien binnen kurzer Zeit bis zum Lieutenant gebracht. Ich wurde mit ihm im Jahre 1827 auf die im Hafen von Rio de Janeiro gelegene Festung Villegagnon detachirt, wo wir den Auftrag erhielten, die absegelnden Schiffe visitiren zu lassen, wodurch so viel als möglich die häufigen Desertionen verhindert werden sollten. Da nun der Landwind in der Regel nur bis zehn Uhr Morgens weht, und man nur mit diesem Winde aus dem Hafen laufen kann, so waren wir den ganzen übrigen Theil des Tages unbeschäftigt. Aus Langeweile kletterten wir also beständig an den steilen Felsen der Insel, auf welcher die Festung liegt, umher, und schlugen Austern los oder fischten. Aber auch der Austern wird man zuletzt überdrüssig, und das Fischen ist nach meiner Ansicht auch eben für die Dauer keine unterhaltende Sache; ich suchte daher meinen Gefährten, der bisher sehr einsylbig und, wie es mir schien, mißtrauisch gegen mich gewesen war, zum Sprechen und zum fröhlichen Scherze zu bewegen, was mir jedoch im Anfange nicht gelingen wollte. Endlich drang ich eines Abends in ihn, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, worauf er mich sehr scharf ansah, und ich bemerkte deutlich, daß eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen vorging. Zuletzt hub er an:

»Ich kann zwar nicht begreifen, daß Sie nicht wissen sollten, was ganz Rio, und was die ganze Colonie weiß; aber eben so wenig traue ich Ihnen zu, daß Sie Ihren Spott mit mir treiben wollten; also hören Sie denn, was kaum des Erzählens werth

ist. Ich kam, wie so tausend Andere, mit einigem Vermögen nach Brasilien, in der Absicht, hier den Landbau zu betreiben, und begab mich daher, nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt, sogleich nach Neu-Freiburg, wo mir eine Colonie angewiesen wurde. Ich hatte ein glückliches Loos getroffen; mein neues Besizthum war außergewöhnlich gut, meine Saat gedieh, meine kleine Heerde wuchs und meine Existenz schien begründet. Doch fehlte mir noch etwas in meinem Hause; denn ich war nicht mit Unrecht der Meinung, daß ein Colonist zu seinem künftigen Fortkommen nothwendig einer guten Hausfrau bedürfe, die ihm mit liebevoller Aufmunterung als tröstender Engel zur Seite stehe, und für das Wohl der Wirthschaft mit den tausend damit verknüpften, scheinbar unbedeutenden, doch wichtigen Details, welche besonders hier den schönen Wirkungskreis des Weibes bilden, ängstlich unermüdet Sorge, während ein schwererer Beruf den Gatten fern von seiner Hütte hinruft. Also sah ich mich unter meinen Landsmänninnen nach einem solchen, heiß ersuchten Gegenstande um; — die Wahl stand mir offen, ich fand auch bald in einem recht hübschen, jungen, aber armen Mädchen diejenige, welche mich, meiner Meinung nach, unendlich glücklich machen könnte. Meine Neigung wurde erwiedert, binnen wenigen Wochen trug ich der Erwählten meine Hand an, und kurz danach führte ich sie zum Altare. Die Flitterwochen flogen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, recht schnell und freudig dahin. Ach, dies überschwängliche Glück durfte nur einen so kurzen Bestand haben; bald mußte ich so fürchterlich darunter erliegen; Alles sollte ich verlieren, was ich noch besaß, — meinen Glauben an die Menschheit.«

»Etwa ein halbes Jahr nach meiner Verheirathung, als ich eines Abends im Schweife meines

Angesichts von meiner schweren Arbeit nach Hause zurückkehrte, begegnete mir einer meiner Nachbarn, ein junger, rüstiger Mann, der eben so sehr wegen seiner Schönheit, als seines Leichtsinnes in ganz Neu-Freiburg bekannt war. Schon früher hat er mir manche Dienstleistung gethan, und mein unbefangenes Herz hatte sich zu diesem Manne hingezogen gefühlt. Er begleitete mich eine Strecke Weges, wir sprachen von unseren Hoffnungen, Plänen, Beängstigungen, von der Schweiz mit ihrer Jungfrau-Brust und von Brasilien mit seinem wahnsinnigen Kaiser. Bei einem Scheidewege trennten wir uns; ich reichte ihm herzlich die Hand, wie es bei unserem Volke Sitte ist, — da raunte er mir ins Ohr, daß man hinter meinem Rücken von meiner Frau eben nicht das Beste spreche, — daß meine Emmy die Buhlerin eines Andern sei. Ich stutzte, — ich wollte den schnell Forteilenden zurückhalten, aber er war hinter dem Maisfelde verschwunden, — ich rief ihn, aber er hörte nicht; wie rasend eilte ich heim, — ein schreckliches Gericht wollte ich halten; — aber mein Weibchen war mir ja immer mit so freundlicher, unschuldsvoller Miene entgegen gekommen, — — und diesen Abend — gerade diesen Abend erstickte sie mit tausend Küssen jeden Zweifel, jedes Mißtrauen, jedes Vorwurfswort. Ich schwieg, denn ich war selig.«

»So waren wir fast ein Jahr verheirathet, da wurde mir ein Söhnlein geboren. Alle Nachbarn eilten herbei, das Kind zu sehen; — — aber wie soll ich die Empfindungen schildern, die meine Brust zerrissen, wenn ich mir durch ihre spöttischen Blicke, ihre gar zu deutliche Mimik sagen lassen mußte: Du bist nicht der Vater! Die Hahnreischast ist immer der schlechteste Ritterorden; denn man hat nur selten die gewisse Ueberzeugung, daß man ihn wirklich besitzt.

Die ehrenvollen Hörner sind so unsichtbar, wie der Glorienschein eines katholischen Heiligen. Ruhig konnte ich natürlich nicht sein; die wüthendste Eifersucht erwachte in meiner Brust, und ich beschloß, in Zukunft aufmerksamer zu sein, ich wollte dem Argus hundert Augen abborgen. Von dieser Stunde an nahm ich immer ein geladenes Gewehr mit zu meiner Arbeit, und als mich meine Frau befragte, zu welchem Zwecke dies geschehe, schützte ich vor, die Tiger hätten sich wieder in der Nähe gezeigt, — ja, ich läugne es nicht, ich fügte spitzfindig genug hinzu: meine Kugel werde kein Raubthier verfehlen, das sich tollkühn in meine stille Hürde wage. Sie glaubte dies, sie lobte meine Vorsicht und schien nicht weiter darauf zu achten. Das Kind, das ich nicht mein nennen durfte, besaß die echte Schweizernatur; es war gesund, roth, dick und sehr aufgeweckt. Meine Frau genas endlich von dem schweren Wochenbette, wobei Wochen zu Monaten wurden; oft lag mir das Wort des Geständnisses auf der Lippe, wenn sie mich Abends so liebeich fragte, warum jetzt immer meine Stirn so umwölkt sei, wie der Finster-Horn im späten Herbst; — aber ich schwieg und lächelte, denn Emmys Leben stand in Gefahr. Die Liebliche erholte sich wieder, sie las aus meinen Blicken jeden meiner Wünsche. Ich konnte, ich durfte nicht reden.«

»Da kam ein zweiter Nachbar zu mir und sprach wie der erste, und versicherte heilig, daß die verruchten Liebeleien bereits von Neuem begonnen hätten. Ich verdoppelte meine Wachsamkeit, und sah jetzt auch in der That verschiedene Male im Schatten der Nacht eine mir fremde Person mit größter Vorsicht um das Haus herumerschleichen, nie aber hineingehen. Um den verwegenen Fuchs, dessen weichen Balg ich so gern künstlich präparirt hätte, die vermuthlichen

Hornauswüchse mit solcher Narrenkappe zu verbergen, in die listig gelegte Falle zu locken, sagte ich daher eines Tages meiner gehorsamen Frau, daß ich gesonnen sei, mit einigen Freunden eine Schweinsjagd anzustellen, und daß wir Jäger tief in den Urwald vordringen würden, weshalb es mir vermuthlich unmöglich sei, die folgende Nacht nach Hause zurückzukehren. Anfangs bat sie mich mit hundert Liebkosungen, von meinem Vorhaben abzustehen, als ich sie aber versicherte, daß durchaus keine Gefahr dabei sei, denn wir wären unserer viele an der Zahl und alle wohl bewaffnet, — als ich hinzufügte, daß ein geschossenes Schwein unserem einfachen Haushalte sehr willkommen sein müsse, da rieth sie selbst dringend dazu. Aber statt auf die Jagd zu gehen, verbarg ich mich in einem nah gelegenen Gebüsch, von wo aus ich das ganze Haus beobachten konnte. Hier mochte ich ungefähr bis vier Uhr Nachmittags gelauert haben, da entdeckte plötzlich mein scharfes Auge, das, durch den Argwohn gestärkt, dem eines Eingebornen nichts nachgab, dieselbe Gestalt, die mir schon früher Anlaß zur Eifersucht gegeben hatte. Sie umschlich heute wieder auf dieselbe Weise meine Wohnung, ohne hinein zu gehen, — aber plötzlich öffnete sich die Thür; meine Frau trat heraus, eilte auf den Fremden zu, — und ich sah deutlich, wie man sich die Hände drückte, einige Worte wechselte, sich endlich gar küßte, worauf alsdann der schändliche Gast schnell verschwand, und meine Frau in das Haus zurück eilte. Ich zitterte bei dieser Scene vor Wuth, Verzweiflung und Rache, — ich wollte Anfangs sogleich aus meinem Verstecke hervorbrennen, um dem Buben nachzusetzen, der mir so freventlich mein schönstes Gut entwendet hatte. Aber ich besann mich schnell; die Ahnung flüsterte mir zu, daß mit einem Ruffe der

Handel nicht abgemacht sei. Alles mußte ich wissen; Emmy mußte mein Engel oder mein Teufel sein. Mein Vorsatz stand fest; das irre geleitete Lamm sollte für die Sünde des Wolfes blutig büßen.«

»Ich erwartete also geduldig den Abend, und schließlich alsdann, wie ein nächtlicher Dieb oder eine hungrige Hyäne, ganz in die Nähe meiner einsiedlerischen Wohnung heran. Es schien, als ob diese Nacht das schändliche Unternehmen meiner Frau begünstigen wolle; denn schon um acht Uhr war es rabenschwarze Finsterniß, so daß vielleicht mein Weib in den Armen ihres Buhlen ganz wohlgemuth geruht haben mag, während ich, wie ein armer Sünder, um das Haus herum patrouillirte. Plötzlich machte mich ein kleines Geräusch aufmerksam, ein Metallklang, der meine letzte Hoffnung zerstörte. Wie in den Boden eingewurzelt blieb ich stehen, das Gewehr mit beiden Händen krampfhaft umfassend; eine unsichtbare Gewalt schien mir die Brust dermaßen einzuengen, daß ich glaubte, sogleich ersticken zu müssen. Der Mond tauchte eben mit seinem halbdurchsichtigen Nebelschleier, gleich einem verprophezeiten Halley-Kometen, aus den seltsam beleuchteten Wolkenbildern schläfrig hervor; er fuhr, wie eine vergoldete Gondel, in stiller Wollust über den »Ocean himmlischer Glückseligkeit« hin. Der Mond schwankte zwischen Viertel und Halb; er wußte nicht recht, woran er war, — er trug Hörner, wie ich. Diana ist nie keusch gewesen, sonst hätte sie ein bestimmtes Geschlecht, und trüge nicht so viele Namen. Kurz, ich flehte die Himmelsmartyrin an, mir beizustehen in der Stunde der Bedrängniß. Nie hat sie ein Dichter oder ein Mondsüchtiger so inbrünstig angebetet, nie war sie so voller Bosheit und Laune, wie heute. In diesem todtenähnlichen Zustande hörte ich leise die Thür meiner Wohnung öffnen und eben

so leise wieder zuschließen. Es verging eine geraume Zeit, ehe ich endlich wieder zu mir selbst kam, auch wollte ich absichtlich dem Pärchen einige Minuten freien Spielraum lassen; dann aber schlich ich behutsam heran und versuchte, die Thüre zu öffnen. Sie war verschlossen. Ich untersuchte alle Fenster, aber keins war offen zu machen. Das Blut sank von dem betäubten Kopfe zu den erstarrten Füßen herab; es schien mir hohe Zeit, Gewalt zu gebrauchen. Ich trat also mit dem Fuße gegen die schwache Hausthür, welche ich augenblicklich einzusprengen glaubte, — aber es war, als ob sich Alles an diesem Abende gegen mich verschworen hatte, — sie widerstand meiner ohnmächtigen Wuth. Nach mehren, rasch hinter einander wiederholten Versuchen, sie einzutreten, lehnte ich mich endlich mit aller Kraft, die mir in diesem Momente zu Gebote stand, mit der Schulter dagegen, — krachend zersprang das schlechte Schloß, — ich stürzte in das Haus und auf die Schlafkammer meiner Frau zu. Auch hier war die Thür zugeriegelt, aber ein einziger Stoß öffnete sie. Warum soll ich weiter erzählen, was in dieser Nacht geschah? Warum soll ich den Schleier abheben, der meine eigene Schmach verhüllt? Ist denn die Ehre des Mannes ein Spielball in den Händen einer leichtsinnigen Frau? Gehört das Weib deshalb zum schwachen Geschlechte, weil es ungestraft das stärkere unterjochen, schwächen und erniedrigen kann? Ich durfte nicht länger zweifeln.«

»In dem Augenblicke, daß ich in das verrammelte Zimmer trat, sprang Jemand zum Fenster hinaus. Ich eilte hinzu, ich feuerte mein Gewehr durch die dunkle Nacht auf's Geradewohl dahinter her. Alles war in Verwirrung. Mein Weib wollte diesen glücklichen Augenblick benutzen, um durch die geöffnete

Thür zu entfliehen; ich ergriff sie aber noch bei den aufgelösten Haaren, und schleifte sie ohne Rücksicht oder Schonung in das Zimmer zurück, wo der schändlichste Frevel mir mein Heiligstes geraubt hatte. Die fast erloschene Kerze wurde in meiner zitternden Hand wieder lebendig, — der Zustand, in welchem sich Emmy's Kleidung befand, bewies mir nur zu deutlich, was hier bereits vorgegangen war. Meine Rechte fuhr unwillkürlich nach dem Jagdmesser, meine so grob verletzten ehelichen Rechte, wenn nicht zu vertheidigen, so doch wenigstens blutig zu rächen; — aber in dem Augenblicke sank die Unglückliche ohnmächtig zu Boden. Als sie nach einer Stunde wieder zu sich kam, war ich etwas ruhiger geworden; mein Kopf hatte über meine Sinne gesiegt, und ich befahl ihr, nun zu beichten. Sie gestand, daß sie mit einem jungen Manne, den sie schon aus früheren Zeiten kenne, dessen Namen sie jedoch nie habe erfahren können, eine Liebschaft gehabt, behauptete jedoch hartnäckig, daß dies eine rein platonische Liebe gewesen sei. Ich wußte recht wohl — so viel Verstand trauen Sie mir doch gewiß zu, — daß Plato schon lange todt ist, und daß das ihm untergeschobene Liebesystem außerdem nicht in seine vernünftige Offenbarungslehre paßt. In solchen Glaubensfällen kann ich ein Tyrann werden; denn mein Dasein ist meine Religion, und ich behaupte blind das Recht der Rache, das mir Gott durch seinen Langmuth überließ. Meine Karbatsche brachte also sehr bald ein anderes Geständniß heraus, welches der Wahrheit getreuer war. Ich mußte jetzt hören, daß meine Emmy mit jenem verhaßten Menschen schon vor ihrer Verheirathung Freundschaft gepflegt und Umgang gehabt hatte; da aber beide kein Vermögen besaßen, sei an eine eheliche Verbindung nicht zu denken gewesen;

folglich hatte mich Emmy nur deshalb zum Gatten genommen, um nachher ihren verbotenen Umgang desto ungestörter fortsetzen zu können.«

»Es empörte mich, daß ich auf diese Art so entsetzlich betrogen war, und ich gestehe frei, ich mißhandelte die Schändliche mit Wort und That, — was sie aber mit großer Standhaftigkeit ertrug. Erst als ich ihr erklärte, daß ich mich von ihr gerichtlich scheiden lassen wolle, warf sie sich mir weinend zu Füßen, bat mich, mit ihr zu machen, was ich wolle, nur möchte ich sie nicht ganz verstoßen; denn sie schwöre bei dem Gotte unserer Väter, daß sie sich bessern werde. Und wirklich war ich schwach genug, sie noch länger unter meinem Dache zu dulden, jedoch unter der Bedingung, daß sie von jetzt an ihrer Freiheit beraubt und beständig eingesperrt sein solle. Sie war mit Allem zufrieden. Seit diesem schreckensvollen Tage war sie noch liebevoller und zuvorkommender gegen mich als je, so daß sich allmählich ein Fünkchen von Mitleid in meinem Busen regte. Sie klagte häufig über körperliche Beschwerden, aber niemals über die Behandlung, welche ihr zu Theil wurde. Da ich ihre Reue für aufrichtig hielt und jene Krankheiten nur der Ermangelung frischer Luft zuschrieb, so erlaubte ich ihr seit dieser Zeit bisweilen in meiner Gesellschaft im Garten spaziren zu gehen. Ihre Dankbarkeit für diese Güte schien grenzenlos, ich glaubte mein verlorenes Weib wiedergewonnen zu haben; ich verzieh ihr, wie schwer mir auch das Wort der Gnade wurde. Es schien mir Unrecht, meine einst so geliebte Emmy, die Beherrscherin meiner Hütte, als Sklavin zu behandeln; ich räumte ihr wieder die Rechte ein, die ihr von Amts wegen gehörten. Endlich überließ ich ihr sogar den Hausschlüssel wieder.«

»Eines Morgens aber befahl ich meiner Frau,

mir durch meinen Neger das Mittagessen in den Wald nachzuschicken, indem meine Gegenwart dort den ganzen Tag erforderlich sei. Erschöpft durch die anstrengende Arbeit, kehrte ich am Abend zu meiner Wohnung zurück, und fand zu meinem Schrecken die Hausthür verschlossen, alle Fensterladen von innen fest verriegelt. Gräßlichen Gespenstern gleich, tauchten die Erinnerungen der jüngst verflossenen Zeit in meiner Seele auf. Ich versuchte, die Thür einzudrängen, aber ich strengte meine Kräfte vergebens an; denn das neue Schloß war stärker und besser als das, welches ich einst so leicht zertrümmerte. Glücklicherweise kam eben mein Neger von seinem Tagewerke heim, und ich sandte ihn sogleich ab, einen Schlosser herbeizuholen, welcher etwa eine Viertelmeile von mir entfernt wohnte. Nach einer peinlichen Stunde des Harrens erschien endlich der Mann und öffnete die Thüre. Ich stürzte in das Haus, ich rief nach meiner Frau, aber sie war nirgends zu finden. Voller Verzweiflung eilte ich zu meinem Schlafzimmer, — auch diese Thür war verschlossen. Ich ließ sie sogleich öffnen, und hier fand ich, o schändlicher Verrath! meinen Koffer erbrochen, einen Theil meiner Kleidungsstücke auf dem Boden zerstreut und meine wenige Barschaft entwandt. Das ehrlose Weib hatte also nur deshalb Neue geheuchelt, um sich ungestört des wenigen baaren Geldes, das ich besaß, zu bemächtigen, und dann mit ihrem Buhlen und ihrem Kinde davon laufen zu können. Ich verfluchte das elende Geschöpf, verfluchte ihren Liebhaber und mich selbst, daß ich so schwach, so leichtgläubig gewesen. Die ganze Menschheit mit ihren unnatürlichen Gesetzverhältnissen war mir plötzlich zum Ekel geworden; ich faßte den Entschluß, mich gänzlich von ihr zu trennen, und auf Alles Verzicht zu leisten, was man Cultur und Civi-

lisation nennt. In dieser Absicht raffte ich meine besten Sachen zusammen und verkaufte sie meinen Nachbarn um jeden Preis. Für das gelöste Geld versorgte ich mich mit Pulver, Blei und einigen jungen Pflanzen, die mir dereinst herrlich zu Statten kommen sollten, nahm mein Gewehr und rannte, als würde ich von tausend Furien verfolgt, immer gerade aus, tief in den Urwald hinein. Mehre Tage mochte ich so gelaufen sein, als ich endlich an einen von Sumpf und ellenhohem Schilf umgebenen, freien Platz kam, der mir zu einer Einsiedelei sehr wohl gelegen schien. Ich beschloß, mir hier ein Hüttchen zu bauen und das Ende meines Lebens, welches meiner damaligen Meinung nach nicht mehr fern sein konnte, ruhig wie ein Anachoret abzuwarten. Eine kleine Baracke von Schilf und Moos war bald errichtet. Die beiden gefährlichsten Feinde, mit welchen der Einsiedler in Brasilien zu kämpfen hat, die Indier und den Hunger, brauchte ich hier nicht zu fürchten; denn die ersteren kamen nicht in diese Gegend, und gegen den letztern war ich durch die unzählige Menge von Wildpret geschützt, welches hier ohne die geringste Menschenscheu umher streifte. Aber des Nachts hörte ich nicht selten das fürchterliche Gebrüll der Tiger, und nicht selten erblickte ich auf meinen Jagden, die mich oft Tage lang von meiner Hütte entfernt hielten, jene schreckliche *Onça prela* (schwarze Unze), die mich hinter der dichten Blätterwand mit ihrem trüben, giftigen Auge anglokte, — so daß ich mich genöthigt sah, meine Einsiedelei mit Palissaden und einem breiten Graben zu umgeben.«

»Auch jetzt war die Natur gütig gegen mich. Nach und nach wurde meine kleine Anlage immer bedeutender, die mitgenommenen Pflanzen, besonders der Taback, waren herrlich gediehen, auch hatte ich einige

junge wilde Schweine und Enten eingefangen; kurz ich war bald im Besitz eines bequemen Hausstandes. Das Einzige, was mich häufig betrübte, war, daß ich mir in meiner Einsamkeit kein Salz verschaffen konnte. So verlebte ich volle drei Jahre, ohne mich in die Welt zurück zu wünschen; da aber vernichtete plötzlich ein Zufall alle meine Entschlüsse, alle meine Pläne.«

»Ich hatte eines Morgens meine Hütte sehr früh verlassen, um recht tief in den Wald eindringen zu können, weil ich hoffte, auf diese Weise eine stärkere Ausbeute zu machen, als dies in der Nähe meiner Wohnung der Fall sein konnte, wo durch das häufige Schießen das Wild bereits sehr schüchtern geworden war. Es schien, als ob mir dieser Tag nicht günstig sein wollte; denn ich war bereits bis gegen Mittag gewandert, ohne etwas gefunden zu haben, was ich eines Schusses werth gehalten hätte, als ich in meiner Nähe ein Geräusch vernahm. Ich spannte schnell den Hahn des Gewehres und wandte mich nach der Seite, von welcher das Wild kommen mußte. Aber wie soll ich Ihnen mein Entsetzen schildern, als ich einen Menschen in europäischer Tracht aus dem Dickicht hervortreten sah! Er schien ebenfalls nicht wenig bestürzt, kam jedoch sogleich auf mich zu und redete mich in portugiesischer Sprache an. An dem Dialekte bemerkte ich bald, daß er Franzose sei, und wenn ich mir auch vorgenommen hatte, für immer Abschied von der Welt zu nehmen, so konnte ich es doch in diesem Augenblicke nicht unterlassen, ihm in seiner und meiner Muttersprache Antwort zu geben. Nun bestürmte er mich mit Fragen, wie ich in diese Wildniß gekommen sei, — erzählte mir, daß ihm eine große Jagdgesellschaft auf dem Fuße folge, und bat mich endlich dringend, ihn und seine Gefährten nach

meiner Wohnung hinzuführen. Ich schwankte einen Augenblick, aber die Lust zum gesellschaftlichen Leben war durch den Anblick eines Menschen, den ich als französischer Schweizer noch dazu als halben Landsmann betrachten mußte, auf einmal wieder in mir wach geworden, und ich suchte nun in Gedanken alles Mögliche hervor, was eine Handlung, welche durchaus gegen meine einmal gefaßten Grundsätze stritt, entschuldigen konnte. Endlich erinnerte ich mich, daß mein Vorrath an Pulver fast gänzlich zusammengesmolzen war, und dies gab den Ausschlag; ich versprach also, die Gesellschaft zu erwarten. Es dauerte nicht lange, da erschien sie, reichlich mit Wild aller Art beladen. In meiner Hütte wurde das Abendessen bereitet, und beim lodernden Feuer forderte man mich auf, meine Lebensgeschichte zu erzählen, insoweit sie sich auf meinen Aufenthalt in diesen Wildnissen bezöge. Ich verschwieg, was ich zu verschweigen nöthig fand, doch schloß man sehr richtig, daß nur Schwermuth mich in diese Einöde habe hintreiben können, und man forderte mich auf, mit nach der Colonie oder nach Rio de Janeiro zurückzukehren. Nach langem Weigern verstand ich mich endlich dazu, und kam nun nach einer dreijährigen Abwesenheit, eher einem Thiere als einem Menschen ähnlich, in Novo Friburgo wieder an. Hier ist meine Erzählung zu Ende, denn das Andere wissen Sie schon.«

»Von meinem Weibe hatte man nie wieder etwas erfahren; meine Colonie war zur Wüstenei geworden, nur mein Haus stand noch unverfehrt. Ich verkaufte es und machte mich durch das dafür erhaltene Geld wieder zum Menschen, d. h. ich ließ mir den ungeheuren Bart abnehmen und schaffte mir Kleidungsstücke an. Dann wanderte ich nach Rio, wo ich, wie Sie sehen, meine ehemalige militairische Laufbahn wie-

der begann, und heut' zu Tage bin ich, Gott sei gedankt, jeder Sorge überhoben, wenn auch in gewissen trüben Stunden nicht ganz von meiner Melancholie geheilt.« —

Hier endete er seine Erzählung, und ich fand Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr das Herz des Unglücklichen durch Mittheilung erleichtert wird, wenn es nur wahre, aufrichtige Theilnahme findet. Er wurde von dieser Zeit an mit jedem Tage gesprächiger, und es fehlte uns seitdem nie mehr an Unterhaltung, so lange wir beisammen auf Villegagnon waren.

Bevor ich dies Capitel beende, bemerke ich nur noch, daß die Schweizerinnen auf der Colonie Neu-Freiburg im Allgemeinen in dem Rufe der Unsittlichkeit stehen. Unter den Mädchen findet man viele recht hübsche Gesichter, was man bei den Brasilianerinnen der Provinz Rio de Janeiro nur höchst selten antrifft; weshalb es denn auch nicht an Nachstellungen fehlen kann. Die große Armuth aber, welche auf der Colonie herrscht, trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß hier die Weiber nicht keuscher und tugendhafter sind, und daß, wie schon gesagt, die jüngere Generation, ihrer angeborenen Schweizernatur ungetreu, brasilianisches Sklavenblut in ihren Adern trägt.

Achtes Capitel.

Ueber die Urbewohner Brasiliens im Allgemeinen. — Das freie Leben in den Urwäldern. — Indierjagd und Indierbekehrung. — Die Botocudos. — Die Puris. — Die Coroados. — Die Patachos. — Die Guancurus und Guaranis. — Die Patagोनier und ihr Verhältniß zu Buenos-Ayres.

Früher wurde die Colonie St. Leopolde sehr häufig von den Indiern heimgesucht, welche bis-

weilen am hellen Tage aus ihren jungfräulichen Wäldern hervorbrachen, und durch Verheerungen, Räube-
reien und Ermordungen aller Art die fast wehrlosen
Colonisten in Furcht und Schrecken setzten. Nacht,
wie Adam vor dem Sündefalle im Paradiese, nur
mit Pfeil und Bogen bewaffnet, höchstens noch mit
einer riesigen, von der knotigen Wurzel des **Pao ferro**
verfertigten Keule versehen, mit den bunten Federn des
Papagei's und des Straußes, mit den Büschelhaaren
des Affen und den Muscheln des Meeres seltsam ver-
ziert, stolzieren diese Kinder der Wildniß einher in
ihrem eitlen Kraftgeföhle, und kein Weiser, der das
Unglück hat, in ihre Hände zu fallen, ist auch nur
einen Augenblick seines Lebens sicher. Sie sind über-
all, wo sie erscheinen, ein gehektes Wild; — auch der
Löwe besitzt Edelmuth, wenn man ihn großmüthig
behandelt. Der Indier ist der Lieblingssohn der Na-
tur, er ist stark in Körperbau, in Selbstbewußtsein, in
Religionsgefühl, — er handelt nach dem Gebote sei-
nes Herzens, denn die des Herrn kennt er nicht;
Ehre, Kindesliebe, Selbsterhaltung, Demüthigung vor
der unsichtbaren Gewalt, das sind seine Pflichten, das
sind seine Götter. Wozu denn dies unchristliche Be-
kehrungssystem, das nach der alten Jesuitenmoral:
»der Zweck heiligt das Mittel«, mit der schändlichsten
Politik freie, unverdorbene Menschen zu Sklaven ma-
chen will? Warum Staatsinteresse mit Religion ver-
mischen?

Nun gar hier, wo Jesuiten Prediger und Sol-
daten Missionäre sind, wo das Wort des Glaubens
von Bajonetten, Pulver, Schrot und Kugeln verkör-
pert wird. Glaubt, es ist für den geduldigsten
Patienten ein schlechtes Pulver, wenn der befehlende
Arzt dabei sagt: »Leb' oder stirb!« Die Indier wol-
len keine Christen sein, — und wer mag es ihnen

unter solchen Umständen verdienen? Sie sind gereizt, geheßt, zu Tode gefoltert; was Cultur, was Erkenntniß bei ihnen sein soll, wird zu Verzweiflung, zu Rache. Sie müssen das Christenthum lieben, darum hassen sie es, — sie müssen den Weißen (nicht den Weisen) ehren, darum verfolgen sie ihn. Der beste Christ sieht darin nur die nothwendigen Schlußfolgen eines aufgedrungenen Cultursystems. Es gibt nur eine Religion, aber viele Sekten. Selbst das Christenthum zeigt, daß auch die reinste Religionssekte nur durch inniges Bewußtsein, freiwillige Aufopferung, Verfolgung und Märtyrerthum begründet werden kann. Was haben denn die Jesuiten mit der Heidenbekehrung zu schaffen? Ist das Christenthum ein Thurm Babels, das von künftigen Freimaurern alljährlich nach Belieben wieder aufgebaut werden muß?

Das können die Indier nicht begreifen, das geht über ihren Horizont. Ihr Himmel ist ihr Gott, denn er belohnt und straft; der Urwald ihr Gewissen, denn er weiß Alles, was sie und ihre Eltern gedacht und gethan; der Sturm ihr Herrscher, denn er zerknickt das Schilfrohr, wie den Eisenbaum *); die Sonne ihre Königin, denn sie gibt dem Gerechten, wie dem Ungerechten Licht und Schatten. Auch ich lobe mir eine solche Mythologie, — da erkaltet nicht das Herz, da erstarren nicht die Sinne, da ersticht nicht das Mitgefühl. Freilich gibt es einige Beispiele, daß die »Söhne dieses wilden Stammes« die gefangenen Europäer nicht tödten, sondern zu Sklaven machen; doch sind diese Fälle nur selten, und Neugier oder persönliches Interesse war dann bei ihnen stärker, als das Gefühl menschlichen Mitleids und christlicher Ent-

*) Der mehr erwähnte Paó ferro.

sagung. Gewöhnlich geschehen solche Scenen der Verzeihung nur dann, wenn die verschiedenen kleineren Stämme mit einander im Kriege liegen, und die vielgepriesene Taktik der europäischen Gefangenen vielfältig zu ihrem Gemeinnutzen anwenden zu können wäñhen.

Hier genüge ein Beispiel. Ein Deutscher, dem das Leben auf der Colonie nicht mehr gefiel, suchte einen solchen gehegten Indierstamm auf, und schloß sich ihm freiwillig an, — ja, er wurde sogar, nachdem er feierlich erklärt, es sei sein Wille, bis zu seinem Tode bei ihnen zu verweilen, sehr gut aufgenommen, und in wenigen Monaten zu ihrem Könige ernannt. Ein beschwerliches Königthum, fürwahr! Er bereute indessen seinen Entschluß sehr bald wieder, da er nichts als halb rohes Wild- oder Pferdefleisch zu essen, nichts als Quellwasser zu trinken bekam, und fortwährend mit den Indiern in dem ungeheuren, mit Dornen verwachsenen Walde, durch dessen dichtes Laub kein Sonnenstrahl hindurch zu dringen vermag, herumziehen mußte. Deshalb nahm er sich ernstlich vor, bei erster Gelegenheit aus dem Kreise seiner neuen Brüder zu entweichen, und wieder in die Reihe civilisirter Menschen zu treten. Dies war jedoch nicht so leicht zu bewerkstelligen; denn die Indier, die wohl an seinem täglich wachsenden Unmuth und Trübsinn bemerkt haben mochten, daß es ihm nicht mehr in ihrer Mitte gefalle, bewachten ihn mit späñhenden Augen Tag und Nacht, obgleich sie sonst in Allem seinen Befehlen den strengsten Gehorsam bezeugten. Erst nach Jahren, als er sie einst be-
redet hatte, sich eines beabsichtigten Ueberfalles wegen den Besitzungen der Weißen zu nähern, gelang es ihm, mit Lebensgefahr zu entspringen. Der König eines freien Indierstammes arbeitete später in Tage-

ohn auf der Colonie St. Leopold; er trug kein Gelüste mehr nach einem Throne, der die Aufopferung aller Bequemlichkeit kostete.

Die Indier haben von jeher in Europa das größte Interesse erregt, so daß ich es wohl für passend halte, hier im Kurzen das zu erzählen, was ich in dieser Hinsicht theils als Augenzeuge selbst erlebt, theils durch glaubwürdige Männer über sie erfahren habe. Man nennt die Indier der südlichen Provinzen Brasiliens, obwohl ihre Abstammung sehr verschieden ist, im Allgemeinen Bugreß.

Der ganze Körperbau dieser unverdorbenen Naturkinder zeugt von ihrer außerordentlichen Kraft. Sie sind nicht groß, aber gedrungen, und ihre muskulösen Arme von ungewöhnlicher Härte. Nicht weniger ausgezeichnet ist ihre Schützenkunst. Ein eingefangener Indier, den man in meiner Gegenwart, einen Beweis von seiner vielgepriesenen Geschicklichkeit in dieser Hinsicht abzulegen bat, nahm sogleich eine Drange und legte diese fünf Schritt vor sich auf die Erde hin. Hierauf spannte er den Bogen mit so riesenmäßiger Kraft, daß sich die beiden Enden beinahe berührten, und schnellte den Pfeil so hoch in die Luft, daß ihn das Auge kaum noch erreichen konnte. Nachdem dieser Pfeil einige Zeit in die Höhe gestiegen war, drehte er sich langsam um und schoß dann, je näher er der Erde kam, desto schneller und schneller, mitten durch die Drange tief in den Boden hinein. Dies wiederholte der Indier mehrere Male hinter einander, ohne auch nur einen einzigen Fehlschuß zu thun. Ueberhaupt schießen diese Leute nie geradeaus, sondern fast immer in einem Bogen, da sich die sehr leichten Pfeile, in horizontaler Richtung abgeschossen, zu leicht zur Erde niedersenken. Derselbe gefangene Bewohner des Waldes traf auf zwanzig Schritte ein Blättchen

Papier, kaum größer, als eine Nuß, welches man an einem Balken von sehr hartem Holze angeklebt hatte, und obgleich die Spitze des Pfeils nur von Knochen war, drang sie doch über anderthalb Zoll tief hinein. Der Bogen ist gewöhnlich sehr einfach und besteht nur aus einem starken Stocke, welcher mit einer fingerdicken Saite angespannt ist. Die Pfeile sind in der Regel über fünf Fuß hoch, und in Ermangelung des Eisens mit knöchernen oder hölzernen Spitzen versehen. Nur bisweilen gelingt es diesen trogigen Kindern des Urwaldes, auf irgend eine Art sich eines alten Schlosses oder sonst eines Stückchens Eisen zu bemächtigen, welches sie alsdann wie einen großen Schatz achten und aufbewahren. Sie schleifen dies mit der größten Sorgfalt auf beiden Seiten sehr scharf und spiz zu und befestigen es an ihren Pfeilen. Diese Geschosse aber, die mit Eisen bewaffnet sind, werden wie ein Heiligthum aufbewahrt und nur wider Menschen oder allenfalls gegen einen Tiger gebraucht; alles übrige Wild erlegen sie mit den gewöhnlichen Pfeilen, die, wenn auch nur mit hölzernen oder knöchernen Spitzen versehen, dennoch eine solche Gewalt haben, daß selbst ein starkes Schwein davon dermaßen durchbohrt wird, daß gewöhnlich die Hälfte des Pfeils auf der andern Seite sichtbar ist. Diejenigen Geschosse hingegen, deren sie sich zum Erlegen der Vögel bedienen, sind statt der Spitzen mit Knöpfen versehen; denn der Schuß hat dann doch immer Kraft genug, selbst den größten Vogel, wenn auch nicht augenblicklich zu tödten, doch wenigstens für eine Zeit lang zu betäuben.

Die Pfeile sind stets außerordentlich leicht, von einem Rohr, welches Taquara genannt wird, zierlich kunstfertig gemacht, und oben wie unten mit rothem Bast umbunden. Auf die Ordnung der daran befind-

lichen Federn verwenden die Indier eine große Sorgfalt, und wissen sie so zu reihen, daß das Ganze eine sehr schöne Schattirung abgibt. Die dunkelsten Federn werden zuerst befestigt, und so gehen sie allmählich durch alle Farben in das hellste Weiß über. Die Knaben, welche noch nicht kräftig genug sind, die Waffen der Väter zu gebrauchen, führen statt dessen einen kleineren, mit zwei Saiten bespannten Bogen, von welchem sie mit Thonkugeln nach den Vögeln schießen. Trotz der Unvollkommenheit dieses Geschosses, haben sie dennoch eine solche Geschicklichkeit hierin erlangt, daß sie die Schwalben selten im Fluge verfehlen.

Eben so außerordentlich, wie die Körperkraft und die Schützenkunst dieser Menschen, ist ihre Schnelligkeit. Im Walde geboren und erzogen, rennen sie in diesen dichten, wild verwachsenen Dornengestrüppen mit einer Geschwindigkeit einher, die an das Unglaubliche grenzt. Jemand, der nicht gewohnt ist, im Urwalde zu gehen, vermag kaum einen Schritt vorwärts zu thun, ohne einige Fäden seiner Kleidung oder Haut zurückzulassen, und jene nackten Menschen laufen, ohne sich je zu verwunden, darin mit einer weit größern Behendigkeit und Schnelle, als ein Europäer auf freiem Felde.

Sie ziehen beständig umher und leben beinahe immer unter freiem Himmel; nur wenn es ihnen an einem Orte sehr gut gefällt, entschließen sie sich, kleine Hütten von Gras oder Schilf aufzubauen, doch verlassen sie auch diese wieder, sobald sie bemerken, daß das Wild durch das stete Verfolgen weniger häufig wird, oder sobald sie sich entschließen, einen feindlichen Ueberfall und Raubzug auf die nahe am Walde gelegenen Plantagen zu machen. Die Männer beschäftigen sich nur mit Jagd und Krieg; alle Arbeit, worunter vorzüglich das Tragen der Kinder zu rechnen

ist, müssen die Weiber verrichten. Selbst wenn diese armen Geschöpfe zwei, drei oder gar mehr Kinder haben, welche durch ihre Jugend noch unfähig sind, die starken Märsche zu machen, so bleibt es dennoch nur die Sorge der Frau, sie weiter zu schaffen. Sie nimmt dann das Jüngste auf den Arm, befestigt sich die Uebrigen mit einem Stricke auf dem Rücken und folgt mit dieser Last munter und leicht dem Zuge, der in der Regel sehr starke Lagerouten macht. Außer den Kindern müssen die Weiber oft noch einen von Bast geflochtenen Sack tragen, welcher die nothwendigsten Lebensmittel enthält, sowie ein mit Wasser angefülltes Gefäß, welches aus Taguarussü verfertigt ist.

Der Mann geht stolz vorne an, und trägt durchaus nichts als seinen Bogen, seine Pfeile und allenfalls jene riesige Keule, die ich schon früher in Erwähnung brachte. Naht sich auf diesen Märschen der Augenblick, wo ein Weib gebären soll, so hält die gesammte Schaar auf eine kurze Zeit an und lagert sich still in geringer Entfernung; nur einige Freundinnen bleiben zurück und leisten der Nothleidenden hülfsreiche Hand; sobald diese aber dem Häuptlinge anzeigen, daß der Hauptakt jenes Reproductionsdrama's glücklich vorüber sei, wird die Wöchnerin auch gezwungen, mit dem neugebornen Kinde ihren Marsch sogleich weiter fortzusetzen. Dennoch kommt es fast nie vor, daß die Geburt eines Kindes bei den Indianerinnen eine ernstliche Krankheit nach sich zöge. So gehört auch die Besorgung der Küche, welche freilich keine große Sorgfalt erfordert, indem ein zugespitzter Stock, der den Bratspieß ersetzt, das einzige Geräth dabei ausmacht, ausschließlich mit zu den Verbindlichkeiten und Pflichten der Weiber. Auf diesen Stock wird das erlegte Wild ohne weitere Vorbereitung gesteckt, einige Minuten lang an das Feuer

gehalten, dann mit den Zähnen zerrissen und auf eine wirklich thierische Art verschlungen.

Die abscheuliche, vielbesprochene und zur Fabel gewordene Kanibalen-Gewohnheit des Menschenfressens findet man höchstens noch unter den Botocuden und Puris in den nördlichen Provinzen Brasiliens; die Indier der südlichen Provinzen tödten freilich jeden Weißen, dessen sie habhaft werden können, jedoch nur der barbarischen Verfolgungen wegen, denen sie ebenfalls durch die christlichen Anthropophagen ausgesetzt sind, — keineswegs aber, weil sie etwa sündhaftes Gelüste nach ihrem Fleische trügen. Die Rache und die Vertheidigung des eigenen Lebens spornen überall zum Morde an, — und warum soll ein Heide weniger leidenschaftlich sein, als ein Bekenner Christi, des demüthigen Erlösers?

Schon die ersten Portugiesen, welche an Brasiliens Küste landeten, mißhandelten, von Habsucht und ungesättigter Goldgier getrieben, die Eingebornen auf eine schauderhafte Weise; sie zwangen sie durch die entsetzlichsten Gräueltthaten, welche sie ohne Unterlaß, wie ohne Schonung verübten, die früher bewohnten Fluren zu verlassen und sich tief in die durch keine vorgespiegelte Aftercultur entheiligten Wälder zurückzuziehen. Dies schändliche Verfahren ging auch in die neueren Zeiten über, und es ist noch nicht gar lange her, daß man die indischen Pseudoproselyten mit Hunden hegte, und jeden Eingebornen, dessen man habhaft werden konnte, ohne Gnade ermordete. Die Indier sind aber von Natur rachsüchtig, und vergessen niemals die Unterdrückungen und Mißhandlungen, die ihre Väter unverschuldet erdulden mußten. Ihre Religion ist Mythologie, ihr Glaube, den ihnen Natur und Tradition ins Herz legen, Aberglaube, — und ist ein Aber daran, so läßt sich dieser Haken, an dem

ihr ungebändigtes Freiheitsgefühl wie ein erobertes Affenschwanz hängt, nimmer von dem geweihten Altare fortreißen. Wer kann es ihnen also verdenken, wenn sie jede Gelegenheit ergreifen, das vergossene Blut ihrer Voreltern zu sühnen und die verlorene Freiheit wieder zu erkämpfen? Obgleich es nun längst zur Unmöglichkeit geworden ist, daß die Indier jemals wieder in Besitz des ihnen genommenen Landes kommen können, so werden doch noch viele Hunderte, sowohl von der einen, wie von der andern Seite, als Opfer der Rachsucht mit ihrem Todesseufzer den alten Wahlspruch der Despotie begründen müssen.

Selbst die Art, wie man noch jetzt in dem Kaiserthume Brasilien gegen die Indier verfährt, bleibt grausam und unmenschlich genug. Sobald sich nämlich in der Nähe der Colonie einige der gehegten Eingebornen sehen lassen, werden sogleich die nöthigen Anstalten gemacht, mit aller Gewalt und List sie zu verfolgen, um sie entweder zu tödten oder zu Gefangenen zu machen. Die in der Nähe befindlichen Milizen, welche größtentheils aus der Provinz St. Pedro do Sul gebürtig sind, folglicly auch das Terrain am besten kennen, werden mit den Colonisten, die sich freiwillig einer solchen Expedition anschließen wollen, sogleich aufgefordert, sich schaarenweise zu vereinigen, um diese Unglücklichen zu verfolgen. Ein Haufen von funfzig, hundert, zwei- und dreihundert mit Flinten, Säbeln, Pistolen, Harken und Stöcken bewaffneten Leuten folgt sodann der Spur, welche die Eingebornen auf ihrem regellosen Zuge durch Abhauen einzelner Zweige, sowie durch die deutlichen Brandstellen an den Orten, wo sie ihr Fleisch kürzlich zubereiteten, unbedachtsam zurückgelassen, mit der größten Stille und Vorsicht nach. Sobald die Sonne unter-

geht, haben die Indier in der Regel ihren Tagemarsch vollendet, und zünden alsdann ein Feuer an, um welches herum sie sich in einen Kreis lagern, ihre Mahlzeit zu sich zu nehmen und ihr Gebet zu verrichten. Gewahren die sie verfolgenden Weißen nun aus der Ferne dieses Feuer, so vertheilen sie sich in mehre Haufen und umziehen unter dem Schutze der Nacht das Lager leise und in immer engeren Kreisen. Doch muß dies mit der größten Behutsamkeit und ohne das mindeste Geräusch geschehen, ja man muß sogar vermeiden, sich ihnen von der Seite her zu nähern, von welcher der Wind kommt, da sonst die Indier ihren Feind auf der Stelle verspüren. So darf auch Taback bei solchen Gelegenheiten durchaus nicht geraucht werden, wenn man sich nicht sogleich verrathen sehen will; denn der unverdorbene Geruch dieser Naturkinder würde sogleich das Herannahen ihrer Gegner wittern. In der Dunkelheit der Nacht ziehen sich dann die Schaaren der listigen Europäer immer enger um die arglos Ruhenden zusammen und erwarten in einer kleinen Entfernung von dem Lagerungsplatze den Anbruch des Tages. Kurz vor Sonnenaufgang zünden die Indier ihr halberloschenes Feuer abermals hell an, und treffen Anstalt dazu, wie am Abend zuvor, ihr Gebet zu verrichten. Dies ist der Augenblick, wo das Signal zum Morde gegeben wird. Die Weißen brechen aus ihrem Hinterhalte hervor, und Hunderte von Flintenflugeln schlagen in den überraschten Haufen der Wilden, gleichviel, wen sie treffen, Weib oder Kind, Mann oder Greis. Sowie, wenn der Habicht zwischen die Tauben fährt, fliegen die armen Gehegten in stummem Entsetzen aus einander und suchen sich im Dickicht des Waldes zu verbergen. In ihrem Entsetzen lassen sie Pfeile und Bogen im Stiche, und stürzen sich

wehrlos ihren Verfolgern entgegen, von denen sie ohne Erbarmen niedergemetzelt werden. Nur diejenigen, welche sich, sobald die ersten Schüsse fallen, ohne einen Versuch zur Flucht zu wagen, sogleich zur Erde niederwerfen und sich hierdurch als Gefangene erklären, haben Hoffnung, dem Tode zu entgehen. Früher verschonte man auch diese nicht, und sie mußten ohne Gnade das Schicksal ihrer Brüder theilen; aber jetzt hat man denn endlich eingesehen, daß es, trotz des vielen Blutvergießens, dennoch unmöglich sein würde, die Indier gänzlich zu vertilgen, und bedient sich deshalb menschlicherer, aber für die Freiheit der Indier weit gefährlicherer Waffen. Man macht nämlich jene, welche sich sogleich ohne Widerstand ergeben, zu Gefangenen, statt sie, wie dies früher der Fall war, niederzuhauen, und führt sie als solche in die erste beste nahegelegene Stadt, wo sie vorerst in einem Hause unter strenger Aufsicht eingesperrt gehalten werden. Hier behandelt man sie außerordentlich gütig und bringt ihnen nach und nach den Genuß des Branntweins und des Tabakrauchens bei. Den Branntwein, der aus Zuckerrohr gebrannt ist und etwas süßlich schmeckt, trinken sie sogleich mit vielem Wohlbehagen, das Rauchen lernen sie auch binnen wenigen Tagen, ja, sie werden sogar für Beides binnen kurzer Zeit im höchsten Grade eingenommen. Seltsam, daß zwei Sachen, die der menschlichen Natur so sehr widerstreben, die ungeschwächten Söhne des Urwaldes so schnell entkräften und unterjochen; — es muß doch etwas Bezauberndes im Rausche, wie im Wahnsinne liegen. Es nimmt mich wahrlich Wunder, daß diese Missionsgesellschaften, die oft von republikanischem Gelde unterstützt werden, mit den verrufenen »nordamerikanisch-englischen Mäßigkeitsvereinen« nicht in Collision gerathen.

Sobald die Verblendeten demnach so weit gebracht sind, läßt man ihnen allmählich immer mehr Freiheit, gibt ihnen aber dabei so viel sie nur trinken und rauchen wollen, und erlaubt ihnen endlich, ganz frei herumzuspaziren. Die Wirkungen des Branntweins zeigen sich bei diesen Leuten mit einer auffallenden Kraft. Ruhig geht derselbe Indier, der noch vor wenigen Wochen nach dem Blute aller weißen Menschen Gelüste trug, jetzt in den Straßen umher, die Häuser rechts und links mit den vielen ihm unbekannten Herrlichkeiten begaffend, ohne Jemand zu beleidigen, in solcher staunenden Demuth, daß er sich schüchtern zurückzieht, sobald auch nur ein Kind ihm den Weg vertritt. Jetzt werden ihm auch Bogen und Pfeile zurückgegeben, weil man nichts mehr von ihm zu befürchten hat. Nach längerer Zeit erwacht endlich einmal ein mächtiges Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit in seiner Brust, und da man ihm durchaus keinen Zwang anlegt, so nimmt er die erste Gelegenheit wahr, um zu entweichen und sich wo möglich mit seinem Stamme wieder zu vereinigen. Eben dies wollte man; denn man hat nur zu gut die heilsamen Folgen dieser Flucht berechnet. Eine Zeit lang freuen sich die Entsprungenen, unter dem Jubelgesang ihrer Landsleute, der Sklaverei glücklich entkommen zu sein; die Freude des Wiedersehns, das unermüdete Erzählen so vieler Abenteuer, die Schatzen des Urwaldes, die Wonne der Jagd, die Liebesungen des hocheerfreuten Weibes, Alles berauscht, Alles begeistert sie momentan; — bald aber erinnern sie sich der köstlichen Sachen, die sie in ihrer Gefangenschaft genossen, und die plötzlich erwachende Leidenschaft wird stärker, als die Sehnsucht nach Freiheit. Sie preisen nun ihren Gefährten den angenehmen Geschmack und die, ihren Begriffen nach, noch ange-

nehmenen Wirkungen des Branntweins; sie loben das Köstliche des Tabacks und die Güte, mit welcher sie unter den Weißen behandelt wurden, sobald sie sich ruhig und friedlich betrogen, — sie erwecken durch die hinreißende Schilderung dieser verlorenen Güter bei der ganzen Truppe eine Lusternheit, die auch den Wildesten unter ihnen beschleicht und ihn bald bewegt, irgend einmal einen Versuch zu wagen, sich jener glücklichen Weißen und ihren Wohnungen zu nähern.

Langsam, scheu schleichen sie dann aus ihren Wäldern hervor und schicken den Märchenerzähler, welcher schon einmal Gefangener war, und dessen Furcht sich durch die gütige Behandlung, die man ihm in der Stadt zu Theil werden ließ, bereits bedeutend gemindert hat, als bevollmächtigten Gesandten voran, um aus dem nächsten »Orte des Feuerwassers« etwas von dem vielgerühmten, heidnisch-infernalischen Getränke herbeizuholen. Er darf nicht lange bitten, er erhält sogleich einige Flaschen, mit welchen er zu seinen Gefährten zurückkehrt, und deren Inhalt er ihnen, nachdem er vorerst selbst einen tüchtigen Schluck gethan, mit den Gehehrden der ausgelassensten Freude zu kosten gibt. Anfangs nippen sie nur daran, kaum haben sie aber diesem »flüssigen Feuer« einigen Geschmack abgewonnen, so stürzen sie es auch sogleich mit unersättlicher Begierde hinunter. Die wenigen Bouteillen sind bald geleert, und es wird abermals ein Bote abgesandt, einen neuen Vorrath anzuschaffen. Auch diesmal erhalten sie gern das Begehrte, nebst einigem Taback; doch wird ihnen zugleich begreiflich gemacht, daß sie nun auch einige Sachen, als Wild, Wachs, Unzenhäute u. dgl. zum Tausch bringen müßten, wogegen aber sie alsdann ihr Lieblingsge-

tränk zu jeder Zeit in beliebiger Menge erhalten sollten; denn also wolle es der weiße Christgott.

Fürwahr, ein schönes Bekehrungssystem! Ist denn Christus ein Bacchus, der mit Silen und Faunen Triumphzüge in die »ägyptische Finsterniß« thut? Darf das Christenthum der Deckmantel des Lasters der Politik sein? In ihrem Rausche überselig, verweilen die hergelockten Indier an dem Orte so lange man sie noch gehörig mit diesen beiden Artikeln des Wahnsinns versorgt, oftmals ohne in zwei bis drei Tagen sonst das Geringste zu sich zu nehmen; wenn sie aber, durch Entbehrung zur Nüchternheit gezwungen, erst deutlich sehen und fühlen, daß man ihnen das Erwünschte nur gegen einen billigen Waaren- und Glaubensersatz verabfolgen will, so entschließen sie sich, in die Wälder zurückzukehren, um sich das Geforderte zu verschaffen. Nach einiger Zeit kommen sie wieder, beladen mit Wild und Vögeln aller Art, und bieten dies zum Tausch an. Für einige Flaschen des schlechtesten Branntweins geben sie gutwillig her, was sie nur haben, und lagern sich denn auch schon mehr in der Nähe der Stadt, so lange bis sie ihren Vorrath aufgezehrt haben. Jetzt sind die ersten Präliminarien einer regelmäßigen Handelsverbindung angeknüpft, und von dieser Zeit an werden die betrogenen Wilden mit jedem Tage zahmer.

Nach und nach steigt die Leidenschaft des Trinkens bei ihnen immer mehr und mehr; sie kommen öfter, sie bringen jedes Mal mehr, und wagen sich endlich bis in die Städte und Dörfer, wo sie ihre Waaren freigebig zum Tausch anbieten. Sobald demnach der Handel abgemacht ist, ziehen sie sich unter den freien, lichtblauen Himmel, unter die Thronwölbung des »unsichtbaren Wesens« zurück, setzen sich paarweise in einen Kreis beisammen, und trinken

so lange, bis sie endlich Alle, sowohl Männer als Weiber, bewusstlos zu Boden sinken. Befindet sich dann in der Nähe des Lagerungsplatzes irgend ein Graben oder ein Loch, so schleppen sie sich auf allen Vieren bis dahin, hängen den Kopf hinein und bleiben ruhig in dieser Stellung liegen, bis sie nach vielen Stunden allmählich wieder nüchtern werden. Da jedoch die wenigen Spiritusflaschen, die sie für ihre Waaren bekamen, und die eben so sehr mit gehöriger Gewandtheit zubereitet, als mit außergewöhnlichem Fusel geschwängert sind, auf diese Art sehr bald und wirksam auf die Neige gehen, — da ihre thierische Begierde, durch den unmäßigen Genuß des religiösen Contrebandartikels angespornt und gereizt, noch immer mehr und mehr verlangt, so bieten sie, wenn das Pelzwerk, das Wildpret, der Honig sämmtlich verkauft ist, — auch ihren Bogen, ihre Pfeile an. Ihre Leidenschaft geht so weit, daß sie, wenn sie endlich auch das Letzte verkauft haben, ihre Frauen und Töchter ausbieten, und sie dem Ersten, der sie nur haben will, für eine Flasche Rum selbst zuführen. Ganz wie bei uns, nur daß ihr Laster offener am Tage liegt. Das ist die christliche Heidenbekehrung in dem civilisirten Kaiserthume Brasilien; — warum ließ sich Dom Pedro Kaiser und nicht Sultan nennen? Liebte er doch die Weiber, den Wein, heimlich genossen, den Absolutismus und die katholische Verkörperung eines Dalai-Lama, der sich natürlich in seiner Person repräsentirte.

So sind diese Menschen, die durch Gewalt und Grausamkeit nicht zu demüthigen waren, durch ihre eigenen Leidenschaften bezwungen und unterjocht. Die Indier, welche sich in der Nähe der Colonie St. Leopoldo zeigen, hatten früher eine außerordentliche Furcht vor dem Feuergewehr, die jedoch in der letzten Zeit

sehr abnahm, da sie bemerkten, daß ein Gewehr nicht, wie sie wohl früher glaubten, wie der Blitz Gottes, ohne sichtbare Ladung, ununterbrochen fortschießen könne, sondern nach jedem Schusse erst wieder geladen werden müsse. Sie gingen daher dreist auf denjenigen los, welcher schon bereits abgefeuert hatte, und ein leiser Keulenschlag machte bald den schwachen Schädel eines Europäers zu einem wahrhaften *Memento mori*, — weshalb es denn auch später bei den weißen Jagdfreunden Grundsatz wurde, so oft ihrer mehrere beisammen waren, nie zu schießen, sondern sie durch Drohungen, d. h. durch bloßes Anlegen des Gewehres, in geziemender Ferne von sich abzuhalten. Jetzt sind sie aber durch die Doppelgewehre mit Percussionschlössern abermals an ihrem neuen Culturcultus irre geworden, und da sie deutlich sehen, daß die »farblosen Feuermänner«, ohne wiederum zu laden, bisweilen doch mehr als ein Mal mit demselben Rohre schießen können, so hüten sie sich jetzt eben so sehr, wie dies vor zwanzig Jahren der Fall war, der gefährlichen Waffe, dem »gestohlenen Donnerkeile«, zu nahe zu kommen. Aber auch nur das Feueergewehr kann sie, wenn sie erst gereizt sind, von der Blutrache zurückhalten; denn Säbel, Degen, Bajonet oder Knüppel machen gar keinen Eindruck auf sie. Sie werden stets, sobald sie nur mit ihrer Keule von Eisenholz versehen sind, furchtlos Jeden angreifen, der es wagt, sich ihnen mit solchen stummen Waffen entgegenzustellen; denn sie stehen dann im vollen Selbstbewußtsein ihrer überlegenen Kraft und oft erprobten Gewandtheit; sie fürchten nicht das Eisen, das nach ihrem Glauben der christliche Götze, sondern die Pulverexplosion, welche die tödtende Stimme des Weltgeistes ist. Ihr Herz sagt ihnen, das nur das Unsichtbare zu fürchten und zu fliehen sei.

Zum Beweise, daß diese Behauptung gegründet ist, will ich hier nur eine einzige Thatsache in Erwähnung bringen, welche einige Tage vor meiner Ankunft auf der Colonie vorgefallen war, und deren man Monate lang allgemein mit Furcht und Schrecken gedachte.

Drei deutsche Colonisten, von welchen der eine seine Frau, eine niedliche Rheinländerin, bei sich hatte, beschäftigten sich, mit Beilen, Hacken, Spaten und anderen zu ihrer Arbeit nöthigen Geräthschaften versehen, eines Nachmittags auf einem Flecke Landes, von welchem der Urwald bereits ausgerottet war, im Schweiß ihres Angesichts damit, die ersten nothwendigen Anpflanzungen zu machen, als plötzlich aus dem Dickicht ein einzelner Indier, völlig nackt, ohne Bogen und Pfeile, nur mit seiner starken Keule bewaffnet, dessen seltsam zugespitztes Ende ein scharfes Stück Eisen zierte, rasch hervortritt, und, gleich der automatischen Heldepuppe eines Marionettentheaters, stumm und lächelnd gerade auf sie los geht. Im ersten Schrecken flüchten diese Menschen zitternd der nahegelegenen Hütte zu; da sie aber bemerken, daß der Indier, obgleich ein baumstarker Kerl, doch nur allein und schlecht bewaffnet ist, so wagen sie sich mit ihren Säbeln und Aexten bald wieder aus dem sichern Zufluchtsorte hervor, bringen auf den furchtlosen Eingebornen ein, und fordern ihn zu wiederholten Malen auf, sich freiwillig zu ergeben. Dieser aber, welcher von Anfang an, ohne die Colonisten zu verfolgen, ruhig auf dem Felde zurückgeblieben war, und den wohl eher Neugierde als Mordlust aus dem Innern des Urwaldes hergetrieben haben mag, schickt sich sogleich zur Vertheidigung an, indem er die Keule, wie im Spiel, drohend über seinem Haupte schwenkt. Dies Manöver schreckt indeß seine Gegner

die sich auf ihre bei weitem überlegene Zahl blind verlassen, nicht von ihrem tollkühnen Vorsatz ab; sie suchen dem Indier allmählich immer näher zu kommen, um ihn wo möglich zu umzingeln. Kaum bemerkt der Sohn des Urwaldes, daß man ihm den Rückzug abschneiden will, da schleudert er plötzlich mit riesenhafter Kraft seine Keule auf den nächsten seiner Verfolger zu, den er auch so sicher und gewaltig trifft, daß dieser mit zerschmetterter Brust augenblicklich todt zu Boden sinkt. Da die andern beiden Colonisten den Indier nun völlig unbewaffnet sehen, so laufen sie rasch auf ihn zu, den Tod ihres Landmannes blutig zu rächen; doch jener ergreift schnell die Flucht und eilt dem Anscheine nach dem Dickicht zu, wendet sich aber plötzlich wieder um und weiß sich mit einem geschickten Sprunge zum zweiten Male seiner Keule zu bemächtigen, mit welcher er sodann auf dieselbe Art sogleich den zweiten seiner Gegner erlegt. Jetzt sucht der dritte der Colonisten sich durch eilige Flucht zu retten; der Indier aber holt ihn in wenigen Secunden ein, schlägt ihn mit der Faust zu Boden und tödtet ihn in langsamer Qual.

Während dieser Zeit hat die Frau, deren Gatte zuerst gefallen war, durch ihr Angstgeschrei Hülfe herbeigerufen, die aber erst in dem Augenblicke erscheint, als der wüthende Indier sie bereits bei den Haaren ergriffen hat, und so eben mit einem weit ausgeholten Stöße auf die Brust schrecklich ermorden will. Da die Hinzugerufenen indessen Gewehre bei sich führen, läßt er die Unglückselige, nachdem er ihr in der Eile verschiedene Wunden beigebracht hat, wieder los, stürzt dem nahen Gebüsch zu und verschwindet mit unbegreiflicher Schnelligkeit im Dickicht des Waldes.

Nur mit großer Mühe war es dem Arzte ge-

lungen, die verwundete, ohnmächtige Frau ins Leben zurückzurufen, und diese furchtbare Scene ist noch jetzt bei allen Colonisten eine Warnung, sich nie im Urwalde ohne Feuergewehr sehen zu lassen. Hätte nur ein einziger von den drei Menschen, welche hier so fürchterlich umkamen, statt des Säbels oder der Art eine, wenn auch ungeladene Flinte bei sich geführt, so würde sich der Indier gewiß nicht zur Wehr gestellt, und sich sehr wahrscheinlich nie wieder in dieser Gegend gezeigt haben, während man jetzt täglich befürchten muß, daß er vielleicht, durch diese ungestrafte Heldenthat aufgemuntert, dereinst mit einem ganzen Haufen seiner Landsleute zurückkehrt und die furchtbarsten Verwüstungen auf der Colonie anrichtet.

Jetzt haben sich die Indier freilich, durch Verfolgungen, denen sie beständig ausgesetzt waren, dazu veranlaßt, aus der Nähe der Colonie entfernt und tiefer in die Wälder zurückgezogen; doch geht es schon aus dem eben angeführten Beispiele hervor, daß es eine große Unvorsichtigkeit bleibt, wenn sich Colonisten, wie dies sehr häufig der Fall ist, Meilen weit in den Urwald hinein wagen, um hier ihr Land zu bestellen, ohne sich für den etwanigen Ueberfall vollkommen gesichert zu haben.

Um den Erfolg dieser gewissenlosen Indierbefeh- rung ins helle Licht zu stellen, füge ich hier noch ein Beispiel hinzu.

Unter den aufgefundenen Eingebornen, welche häufig in Porto-Alegre ankamen, befand sich einst auch ein Anführer derselben, welcher mit dem ganzen, der Nordlust der Weißen entgangenen Ueberreste seines Stammes, achtzehn Personen, Weiber und Kinder eingerechnet, von rüstigen Jägern eingebracht war. Bald entdeckte man, daß er einige Worte Portugiesisch verstand; man ahnete sogleich, daß er bereits früher

einmal bei den Weißen gefangen gewesen sein müsse, und stellte ihn darob zur Rede. Sein scheuer, starrer Blick suchte sogleich die Erde, er schien es zu bereuen, sich durch die wenigen, in einer ihm sonst fremden Sprache hervorgestoßenen Worte leichtsinnig verrathen zu haben. Um so mehr drang man jetzt aber in ihn, die Wahrheit zu bekennen; denn man wollte sich überzeugen, ob die sonst gegen die Wildheit der Indier so erprobten Mittel diesmal ihre Wirkung völlig verfehlt hätten. Nachdem man ihm alsdann die Versicherung gegeben, daß ihm durchaus kein Leides geschehen sollte, und daß er dreist die Wahrheit eingestehen dürfe, entschloß er sich endlich, zu bekennen, daß er allerdings schon früher, und zwar in Porto-Allegre selbst, in einem großen Hause eingesperrt gewesen, wo man ihm auch so viele Cigarros (Papierzigarren) und so viel Caraca (Rum) gegeben, als ihm nur immer beliebte, jedoch habe er die Freiheit weit höher geschätzt, als den fremden Genuß, und da er sehr gut die Absichten der Weißen, welche ihm eine so gute Behandlung nur aus List hätten zu Theil werden lassen, gekannt und durchschaut, — ja, daß er wohl gewußt, daß man nur deshalb so gütig gegen die Indier verfare, um sie nachher desto leichter unterjochen zu können, — da er sich auch sehr wohl der entsetzlichen Grausamkeiten erinnert, welche seine Landsleute bei seiner Gefangennehmung hätten erdulden müssen, so habe er sich entschlossen, für jeden Preis die verlorene Freiheit wieder zu erringen, um wo möglich das vergossene Blut seiner Brüder an ihren weißen Mördern tausendfach zu rächen. Dabei erklärte er noch, er werde auch dieses Mal, habe man ihn auch mit aller Zuvorkommenheit wie einen König behandelt, die erste Gelegenheit wahrnehmen, um wo möglich seine Wälder wieder zu erreichen, mußte er sich auch, seiner Würde entsagend,

einem andern Stamme anschließen, ja, solle er auch die Seinigen in diesem Leben nimmer wiedersehen. Ein Indier, der eine so kluge und feste Antwort gibt, bleibt stets für die Cultur von Brasilien ein gar gefährlicher Mensch, und man hielt es deßhalb für rathsam, den unbeugsamen Redner vor der Hand in Gewahrsam zu bringen; seine übrigen, minder hartnäckigen Gefährten erhielten jedoch sehr bald, nachdem sie das Trinken und Rauchen gehörig erlernt, ihre Freiheit wieder.

Obgleich sich alle die verschiedenen Stämme der Urbewohner Brasiliens in mancher Hinsicht ähneln, unterscheiden sie sich doch sowohl durch Sprache und Gebräuche, als auch noch mehr durch ihren Körperbau wesentlich von einander. So sind die Indier der südlichen Provinzen bei weitem kräftiger und wohlgebauter, als die der nördlichen, auch verunstalten sie ihre bronzefarbenen Figuren nicht durch wahnsinnige Frescomalereien, was dagegen bei den Botucuden und Puris nur zu häufig der Fall ist.

Die am meisten bekannten und noch am häufigsten vorkommenden Stämme der Urbewohner Brasiliens sind also die Aymores, jetzt Botocudos genannt, die Puris, Patachos, Coroados, Camacans, Coropos, Cayapos, Lamonos, Cumanachos, Machacalis, Chavantes, Camecrans, Kerentes, Guaycurus und Guarani.

Von diesen Letzteren, welche am Paraguay wohnen und sehr geschickte Reiter sind, befand sich ein ganzes, mit Piken und Säbeln bewaffnetes Cavallerie-Regiment bei unserer Armee, welches uns während des Feldzuges die trefflichsten Dienste leistete. Ihr Muth war freilich eben so wenig lobenswerth, wie ihre Disciplin, dagegen zeichneten sie sich, wenn es darauf ankam, den Feinden eine Viehherde wegzuz-

nehmen oder kleine feindliche Detachements zu überfallen, durch ihre Schnelligkeit und Gewandtheit aus; — zu welchen nicht sehr ehrenvollen Zwecken man sie denn auch nur allein gebrauchte. Sie erhielten denselben Sold, wie die brasilianischen Soldaten, und führten dabei beständig ihre ganze Familie mit sich, die oft aus sechs bis acht, jedoch sämmtlich berittenen, Personen bestand. Eine solche Menge von Menschen, die ohnehin alle einen außerordentlichen Appetit besaßen, konnte sich freilich nicht von der Ration eines gemeinen Soldaten im Felde, d. h. von zwei Pfund Fleisch täglich, ohne Gemüse, ohne Brod, ohne Salz, am Leben erhalten; diese Leute mußten indessen immer vermittelst ihres Lazo einen Ochsen oder ein Kalb einzufangen, welche Beute alsdann in wenigen Augenblicken getödtet, zerlegt und gebraten war. Sowohl wir Deutsche, als die Mehrzahl der brasilianischen Soldaten waren in dieser Hinsicht weit schlimmer daran, da wir, um ein Stück Vieh zu erlegen, uns der Gewehre bedienen mußten, welches im Lager bei der härtesten Strafe untersagt war.

Unter den Weibern und Mädchen dieser Guaranis sah man nicht selten recht hübsche Gesichter und einen ziemlich schlanken Wuchs, was sonst bei den übrigen Urbewohnern eine große Seltenheit ist. Die Männer waren sehr groß und stark, trugen ihre Haare, gleich den in den Steppen von Buenos-Ayres hausenden Gauchos, in drei starken, zusammengeflochtenen Zöpfen, welche tief in den Nacken hinunter hingen. Sie liebten, wie alle ihre Landsleute, die starken Getränke sehr, und hielten es selbst für keine Schande, um diesen Preis ihre Frauen und Töchter zu verkuppeln, die sich übrigens mit rühmlichem Gehorsam den Wünschen ihrer Väter und Männer sehr bereitwillig hingaben.

Dennoch waren diese Letzteren im höchsten Grade eifersüchtig, wenn sie vermutheten, daß die Frau, ohne besondere Erlaubniß, und ohne daß dem Manne hinlängliche Geschenke gemacht waren, irgend ein heimliches Liebesverständnis unterhielte. Ungeachtet der großen Wachsamkeit der Männer, hatten dabei doch die Frauen und Mädchen fast sämmtlich einen oder auch wohl ein paar weiße Amadores (Liebhaber), von denen der Mann nichts wußte; leider blieben nur, trotz der großen Gewandtheit und Vorsicht, mit welcher sich diese Weiber bei ihren Liebeleien zu benehmen wissen, dergleichen Sachen für einen Europäer immer höchst gefährlich, wie es die sehr häufigen Ermordungen in der Nähe der Baracken dieser Indier sattsam bewiesen. Sie sprachen sämmtlich Portugiesisch, auch war der größte Theil von ihnen bereits zur christlichen Religion übergegangen.

Sehr verschieden von den Guaranis sind die Uymores (Botocuden), welche hauptsächlich in der Provinz Minas geraes beim Rio doce (süßen Flusse), an dessen Ufern sie beständig hin- und herziehen, in großen Schaaren vorkommen. Diese stehen noch auf der allerniedrigsten Stufe der Cultur, und haben es bis jetzt vorgezogen, frei und ungebunden in ihren Urwäldern umherzustreifen, als sich den Portugiesen auf irgend eine Weise zu nähern. So viele Versuche man auch gemacht hat, sie auf gütige oder gewaltsame Weise zu unterjochen, sind diese doch alle an dem Starrsinne und dem Freiheitsgeföhle jener ungeschwächten Naturkinder gescheitert, so daß sich der Staatsminister Conde de Linhares genöthigt sah, den grausamen Befehl zu ertheilen, daß man jeden Botocuden, dessen man ansichtig würde, wie ein Bicho do Matto (Thier des Waldes) niederschießen solle. Allein mit derselben Grausamkeit, womit sie seit dieser

Zeit verfolgt wurden, verfolgten sie auch jetzt ihre Gegner. Sie wagten häufige Ueberfälle auf die nahegelegenen Anpflanzungen, übten schrecklich das Amt der Wiedervergeltung und ermordeten erbarmungslos jeden Weißen, der in ihre Hände fiel. Sie zeichnen sich vor allen übrigen, ihnen verwandten Stämmen durch ihre Körperkraft, ihre Schützengunst und ihren Muth, der selbst das Feueergewehr nicht mehr scheut, vortheilhaft aus. Ihr ohnehin furchtbare Ansehen wird noch durch die großen Holztafeln, welche sie in Ohren und Lippen befestigen, sowie durch die rothen, mit Uruku am ganzen Körper seltsam vertikal gemalten Streifen abenteuerlich vermehrt; außerdem gehören sie zu den wenigen in Brasilien lebenden Indierstämmen, welche die abscheuliche Gewohnheit des Menschenfressens noch immer nicht gänzlich abgelegt haben. Eben so gestattet es ihr im höchsten Grade falscher Charakter den Europäern nicht, feste Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, da sie die gemachten Contracte doch, sobald es ihnen irgend vortheilhaft scheint, sogleich ohne Furcht oder Gewissensskrupel brechen werden. Die Botocuden sind demnach die indisch-brasilianischen Naturjesuiten; sie behalten beim Rechnen stets eine Zahl in mente, und der Grund heiligt bei ihnen zehnfach das Mittel.

Man darf deshalb in keiner Hinsicht auf ihre, mit den feierlichsten Versicherungen gegebenen Versprechen bauen, und es ist gar nichts Seltenes, daß sie sich den Fazendas (Landgütern) mit den unzweideutigsten Friedenszeichen nähern, um die Einwohner aus den stillen Häusern hervorzulocken; — aber wehe dem Leichtgläubigen, der sich, von allen ihren allöopathischen Reizmitteln betäubt, in ihre Hände begibt! er muß ohne Gnade für seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen.

Dieselben Schwierigkeiten, welche sich den Portugiesen bei den ersten Verbindungen, die sie mit den Botocuden anknüpfen wollten, entgegen stellten, trafen diese in noch höherem Grade bei den Puris an, welche letztere hauptsächlich in den Waldungen am untern Paraibo hausen. Dieser Stamm lebte noch vor kurzer Zeit in ganz wildem Zustande, und erst jetzt zeigen sich allmählich einige Spuren der Civilisation, da doch wenigstens ein Theil von ihnen bereits feste Wohnplätze hat und das Feld zu bebauen anfängt. Freilich reicht der Ertrag ihrer Anpflanzungen bei weitem nicht hin, ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, und die mit Wild aller Art versehenen Wälder müssen noch immer das Meiste zu ihrem Unterhalte liefern; doch ist es schon eine erfreuliche Erscheinung, daß sie sich, wie man aus den bereits gemachten Anlagen ersieht, wenigstens entschlossen haben, ihren herumziehenden Lebenswandel aufzugeben und sich an einem bestimmten Punkte festzusetzen.

Die gütige Behandlung, der sich diese Indier in jenen Gegenden von Seiten der Weißen zu erfreuen hatten, mag wohl nicht wenig zu dieser glücklichen Veränderung beigetragen haben. Der Stamm der Puris ist aber in Brasilien sehr ausgebreitet, und nicht überall zeigt er dieselben friedlichen Gesinnungen. Man behauptet sogar, daß ein großer Theil von ihnen noch immer die Körper der getödteten Feinde verzehre, — was sie selbst zwar hartnäckig läugnen, wovon aber die häufig bei ihnen vorgefundenen menschlichen Gerippe doch wohl ein deutliches Zeugniß geben. Jedoch sagte man mir, es sei sehr selten vorgekommen, daß sie einen weißen Menschen getödtet und aufgegessen hätten, da sie ein bei weitem stärkeres Gelüste nach dem Fleische der Neger trügen; auch scheinen die vorgefundenen Knochen dies zu bestätigen. Die

Vorbereitungen zu einer solchen kanibalischen Feier sind sehr einfach. Sie sollen den geschlachteten Feinden nur die Arme und Beine ablösen, welche sie verzehren, den Rumpf aber gemeiniglich den Urubus überlassen. Den Kopf pflegen sie auf eine hohe Stange zu stecken, um welche sie alsdann mit einem widrigen Geheul, zum Zeichen ihres Triumphes, herumtanzen.

Die Puris sind in der Regel sehr klein, so daß ein Mann von fünf Fuß sechs Zoll schon eine große Seltenheit ist; dabei sind sie aber unterseht und haben einen außerordentlich starken Knochenbau. Ihre Farbe ist dunkelbraun, der ganze Körper gewöhnlich mit rothen oder blauen Streifen und Flecken bemalt. Die Männer sowohl als die Frauen gehen fast ohne Ausnahme völlig nackt; nur selten sieht man sie ein Tuch, welches sie entweder von den Portugiesen zum Geschenk erhalten, oder auch wohl irgend einem Neger geraubt haben, um die Hüften schlingen. Bart haben sie fast gar nicht, dagegen ein sehr langes, starkes, kohlschwarzes Kopfhaar, welches einige von ihnen nur im Genick abschneiden, andere dagegen fast ganz abscheren. Ihr Lieblings Schmuck besteht in einer Schnur von bunten Beeren, häufig mit Zähnen kleinerer Raubthiere vermischt, welche sie, wie die Portugiesen den Rosario (Rosenkranz), womit eine solche Schnur auch viel Aehnlichkeit hat, um den Hals tragen. Auch bei den Puris müssen die Weiber, sowie bei allen übrigen Indierstämmen, jede vorkommende Arbeit versehen; sie müssen auf den Märschen sowohl die Kinder, als auch die nöthigen Lebensmittel transportiren, welche letztere sie gewöhnlich in einem aus Baumbast geflochtenen Sack tragen.

Es ist höchst sonderbar, daß die Weiber nicht selten mit den Töchtern, die sie geschenkt erhalten

haben, sehr sorgfältig die Brüste verhüllen, während die anderen Theile des Körpers, die vorerst eines Schleiers bedürften, völlig unbedeckt bleiben; übrigens bemerkt man nur zu deutlich, daß ihnen jede Art von Bekleidung lästig ist, und daß sie selbst das Tuch nicht aus Schaamgefühl, sondern nur zum Puz tragen. Kleider und Hemden, welche man ihnen in den Städten angezogen hatte, pflegten sie, sobald sie in ihre Wälder zurückkamen, sogleich wieder mit ausgelassener Freude vom Leibe zu reißen.

Die Physiognomie der Puris hat in der Regel etwas sehr Widriges, und trägt stets das Gepräge der Hinterlist und Falschheit. Der Kopf ist für die übrige Gestalt des Körpers ungewöhnlich dick und rund; er scheint bei dem sehr kurzen und dicken Halse, wie eine unförmige Kugel, auf den Schultern zu ruhen. Das Gesicht ist groß und flach, mit hervortretenden Backenknochen, die tief liegenden, durchgehends schwarzen und kleinen Augen sind finster und versteckt, was durch die starken, schwarzen, hoch gewölbten Augenbraunen noch vermehrt wird; die Nase ist breit und kurz, der Mund sehr groß, mit stark aufgeworfenen Lippen und schönen, weißen Zähnen. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich noch durch seine Gliederfülle und die sehr kleinen Füße aus.

Ihre Hauptnahrung besteht, wie schon gesagt, aus Wild aller Art, als Unta, Paca und Aguti, jedoch hauptsächlich aus dem Fleische des Barbado (Brüllaffen), der in den Waldungen des untern Paraiibo oft in Schaaren von vielen Hunderten vorkommt. Sie pflegen diesen Affen in seinem Felle zu braten, doch läßt es ihr beständig starker Appetit nicht zu, ihn förmlich gar werden zu lassen, sondern sie zerreißen gewöhnlich das noch halb rohe Thier mit

ihren gesunden Zähnen, und werfen sich auch manchmal dabei die abgenagten Knochen an den Kopf.

Auf Eisenwaaren, besonders auf Messer, legen sie einen großen Werth, und geben dafür willig Alles, sogar ihre Bogen und Pfeile, hin; auch lieben sie sehr rothe Tücher, Glaswaaren und andern Flitterstaat; sie durchstreifen rastlos die Wälder, um hier das Wachs in den Bienennestern aufzusuchen, welches sie alsdann den Portugiesen in großen, schwarzen Kugeln für dergleichen Waaren zum Tausch anbieten.

Die Puris haben, sowie alle in Brasilien vorkommenden Indierstämme, gewisse religiöse Ideen, und glauben an mehre höhere Wesen, worunter sie das mächtigste, nämlich den Gott des Donners, Tupan nennen. Dieser Name für das höchste Wesen scheint übrigens sehr allgemein zu sein, da ich ihn bei andern, nicht zu den Puris gehörenden Stämmen ebenfalls oft genug angetroffen habe.

Die Coroados, welche gleichfalls in diesen Gegenden auf dem entgegengesetzten Ufer des Paraibo leben, und in früheren Zeiten völlig so wild und ungebändigt waren, als die Puris, haben in der neuern Zeit sehr große Fortschritte in der Civilisation gemacht und bereits mehre kleine Aldeas (Dörfer) angelegt, in welchen sie ganz friedlich beisammen wohnen und sich mit Anpflanzung von Mandioca, Mais, Bohnen, süßen Kartoffeln u. dgl. beschäftigen. Auch sie durchstreifen freilich noch oftmals die Urwälder, und machen sich alsdann eben kein großes Gewissen, die nahgelegenen Zuckerplantagen zu berauben; doch hört man wenigstens nichts mehr von Ermordungen, wie dies vor zehn bis funfzehn Jahren sehr häufig der Fall war. Sie sprechen jetzt sämmtlich portugiesisch und sind größtentheils zum Christenthum bekehrt; auch suchen sie schon die Sitten der heutigen Brasilianer,

mit denen sie bereits in eine förmliche Handelsverbindung getreten sind, so viel als möglich nachzuahmen. Sie bringen Unzenhäute, das Fell der Contra (der Fischotter), der Rehe, der wilden Schweine, Wachsfugeln und andere Sachen zum Tausch gegen Tücher, Eisenwaaren, Branntwein, Taback u. s. w., auch sind sie bereits mit Hemden und baumwollenen kurzen Hosen versehen. Von den Weibern tragen viele schon Schuhe und Strümpfe, ja sie fangen seit einiger Zeit schon an, sich mit kattunenen Zeugen zu bekleiden. Die Häuser ihrer kleinen Aldeas sind ziemlich gut und geräumig gebaut; die Wände darin bestehen aus einem Flechtwerk von hölzernen Stäben, welche sie mit einem fettigen, rothen Thon überwerfen; die Dächer sind mit Rohr gedeckt.

In den Ebenen am Paraiba, welcher Fluß in der Provinz Minas geraës entspringt, und in östlicher Richtung zwischen der Serra dos Orgaões und der Serra mantiqueira sein reißendes Gewässer hingießt, lebten früher die Goantacas, die sich durch ihre ungewöhnlich weiße Farbe, ihren persönlichen Muth und ausgezeichnete Körperkraft vor allen anderen Stämmen hervorgethan haben sollen. Jetzt findet man kaum noch einige Ueberbleibsel dieses ehemals so kräftigen Volkes, da es größtentheils verödet, der Rest aber von den Portugiesen unterjocht, und nun sowohl mit ihnen, als mit Negern dermaßen vermischt ist, daß man kaum noch die Spuren der in früheren Zeiten hier hausenden Urbewohner entdeckt. Die Gegenden, welche dieser erloschene Indierstamm bewohnte, sind jetzt auf das Herrlichste angebaut und bringen vorzüglich viel Zucker hervor, so daß dieser Strich Landes, welcher noch vor etwa hundert Jahren ganz öde da lag, jetzt wohl die schönste und am besten angebaute Landschaft Brasiliens sein mag. Es

sind hier natürlich viele Dörfer und Städte angelegt, worunter Campos, die Hauptstadt dieses Distrikts, mit etwa 5000 Einwohnern, besonders zu bemerken wäre. Diese Stadt ist ziemlich gut gebaut, hat einige Häuser mit zwei bis drei Stockwerken, meistens gepflasterte Straßen und treibt einen bedeutenden Verkehr mit Zucker, Kaffee und Baumwolle; ihre Lage dicht an dem schönen Ufer des Paraíba muß man höchst angenehm und romantisch nennen. Das Vieh, besonders Schweine, gedeiht jedoch in diesen Gegenden bei weitem nicht so gut, als dies in den südlichen Provinzen Brasiliens zum Theil der Fall ist.

Die Patachos, welche hauptsächlich die Gegenden am Mucuri bewohnen, sind ein noch in völliger Wildheit lebender Indierstamm. Vergebens waren bis jetzt alle Unternehmungen, sie einigermaßen zu civilisiren, woran sowohl die allzu große Vorliebe für ihren herumziehenden Lebenswandel, als auch ein glühender Haß gegen die Portugiesen, deren Mißhandlungen sie auch jetzt noch nicht selten auf die empörendste Weise ausgesetzt sind, besonders Schuld sein mögen. Häufig kommen in diesen Gegenden Ermordungen vor, und am liebsten stellen die Patachos den Negerflaven nach, welche auf den nahgelegenen Fazendas leben; doch weiß man kein Beispiel, daß sie das Fleisch ihrer getödteten Feinde verzehrt hätten. Sie sind größer und stärker als die Puris, und führen, als einzige Waffe, mehre leichte Pfeile, deren Spitzen nur von hartem Rohre gemacht und mit mehren, gleich Widerhaken geformten, von Einschnitten bewirkten, scharfen Auswüchsen versehen sind, und einen Bogen, der oftmals über acht Schuh hoch ist. Fast beständig liegen sie mit den übrigen Indiern, hauptsächlich mit den Botocuden, im Kriege, tödten

aber nicht, wie diese, die Gefangenen, sondern machen sie gewöhnlich zu Sklaven.

Das Aeußere der Patachos hat lange nicht das Rohe und Wilde, welches viele von den übrigen Stämmen der Urbewohner so unangenehm auszeichnet, sondern vielmehr etwas Ernstes, Männliches und Verschllossenes. Sie pflegen sich Ohren wie Unterlippe zu durchbohren, um darin kleine, bunt gemalte Rohrstöckchen zu befestigen. Als Halszierde tragen sie, wie die Puris, eine Schnur von aufgereihten Beeren, oder auch wohl einen Rosario, womit sie häufig von den Brasilianern beschenkt werden, indem diese Letzteren in ihrem Befehrungswahne den frommen Glauben hegen, daß Kreuze, Rosenkränze und andere religiöse Spielereien jene Wilden leichter bewegen werden, zum römisch-katholischen Glauben überzugehen. Die Patachos nehmen natürlich diese Geschenke mit großer Freude an, da sie ihnen trefflich zum Putz dienen können, lachen aber über die symbolische Bedeutung, welche die Weißen diesen Luxusgegenständen zuschreiben. Am Halse tragen sie neben einer solchen Schnur gewöhnlich an einem aus Bast verfertigten starken Faden noch ein Messer, welches sie wie ein Heiligthum aufbewahren und verehren, und fortwährend außerordentlich scharf und spitz erhalten. Häufig besteht dieses Messer nur aus einem alten Stück Eisen, das sie zwischen zwei Hölzer klemmen, die sie sodann fest zusammen binden.

Der Patachos gibt es in Brasilien sehr viele, und an manchen Orten sind sie bei weitem nicht mehr so roh und wild, als in den Gegenden am Mucuri; ja, man behauptet sogar, daß sie sich am Alcobago schon ganz friedlich bewähren, und selbst in die nahe an diesem Flusse gelegenen Städte und Dörfer kommen, um dort ihre Waaren zu vertauschen. Am

Mucuri zeigen sie sich indessen in ihrem wahren Canibalismus, so daß die dortigen Pflanzler häufig gezwungen sind, den Schutz der Regierung gegen sie in Anspruch zu nehmen.

Die Anführer der verschiedenen Stämme zeichnen sich gewöhnlich durch einen, von allerlei Federn gemachten Kopfsputz aus, und werden von den Portugiesen *Capitão* genannt. Sie sind die Schiedsrichter bei allen Streitigkeiten, welche etwa in den unter ihrem Befehle stehenden Horden vorkommen, erklären Krieg oder Frieden, bestimmen die Märsche, Pläne, Jagd- und Raubzüge, müssen aber für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen, sowie ihre Weiber verpflichtet sind, die vorkommenden Arbeiten eigenhändig zu verrichten; denn kein Indier würde sich dazu verstehen, für seinen Häuptling oder König irgend einen Dienst der Art zu thun.

Je weiter man nach dem Süden Amerika's vordringt, desto mehr zeichnet der große und starke Körperbau die dort lebenden Stämme der Urbewohner aus; schon in der ehemals brasilianischen Provinz Cisplatina übersteigen sie die gewöhnliche Größe der Europäer, und in Patagonien soll man sie noch in jetzigen Tagen häufig von wirklich riesenmäßiger Statur vorfinden. So waren sogar die Indier, welche die ungeheuren Ebenen von Buenos-Ayres bewohnen, und von welchen sich ein großer Theil den vereinten Armeen von Cisplatina und Buenos-Ayres angeschlossen hatte, bei weitem kräftiger und größer, als man sie irgendwo in Brasilien trifft. Sie führten größtentheils Pike und Säbel, zuweilen gar Karabiner, wie auch wohl einen Lazo oder Bollaß mit sich. Den Lazo, welchen sie mit einer ausgezeichneten Geschicklichkeit zu werfen verstehen, gebrauchen sie ursprünglich, um das Vieh, als Pferde und Ochsen,

gleichviel, ob eigene oder fremde, damit einzufangen, bedienen sich seiner aber auch im Kriege, indem sie mit erstaunlicher Gewandtheit ihrem Feinde die daran befindliche Schlinge um den Hals werfen, alsdann rasch ihr Roß auf die entgegengesetzte Seite lenken, ihren Gegner von seinem Pferde herunterzureißen, darauf in voller Carriere davon jagen und den Unglücklichen auf diese Art hinter sich herschleifen, bis ihn bald der Tod mit den fürchterlichsten Qualen ereilt. Deßhalb gab man in Rio de Janeiro unseren deutschen Lanciers große, krumme Messer, womit sie im Falle einer solchen Gefangennehmung den Lago durchschneiden sollten; es erwies sich indessen sehr bald, wie unnütz diese Vorkehrung war, da man jene, aus einer rohen Ochsenhaut festgedrehten Stricke nicht einmal mit dem schönsten Rasirmesser in einem Zuge zu durchschneiden vermochte, und daher ein nordeuropäischer Reiter, mit jenem schlechten Instrumente bewaffnet, wie das Gouvernement wirklich diese Waffen lieferte, längst erstickt sein mußte, bevor er sich aus der gefährlichen Schlinge hätte befreien können. Die Bollaß dagegen bestehen aus drei Kugeln, worunter eine kleinere und zwei größere, welche an drei verschiedenen Stricken befestigt sind, und deren Ende gemeinschaftlich ein starker Knoten umschlingt. Die Indier bedienen sich dieses klug erdachten Werkzeuges, um es den fliehenden Feinden nachzuwerfen und Mann wie Pferd rettungslos zum Sturz zu bringen. Sie werfen nämlich diese Ballas so, daß zwei jener Kugeln mit den daran befestigten Stricken die Hinterbeine, die dritte das eine Vorderbein des Pferdes umschlingen, wodurch das Thier in seinem Laufe so gehindert wird, daß es nothwendig zusammenbrechen muß. Bevor es sich aber aus diesen Schlingen befreien kann, oder bevor es dem gewöhnlich halb unter dem Pferde liegenden Reiter

möglich wird, sich aufzuraffen, sind die mit Säbeln oder Lanzen bewaffneten Indier schon da, den Wehrlosen niederzustoßen. Auch von den Weiden fangen sie häufig die zu flüchtigen Pferde, die sie mit dem Lazo nicht erreichen können, mit diesen Bollaß ein, wobei manches dieser armen Thiere nicht selten im plötzlichen Sturze mehrere Rippen zerbricht oder sonst Schaden nimmt.

So lange diese Indier im Felde standen, waren sie der republikanischen Armee von Buenos-Ayres von außerordentlichem Nutzen, indem sie das Heer beständig mit Vieh versorgten, welches sie mit großer List und Gewandtheit in der brasilianischen Provinz St. Pedro do Sul zu rauben wußten. Jetzt aber sind sie, besonders der ehemaligen Provinz Cisplatina im höchsten Grade gefährlich, da sie gänzlich unbeschäftigt in den weiten Ebenen dieses noch in größter Unordnung bestehenden kleinen Freistaates herumstreifen und sich vom Stehlen und Rauben nähren, wobei sie außerdem gegen Diejenigen, welche das Unglück haben, in ihre Hände zu fallen, allgemein mit der fürchterlichsten Grausamkeit verfahren.

Um so schwerer ist es leider, diesem gräßlichen Unwesen Einhalt zu thun, da die kleine Republik in sich selbst zu sehr durch die innern Fehden und Kriege zerrüttet wird, welche die verschiedenen dort herrschenden Parteien ohne Unterlaß gegen einander führen, und da die Indier im Felde den Gebrauch des Feuergewehrs sehr gut erlernt haben und jetzt auf ihren Zügen mit Karabinern und Pistolen wohl bewaffnet, sowie sämmtlich sehr gut beritten sind, weshalb schon sehr starke Militair-Detachements nöthig sein würden, um mit Glück diese Horden zu bekämpfen. So müssen nun jetzt die Nachkommen jener Spanier, welche vor mehr denn einem Jahrhundert, von Habsucht und Gold-

gier getrieben, die Urbewohner dieser Wälder auf die gräßlichste Art mißhandelten, die Schuld ihrer Väter sühnen; denn obgleich diese Indier, sowohl was Sprache als Sitten betrifft, von ihrer ehemaligen Nationalität fast keine Spur mehr beibehalten haben, so lebt doch durch die vom Vater auf den Sohn forterbenden Traditionen tief in ihrer Brust die Erinnerung an jene einst von den Spaniern gegen sie verübten Grausamkeiten und an das erlittene Unrecht rastlos fort, und es muß ihnen unter dem Drange solcher Gefühle eine Lust sein, einen Weißen ermorden zu können, sobald es nur ohne eigene Gefahr irgend möglich ist. Auch wissen die in ganz Brasilien ausgebreiteten Indianerstämme ohne Ausnahme recht wohl, daß sie die vormaligen rechtmäßigen Besitzer dieses herrlichen Landes waren, und da sie nun durch die schmerzlichste Erfahrung einsehen lernten, es sei ihnen unmöglich, ihr früheres Eigenthum, ihren früheren Ruhm je wieder zurückzuerhalten, so hat dies Gefühl einen Haß gegen die Portugiesen bei ihnen erzeugt, der, wenn er auch nicht bei jeder Gelegenheit thatkräftig hervortritt, sich doch im Verborgenen oft und deutlich genug zeigt. Demnach sind auch alle von Seiten der brasilianischen Regierung mit den Wilden gemachten Verträge nicht für vollgültig anzunehmen, denn die Indier, besonders die Botocudos und Puris, schlossen stets solche Traktate, wobei sie mit Rum und Taback gehörig traktirt zu werden hofften, mehr aus Zwang und Lusternheit, als aus wahrer Herzensmeinung mit den verhaßten Weißen ab, und man hat bei größeren Reisen in Brasilien, besonders in den dichten Waldungen, weit mehr von den Wilden als von den Tigern und Schlangen zu fürchten.

Die Indier, welche die großen Ebenen (Pampas) von Buenos-Ayres und Cisplatina bewohnen, ernäh-

ren sich nur von Ochsenfleisch, wozu sie weder des Salzes noch irgend eines Gemüses bedürfen; so leben auch die Patagonier, der kräftigste, größte, muthvollste und schönste Menschenschlag von Süd-America, fast nur von Pferde- oder Straußfleisch. Ohne den Vorwurf eines Episodenmachers auf mich zu laden, halte ich es der Mühe werth, bei dieser Gelegenheit in kurzen Worten etwas mehr über dieses hochherzige, tapfere Volk zu sagen.

Die Patagonier haben, obgleich beständig in Krieg, besonders gegen Buenos-Ayres verwickelt, bis jetzt durch wahren Muth wie durch Verzichtleistung auf alle fremden Genüsse, ihr Vaterland frei und sich selbst unabhängig zu erhalten gewußt. Die unzähligen Versuche, sie zu unterjochen, sind alle an ihrer Tapferkeit, ihrer Lebensverachtung, ihrer Ausdauer gescheitert. Schon oft schwebte die Hauptstadt Buenos-Ayres in der drohendsten Gefahr, von diesen rohen aber tapfern Kriegern eingenommen zu werden, — schon oft waren die Ebenen rings um diese Stadt mit den vielgefürchteten Patagoniern überschwemmt; nur ein, wenn auch verdorbener, doch republikanischer Bürgersinn vermochte sie noch in Schranken zu halten.

Sie sind von riesenhaftem Körperbau, eiserner Gliederfülle, ungewöhnlicher Stärke und dabei ausgezeichnet gute Reiter; sie bedürfen keines Sattels, und bedienen sich statt des Zügels einer Guasca, d. h. eines aus Ochsen- oder Pferdehaut gedrehten Seiles, womit sie, natürlich mit Beihülfe der Schenkel, ihre außerordentlich guten und dauerhaften Pferde unglaublich leicht und sicher lenken. Ihre Hauptwaffe ist eine lange Lanze, welche sie mit vieler Geschicklichkeit zu führen wissen; denn nur selten erlaubt es ihr kühner Sinn, sich des Bogens und der Pfeile zu bedienen, — ist dazu doch immer ihr Angriff zu rasch und ungestüm.

Alle Versuche, welche Buenos-Ayres bereits gemacht hat, mit diesen kriegerischen Giganten-Wilden einen dauerhaften Frieden abzuschließen, wurden von dem Starrsinn und dem unverföhnlichen Hasse, welchen die Patagonier gegen Alles nähren, was nur Spanisch heißt, vereitelt, und kaum weiß man ein Beispiel, daß in den häufigen Gefechten einer von ihnen zum Gefangenen gemacht wäre, da sie sich, sobald die Flucht unmöglich wird, lieber selbst den Tod geben, als daß sie sich den Händen ihrer Feinde ausliefern sollten. Wahrlich, bei keinem von allen den im Kaiserreiche Brasilien vorkommenden Indierstämmen habe ich je eine ähnliche Festigkeit, einen solchen Muth, eine so große Ausdauer, eine so edle Selbstaufopferung bemerkt; im Gegentheil ist die Mehrzahl von diesen verweichlichten Urbewohnern durchgängig feige und falsch — welche Behauptung schon Coster aufstellte, und in die wohl jeder neuere Schriftsteller aus vollem Herzen einstimmen wird.

Zum Schluß dieses Capitels erwähne ich noch der seltsamen Schlägereien, welche sehr häufig unter den herumziehenden Horden der Urbewohner Brasiliens, hauptsächlich unter den Botocudos, mit erstauenswerthem Eifer vorkommen. In frühern, zwar modernen, doch halb mythologischen Zeiten wurden die Feindseligkeiten, welche unter den Oberhäuptern der verschiedenen kleinern Familien und Parteiungen stattfanden, gewöhnlich sogleich mit Bogen und Pfeil abgemacht, wobei jedoch gewöhnlich eine große Menschenmenge das Leben verlor, ja, bisweilen ganze Stämme beinahe zum letzten Mann ausgerottet wurden. Jetzt bedienen sich die Indier zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten weit häufiger großer Stangen von Eisenholz, womit sie in blinder Wuth auf einander loschlugen. Es ist dies ein närrischer Zweikampf,

ein Duell ohne Stahl und tödtliche Wirkung. Sie pflegen nämlich, sobald sie von einer andern Truppe beleidigt werden, ganze Bündel von solchen Stangen mit sich zu führen, und wenn sie auf ihren Streifereien der feindlichen Partei begegnen, diese sogleich mit Geschrei zum Kampfe herauszufordern. Die Vorrichtungen zum Treffen werden gemacht, die Anführer ordnen ihre Leute, muntern sie zur Tapferkeit auf und geben nach einigen heidnischen Ceremonien das Zeichen zum Angriff, worauf die Kühnsten und Stärksten hervortreten, Mann gegen Mann den Kampf des Rechts und der Kraft zu beginnen. Dieser National- und Ehrenstreit dauert so lange fort, bis beide Theile sich dermaßen durchgeholt haben, daß sich von der einen und der andern Seite kein Liebhaber mehr findet, worauf die Differenz geschlichtet ist und die Gegner nach verschiedenen Seiten ruhig abziehen. Nur die ungewöhnlich harten Schädel der Indier können die Schläge ertragen, die bei solchen Gelegenheiten auf ihre Köpfe herabregnen; ein Europäer möchte bei einem solchen originellen Zweikampfe mit einem Botocuden schlecht bestehen, da er gewiß die furchtbaren Hiebe nicht lange aushalten, dabei aber auch weniger gelenkig und geschickt in Führung der übertrieben großen, schweren Stangen sein würde; — weit leichter ließe sich da mit einer Pariser Klinge oder einem deutschen Schläger der Blutüberfluß abschöpfen.

Die Weiber ermangeln bei solchen Gelegenheiten nicht, dem Beispiele der Männer zu folgen. Sie fallen sich unter gräßlichem Geheul mit Nägeln und Zähnen an, zerkraken und zerbeißen sich gegenseitig, reißen sich bei den Haaren längs der Erde hin, zerren und schlagen sich, eben so unverdrossen wie unanständig, im Staube umher. Die Männer aber berühren sich nie mit den Händen, sondern fechten ihre Sache

nach chevaleresken Legitimitätsgrundsätzen mit obgedachten Stangen aus. Die Elemente liegen seit Jahrhunderten im Kampf mit einander, — soll das Eisen siegen oder das Holz, das Mineralreich oder die Vegetation?

Neuntes Capitel.

Bedrängnisse. — Reise von Porto-Alegre über St. Francisco de Paula nach Serrito. — Aufenthalt an diesem Orte. — Der Padre Vicario als Fröster. — Ein brasilianisches Begräbniß. — Naturgeschichtliches. — Neue Campagne.

Der Befehl zu unserer Einschiffung war gegeben; wir sollten das schöne Porto-Alegre, wo wir gern noch einige Zeit verweilt hätten, wieder verlassen, um abermals dem bereits auf mehreren Punkten anrückenden Feinde zu begegnen. Der commandirende General, Marquez de Barbacena, war von der Armee abgerufen, und in Rio de Janeiro eben sowohl wie der republikanische General Alvear vor ein Kriegsgericht gestellt worden, das ihn jedoch freisprach, und der Marschall Braun, ein Mann, der zwar persönliche Tapferkeit, doch keineswegs die Liebe der Armee besaß, war an seine Stelle getreten. Die deutschen Soldaten, welche sich viel von ihrem neuen Oberbefehlshaber versprochen, den sie noch außerdem Landsmann nennen durften, und überhaupt mehr Muth und Unternehmungsgeist hatten, waren sehr mit dieser Veränderung zufrieden; die Brasilianer aber, welche das heftige Temperament des Marschalls kannten und fürchteten, glaubten, daß sie jetzt in den sichern Tod geführt werden würden. Erstere machten indessen nur einen sehr kleinen Theil der Armee aus, und auf diese Weise war die Stimmung im Heere also im Ganzen

außerordentlich schlecht. Daß viele erlittene Ungemach, der Hunger, die Entbehrungen und Strapazen der letzten Campagne, das despotische Benehmen der höhern Officiere, der stets unglückliche Erfolg so vieler Kraftanstrengung und Aufopferung, — dies Alles war bei der Mehrzahl der unregelmäßigen Soldaten noch in viel zu frischem Andenken, und es kostete schon in Porto-Allegre, wo unser Zustand allgemein sehr erträglich war, viele Mühe, die brasilianischen Soldaten von häufigen Desertionen abzuhalten. Nur die furchtbare Strenge, mit welcher der Marschall stets verfuhr, konnte noch das Ganze zusammenhalten. Achthundert Hiebe wurden erbarmungslos demjenigen zudictirt, der sich länger als 24 Stunden von seinem Quartier entfernt hatte, — eine Strafe, welche nur sehr Wenige überlebten. Bei diesen großen Anforderungen war der Sold schon mehrere Monate rückständig; seit langer Zeit hatte man keine Uniformen mehr geliefert, und dennoch sollten die Soldaten immerfort so sauber und gut equipirt einhergehen wie auf dem Paradeplatze zu Rio de Janeiro. Die Truppen murrten schon laut, bevor der Feldzug begann — welche Aussicht war dies für die Zukunft!

Obgleich von der Kaiserstadt aus der Armee einige Detachements als Verstärkung nachgesandt wurden, so blieben wir dennoch schwächer als dies im vorigen Jahre der Fall gewesen war; denn Krankheiten und Desertionen hatten einen großen Theil unserer Mannschaft hinweggerafft. Dagegen hatte sich der Feind in seinem Winterquartiere sowohl durch unsere Ueberläufer, als auch durch eine Menge von Negern, welche auf diese Art das lästige Joch der Sklaverei abschüttelten, gehörig verstärkt, und war außerdem hinlänglich mit Vieh versehen, um nicht drückenden Mangel befürchten zu müssen. Viele tausend Stück Rindvieh, welches

während der Campagne des vorigen Jahres aus der Provinz St. Pedro do Sul weggetrieben waren, weideten jetzt auf den fetten Triften der Eisplatina, den Republikanern zu Trost und freudiger Erbauung; die Truppen von Buenos-Ayres waren an keine andere Nahrung als an Fleisch gewöhnt, während die Brasilianer, noch mehr aber die Deutschen, bei weitem größere Ansprüche zu ihrem Lebensunterhalte machten; — alles dies waren Schwierigkeiten, die keineswegs einen glücklichen Ausgang des unter so unglücklichen Auspicien begonnenen Feldzuges erwarten ließen.

Unter so schlechten Aussichten schifften wir uns also zu Ende des Monats September 1827 in Porto-Alegre mit den sämmtlichen dort befindlichen Truppen ein, um vorerst nach St. Francisco de Paula zu gehen und dann unsern Weg gegen Serrito fortzusetzen, wo sich die gesammte Armee unter dem Befehle des Marschalls Braun vereinigen sollte. Man hat auf dieser Reise den Lagoa das Patos (Entensee) zu passiren, welcher bisweilen eine höchst gefährliche Ueberfahrt darbietet. Mitten durch diesen See zieht sich nämlich eine Felsenwand, die Muratha das Formigas (Ameisenmauer) genannt, welche nur an einer einzigen Stelle eine Durchfahrt erlaubt, die aber so schmal ist, daß die Schiffe nur mit der größten Vorsicht hindurchgeführt werden können, und man dennoch bei aller Aufmerksamkeit Gefahr läuft, an den sich plötzlich und schroff aus dem Meere erhebenden Felsblöcken zu scheitern. Der ganze Paß ist so enge, daß man glauben möchte, man würde von beiden Seiten des Schiffes an das Ufer springen können, wenn sich die ungeheuren Steinmassen nicht allzu steil bis hoch über das Fahrzeug erhöhen. Sobald man indessen hier glücklich hindurch ist, hat man auf dem ganzen See von Felsen nichts mehr zu befürchten; nur ziehen sich dicht bei

der Einfahrt von St. Francisco de Paula sehr große Sandbänke bis Rio grande hinunter, die den Schiffen fast eben so gefährlich sind. Unsere Reise war indessen sehr glücklich, denn wir hatten heftigen aber günstigen Wind, und langten ohne den geringsten Unfall an dem Orte unserer nächsten Bestimmung an. Ich habe St. Francisco de Paula, wie auch dessen angenehme Lage und Umgegend bereits früher in diesen Blättern beschrieben und bringe hier nur noch in Erwähnung, daß uns die Einwohner dieses Dertchens auch diesesmal mit derselben Freundlichkeit und Zuvorkommenheit begegneten, als sie es früherhin gethan. Unser Aufenthalt hier war jedoch nicht von langer Dauer, denn schon nach drei Tagen mußten wir, nachdem die Schiffe noch einigen Proviant eingenommen hatten, uns zur Weiterreise anschicken und abermals die schwachen Fahrzeuge besteigen, um nun durch einen andern großen Landsee, den Lagoa de Merim, nach Serrito zu steuern. An dem einen Ufer des Kanals, welcher diese beiden Landseen verbindet, hatten sich häufig Gauchoß (mit diesem Schimpfnamen belegen die Portugiesen im Allgemeinen die Republikaner) gezeigt und auch wohl die Matrosen auf den vorbeisegelnden Schiffen hinterlistig erschossen; es schien deßhalb Vorsicht nöthig zu sein; da wir aber zu viel Infanterie und manchen guten Schützen am Bord hatten, so wagten sie sich nicht ans Ufer heran. Auch ihre kleinen Kanonen-Böte, welche auf dem Lagoa de Merim in ziemlicher Menge herumschwärmten, ließen uns unangeseindet und hielten es für klüger, sich bei der Annäherung unserer größeren Schiffe in die schilfbewachsenen Buchten am Ufer des Sees zu verstecken. Der Wind war uns anfangs ungünstig gewesen, indem er gerade uns entgegen blies, weshalb wir uns genöthigt sahen, am Ausgange des Canals so lange vor Anker zu liegen,

bis sich das Wetter uns zum Vortheil verändern würde. Wir benutzten jene Freistunden, um in dieser durch die vorjährige Campagne ganz öde gewordenen Gegend auf die Jagd zu gehen; das Glück war uns hold, denn wir erlegten schon am ersten Tage einen ungewöhnlich großen Strauß, wovon wir freilich nichts genießen konnten, aber auch eine Menge wilder Tauben, einige Latus, Enten und andere Wasservögel, welche uns sehr zu Gute kamen, da wir uns für die unbedeutende Reise sämmtlich sehr schlecht verproviantirt hatten.

Doch als wir eben von der Jagd zurückgekehrt und mit dem größten Eifer gerade begriffen waren, ein großes schönes Latus zu braten, änderte sich plötzlich der Wind, das Signal zum Einschiffen erscholl, und wir mußten uns mit unserm halb gebratenen Stücke Wild schnell an Bord des Schiffes begeben, das augenblicklich die Anker lichtete und pfeilschnell davonflog. Durch das Plötzliche unserer Abfahrt von St. Francisco de Paula, war bereits ein Officier zurückgeblieben, hier wäre es Mehreren vielleicht nicht besser ergangen, wenn sich der Wind nur einige Minuten früher änderte. Das Wetter war jetzt so günstig, daß wir die am Eingange des Sees verlorne Zeit bald nachholten, und am fünften Tage nach unserer Abfahrt von St. Francisco de Paula an dem Orte unserer einstweiligen Bestimmung landeten.

Auch dieser See ist sehr gefährlich zu befahren, denn er wird, besonders am Ausflusse des Jaguerao, mit Sandbänken und Felsen beinahe vermauert. Zwei von unsern Schiffen rannten verschiedene Male auf den Sand, da es indessen, wenngleich ein ziemlich scharfer Wind ging, nicht stürmte und die kleinen brasilianischen Fahrzeuge durchgängig von außerordentlich hartem und dauerhaftem Holze gemacht sind, so kamen

beide noch ziemlich unversehrt davon. Die Felsen sind es indessen nicht allein, was hier den Seemann Gefahr bringt; es brechen bisweilen ganz plötzliche und außerordentliche starke Stoßwinde aus, welche den Schiffer mit Untergang bedrohen, wenn er nicht sogleich alle Segel einzieht. Die Leute, die häufig auf diesen Gewässern fahren, erkennen die Annäherung solcher plötzlichen Stürme sehr gut an einer kleinen weißen Wolke, welche mit zitterndem Glanze, wie ein Stern, am heitern Himmel auftaucht; sie nehmen alsdann alle Segel weg, aber kaum ist auch dies geschehen, so kommt schon der Wind mit schrecklichem Brausen dahergejagt. Trotz aller Vorsicht, welche die Schiffer dagegen anwenden, fallen dennoch häufig Unglücksfälle vor. So war kurze Zeit vor unserer Ankunft in Serrito ein großes brasilianisches Kanonen-Boot mit der ganzen Mannschaft, dreißig Personen, umgeschlagen. Es hatte widrigen Windes wegen nicht in die Mündung des Jaguerao einlaufen können, und deshalb in dem Lagoa vor Anker gehen müssen. Durch die ungewöhnlich finstere Nacht, vielleicht auch durch die Nachlässigkeit der Wachhabenden wird das weiße unglückbringende Gewölk nicht zur rechten Zeit bemerkt; der Sturmwind fängt plötzlich an zu rasen, und ehe man ein zweites Anker werfen kann, ist das Taur des ersten gerissen, und das Schiff muß, der Gewalt des Windes und der Wellen preisgegeben, rettungslos umschlagen. — Nach drei Tagen wird endlich das Fahrzeug gefunden, mit dem Kiel hoch aus dem Wasser hervorragend. In der Hoffnung, noch das Leben einiger Menschen retten zu können, machen sich die Fischer, denen dies Braß entgegentrieb, sogleich daran, schlagen den Boden ein und sehen zu ihrem Entsetzen mehr denn dreißig Personen, dem Anscheine nach alle todt, in dem engen

Räume zusammengekrümmt daliegen. Sie versuchen es nach besten Kräften, die Unglücklichen wieder ins Leben zu bringen; sie führen sie eiligst ans Land, aber nur drei erwachten wieder zu einem kräftigen Dasein, die Uebrigen waren entweder schon früher erstickt oder starben in dem Spital der Stadt. Fürchterlich muß der Zustand dieser Menschen am ersten Tage jenes Unfalls gewesen sein, wo sie noch Luft genug in dem engen Räume hatten, um durch deren Ermangelung die Besinnung nicht zu verlieren; die beiden folgenden Tage haben sie, nach der Versicherung der Uebriggebliebenen, nichts mehr empfunden, da sie bereits, ihrer Sinne verlustig, in einer betäubenden Ohnmacht lagen.

Wir hatten also unsere Fahrt glücklich beendet; Serrito breitete sich an dem herrlichen Ufer des Taguara vor unsern Augen aus, und der Stadt gerade gegenüber lag die schöne Provinz Cisplatina, um deren Besitz wir abermals den Kampf beginnen sollten. Der Marschall Braun war bereits zu Lande angelangt und ertheilte sogleich Befehl zu unserer Ausseifung, was denn auch, des furchtbar herabströmenden Regens ungeachtet, augenblicklich geschah. Mehrere Canots, die in der Schnelle herbeigeschafft waren, legten bei unsern Schiffen an, und die Soldaten sprangen mit Gewehr und Tornister vom Bord aus in die wankenden Rähne, ohne zu bedenken, daß diese Canots, die ohnehin sehr unsichere, nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme ohne Bord oder Kiel gemachte Fahrzeuge sind, durch die Bewegung, welche sie von dem schnellen und hohen Hinabspringen so schwer bewaffneter Leute erhielten, leicht umwerfen könnten. Bevor durch die Zwischenkunft mehrerer Officiere, die schnell hinzuliefen, die Einstiegenden zu warnen, ein Unheil abgewendet werden konnte, schlug das eine Canot schon um; die sämtlichen Soldaten darin fielen ins Wasser, und

wer nicht ein guter Schwimmer war, wurde augenblicklich von der starken Strömung des Flusses fortgerissen. Glücklicherweise hatten sich einige Neger, von dem übertrieben raschen Einsteigen der Soldaten eingeschüchtert, mit ihren Canots im Hintergrunde zurückgehalten, und eilten jetzt mit der größten Schnelligkeit herbei, die fast zu Tode Erschrockenen wieder aufzufischen, welche also diesmal mit dem einfachen Bade davon kamen; jedoch waren sechs Gewehre dabei verloren gegangen.

Nachdem dies kleine Abenteuer, das uns später vielen Stoff zum Lachen gab, glücklich bestanden war, betraten wir, bis auf die Haut durchnäßt, das Land, und flüchteten uns, sobald wir entlassen waren, in das erste nahegelegene Wirthshaus, um wenigstens dem noch immer in furchtbaren Güssen herabströmenden Regen zu entgehen. Die Soldaten wurden in eine ziemlich geräumige und saubere Caserne einquartiert, für die Officiere hatte man aber bis dahin noch keine Sorge getragen; jeder mußte selbst sehen, wo er ein Unterkommen fand. Was die Einquartierung anbelangt, so ist es für die Stadt-Commandanten in Brasilien, denen es obliegt, die Truppen zu placiren, eine schwierige Aufgabe, hier ihre Schuldigkeit zu allgemeiner Zufriedenheit zu erfüllen; denn kein brasilianischer Bürger ist gezwungen, länger als drei Tage einen Militair zu beherbergen, sowie auch keineswegs verpflichtet, den Einquartierten mit Lebensmitteln zu versorgen, sondern dies hängt lediglich von seinem guten Willen ab. Nur Salz und Holz muß der Wirth anschaffen, der Soldat übrigens sich sein Essen von den gelieferten Rationen selbst bereiten. Zum Ruhme der Bewohner der Provinz St. Pedro do Sul muß ich jedoch gestehen, daß sie von diesen Rechten nur selten Gebrauch machten, und in der Regel freiwillig Alles her-

gaben, was Küche und Keller nur aufzuweisen hatten.

Diese Leute versprachen sich nämlich viel von der Tapferkeit der deutschen Truppen und hielten es folglich für ihre Schuldigkeit, dieselben nach bestem Vermögen zu hegen und pflegen. Hier in dem kleinen Orte Serrito aber, wo bereits eine große Anzahl Militair versammelt war, blieb es eine Unmöglichkeit, Alle gleich gut unterzubringen, weshalb der größte Theil der Officiere mit einigen schlechten Zellen fürlieb nehmen mußte, welche dicht am Ufer des Jaguerao, in geringer Entfernung von den Casernen, eiligst aufgeschlagen wurden. Ich hatte zufällig nebst dem Adjutanten meines Bataillons und einem andern Officiere das Glück, daß uns für die Dauer unseres Aufenthaltes in diesem Städtchen unentgeltlich ein niedliches Häuschen angeboten und überliefert wurde.

Obgleich wir durch fleißiges Exercieren uns zur bevorstehenden Campagne vorbereiten mußten, so blieb uns doch immer Zeit genug übrig, die Stadt mit ihren reizenden Umgebung gehörig in Augenschein zu nehmen. Serrito ist schlecht gebaut, hat krumme enge Straßen, niedrige, theils mit Stroh bedeckte Häuser, und zeichnet sich nur durch einen einzigen schönen, öffentlichen Platz vortheilhaft aus. Die Umgegend aber ist, wie man dies in Brasilien so häufig trifft, malerisch und im höchsten Grade barock romantisch schön. Unzählige sanft aufschießende Hügel, von waldumkränzten Bächen und frühlingsgrünen Gebüsch durchschnitten, umgeben die kleine, dicht an dem schönen Flusse Jaguerao gelegene Stadt, und so hat man hier Alles, was eine Landschaft reizend und interessant macht, Wald, Wasser, Berg, Thal und dunkelblauen Himmel.

Auf einem der kleinen Ausflüge, welche wir von

Serrito aus häufig machten, kamen wir auch an eine Fazenda, wo wir uns entschlossen, einige Augenblicke anzuhalten, und den Besitzer, gegen baares Geld, um einige Gläser Milch zu ersuchen. Wir wurden demnach auch durch den Eigenthümer dieses Landgutes sogleich in das Bohnzimmer geladen und mit dem Verlangen auf das Reichlichste bewirthet. Dom Francisco (so hieß der Besitzer dieser Fazenda) führte uns alsdann in seinen Garten, wo ich zu meinem Erstauen eine völlig auf europäische Art angelegte Anpflanzung der schönsten Obstbäume vorfand. Als er meine Verwunderung über diese unerwartete Erscheinung bemerkte, wandte er sich mit selbstgefälligem Lächeln zu mir und sagte: »Senhor eu só filho do reino«, (Herr, ich bin ein Portugiese von Geburt). Darauf führte er uns mit galanter Zuborkommenheit zu einem großen Beete von Murangas (einer Art kleiner Erdbeeren), und lud uns ein, uns recht gütlich damit zu thun, da er wohl wisse, daß die Deutschen diese Frucht außerordentlich liebten, von seiner Familie hingegen Niemand davon aße. Es waren die ersten Erdbeeren, die wir in Brasilien sahen, und wir nahmen natürlich die Einladung mit Freuden an. Alsdann zeigte uns Dom Francisco, der in seiner selbstgefälligen Seligkeit der Artigkeit kein Ende wußte, ein großes Weizenfeld, mehrere Alleen süßer Kastanien, Walnüsse, Drangen, Feigen u. dgl. mehr, — lauter seltene Erscheinungen in jenem uncivilisirten und uncultivirten Lande, das erst mit dem Opfer der Kaiserkrone glücklich werden kann, — aber auch ein sicherer Beweis, daß in diesen Gegenden schon alle europäischen Früchte und Gemüse herrlich gedeihen, wenn nur die große Trägheit und Dummheit der Brasilianer den Anbau derselben zuließen und, wenn auch nur mittelmäßig, beförderten. Ueberhaupt muß die Zeit, die wir außer Dienste

in Serrito verlebten, in mancher Hinsicht sehr angenehm und glücklich genannt werden. Die Einwohner waren freundlich und zuvorkommend, obgleich sie den Mantel nach dem Winde trugen und mit ihren Nachbarn, den Bewohnern der Provinz Cisplatina, was die Politik betraf, heimlich unter einer Decke spielten. Die mißliche Lage von Serrito kann indessen das zweideutige Benehmen seiner Bürger halb entschuldigen, denn bald war es im Besitz der Spanier, bald in dem der Portugiesen. Der Fluß, welcher das Städtchen von dem gegenüberliegenden feindlichen Gebiete trennte, ist mit den leichten pfeilschnellen Canots bald zu überschreiten, und da die Stadt sonst gar keine Befestigung hat, so pflegen die Truppen der südamerikanischen Republik hier sogleich einzuziehen, sobald ihr nur die Portugiesen den Rücken gewandt haben.

Am 12. October 1827, am Geburtstage des Kaisers Dom Pedro primeiro, mußte die ganze, in und um Serrito liegende Armee vor dem Marschall Braun Revue passiren. Damals mochten wir etwa 6000 Mann stark sein, doch fehlten noch einige Regimenter Miliz-Cavallerie, welche erst späterhin zu uns stoßen sollten. Der Marschall hatte mehrere Monate rückständigen Sold auszahlen lassen, die Rationen wurden vollständig geliefert, und der Muth der Armee schien sich dadurch wieder, wenigstens momentan, etwas gehoben zu haben.

Der Padre Vicario dieses Ortes, ein nicht sehr alter, ziemlich aufgeklärter, sehr jovialer und pffifiger Mann, dem nichts fehlte, als was ihn eben ernährte — die Religion, — ließ es sich besonders angelegen sein, das Zutrauen und die Liebe der deutschen Truppen zu erwerben. Er versorgte unentgeltlich die sämmtlichen Officiere des 27sten Jäger-Bataillons mit den besten Pferden, die er besaß, und auf

welchen er oft, zum Erstaunen seiner frommen Beichtkinder, wie rasend durch die Straßen jagte. Es wurden davon nämlich über fünfhundert Stück zusammengetrieben, unter welchen wir auf Bitten des erwähnten Vaters diejenigen bezeichnen mußten, welche uns am besten gefielen, worauf man sie sogleich einsing und uns als Geschenk darbrachte. Er war ein Jesuit, jedoch im edlen Sinne des Wortes; er liebte ein zweites Bekehrungssystem, aber seine Mittel waren stets edel und überzeugend; ein Satyriker war er, der die ganze Welt und sich selbst zum Besten hatte.

Nie habe ich überhaupt wieder einen katholischen Priester getroffen, der so liberal gesinnt gewesen wäre, wie dieser unvergeßliche Pabro Vicario; er sprach sowohl über seinen Stand als über seinen Glauben mit einer Offenheit und Freimüthigkeit, wie man dies in einem erkatholischen Lande wohl schwerlich hätte erwarten dürfen. Stets war er für das Wohl der Armee besorgt. — So sah er es zum Beispiel am Weihnachtsfeste, wo die Soldaten das empfangene Geld bereits aufgezehrt hatten, für seine Schuldigkeit an, hinlänglich Sorge zu tragen, daß sie sich dennoch an diesem feierlichen Tage mit leichtem Herzen und vollem Kopfe belustigen könnten. Er hielt deshalb nach beendigter Messe eine Rede an die Einwohner von Serito, und forderte diese auf, eine kleine Summe für die deutschen Soldaten, welche so tapfer ihr neues Vaterland Brasilien vertheidigten, zusammenzubringen, damit sie, wie er sich ausdrückte, an diesem Tage dem Erlöser zum Andenken ihren Vicios (Easter) ungehindert fröhnen könnten. Die Collecte fiel außerordentlich gut aus, so daß jeder Mann etwa einen halben Thaler Pr. Geld zum Christgeschenke erhielt. Nach beendeter Rede ließ er mit lauter Stimme Se. Majestät den Kaiser, den Marshall Braun und das

27ste Jäger-Bataillon leben, wobei sämtliche in der Kirche Anwesenden mit einem kräftigen »Viva!« einfielen. Auch späterhin, als wir, weit von Serrito entfernt, wieder in den Steppen der Provinz St. Pedro do Sul umherzogen, besuchte uns der Vater häufig und wurde stets von den deutschen Soldaten, denen er in der Regel etwas Taback und Branntwein mitbrachte, mit einem lauten Hurrah empfangen; ja, er ließ sich sogar die Mühe nicht verdrießen, der Armee auf dreißig Meilen weit Ruhe nachtreiben zu lassen, um unser Bataillon einmal mit frischer Milch zu erquicken.

Um auf irgend eine Art dem Vicario unsere Erkenntlichkeit für so viele erwiesene Gefälligkeiten an den Tag zu legen, wohnten wir häufig dem öffentlichen Gottesdienste bei, sowie wir fast an allen Begräbnissen, welche während der Zeit unseres Aufenthaltes dort vorfielen, Theil nahmen. Ich gedenke hier nur einer dieser Begräbniß-Scenen, welche meinen geneigten Lesern vielleicht nicht ganz uninteressant scheinen könnte. — Es war in Serrito ein etwa zehnjähriges Kind von vornehmer Familie gestorben, und das Officier-Corps des 27sten Jäger-Bataillons wurde auf Bitten der Eltern durch den Padre Vicario eingeladen, dem verstorbenen Kleinen die letzte Ehre zu erweisen. Wir erklärten uns zu dieser Ceremonie bereitwillig und begaben uns, in der Absicht, dem Sarge des Kindes zu folgen, in das Haus der Eltern, wo man uns mit unendlichen Danksaugungen empfing. Die kleine Leiche lag wie eine Wachs puppe, mit Kränzen und Blumen reich geziert, auf dem Paradebette, die Augen geschlossen, die Händchen zusammengefaßt, und wurde uns als ein Anjô (Engel) vorgezeigt, der direkt, gleich einer schneeweißen Taube in den Himmel eingehen müsse. Wir hatten das Musikcorps unseres Bataillons mitgebracht, welches jetzt draußen vor

den dicht verhängten Fenstern einen Trauermarsch zu spielen begann; ein Jeder von uns erhielt sodann eine drei Fuß hohe, lodernde Wachskerze, mit welcher wir feierlich langsam, in zwei Reihen, dem Trauerzuge folgten. Einige Soldaten, welche sich aus Neugierde genähert hatten, empfangen ebenfalls solche große Lichter, um mit ihrer Uniform das Imponirende des Aufzuges zu verdoppeln, da sie, wie die Brasilianer sagten, auch *boms Catholicos* (gute Katholiken) seien. Sie ließen sich nicht lange nöthigen, denn sie durften diese Kerzen behalten, und verkauften sie nach beendigter Ceremonie in dem ersten besten Kaufmannsladen, um sich alsdann für das gelöste Geld etwas zu Gute zu thun.

So lange wir noch in der Stadt waren, ging der ganze Zug mit der größten Stille und Feierlichkeit vorwärts, als wir aber das Thor erreichten, trafen wir unglücklicherweise auf ein Pferd, welches, an einem langen Stricke befestigt, lustig auf der Wiese umhersprang. Durch unsere Musik scheu gemacht, suchte sich das muthige Thier von seinen Fesseln zu befreien, fand jedoch zu viel Widerstand an der Festigkeit des Lago, setzte plötzlich wie rasend mitten zwischen uns durch, jagte die flüchtigen Musikanten aus einander und stürzte vermittelst des Strickes den Padre Vicario, sowie unsern Feldprediger, nebst einigen Soldaten zu Boden. Wenn auch bei dieser feierlichen Handlung Niemand sehr fröhlich gestimmt war, so brach dennoch ein lautes Gelächter aus; — der Pater, dem der Strick gerade zwischen die Beine gerathen war, zeigte in einem tüchtigen Luftsprunge, daß nur der lange Priesterrock seine Blöße bedeckte; von seinem Schrecken zurückgekehrt, raffte er sich schnell von der Erde auf und schrie den Musikanten zu, den *Miudin ho* (einen in Brasilien sehr gewöhnlichen, aber

höchst unanständigen Tanz) zu spielen. Mit solchem Skandal vor der Thüre des Kirchhofes angekommen, fanden wir dieselbe verschlossen, worauf unser Herr Vater den Leichenträgern befahl, das Kind nur draussen hinzusehen, — der Todtengräber würde den todtten Engel nachher wohl zu finden wissen. Hierauf mußte die Musik abermals ein munteres Stückchen spielen, und die beiden Pfaffen waren die Ersten, die ein lustiges, zotenreiches Lied, von den geheimen Reizen der Madonna, dazu anstimmten. Hestig über dies Benehmen empört, begab ich mich von der heiligen Gesellschaft fort; als ich aber dicht am Thore wieder mit dem Zuge zusammenließ, sah ich den Vater mit der ehrbarsten, ruhigsten Miene in aller Stille und Ordnung in die Stadt einziehen. Hätten die Bewohner von Serrito gewußt, was wenige Augenblicke früher vorgefallen war, so mußte der Vicario Gefahr laufen, gesteinigt zu werden; so aber glaubte er sich Wiße der Art erlauben zu dürfen, da er bei dieser Gelegenheit fast nur unter Deutschen war, und sehr wohl wußte, daß die protestantische Mehrzahl von uns sich wenig um die Gebräuche seiner Religion bekümmere.

Nachdem wir uns einige Zeit in Serrito aufgehalten, wurde unser Bataillon anderthalb Meilen weit von diesem Orte verlegt, wo man die sämtlichen Soldaten in eine verfallene Ziegelscheuer einquartierte, die Offiziere aber wiederum Zelte erhielten. Es war bereits höchst nöthig geworden, durch starke Detachements die Umgegend zu sichern, da der Feind sich schon mehrmals durch die feichten Stellen des Saqueras geschlichen und einige Viehheerden weggenommen hatte. Höchst ungern tauschte ich mein kleines, heimisches Häuschen in Serrito gegen eins der schlechten Zelte ein, welche die Engländer zu über-

trieben hohen Preisen an das brasilianische Gouvernment verkauft hatten. Die Hitze war darin so unausstehlich, daß man es selbst am Mittage vorziehen mußte, sich ganz ohne Schutz den Strahlen der glühenden Sonne preiszugeben, als in diesen unausstehlich schwülen Baracken zu verweilen; außerdem schlug der Regen, welcher hier gewöhnlich in sehr großen Tropfen herabfällt, vermaßen auf die ausgespannte dünne Leinwand, daß man innerhalb seiner freiherrlichen Behausung eben so naß wurde, als draußen, und der kleinste Windstoß stürzte unbedingt die ganze problematische Herrlichkeit zusammen, so daß man über den Kreislauf der Erde keine Berechnungen mehr anzustellen brauchte.

Da wir in dieser Zeit nur wenig zu thun hatten — denn der ganze Dienst beschränkte sich auf einige Vorposten, die wir zur bestimmten Stunde ausstellen mußten, — so benutzten wir die Gelegenheit reichlich, um die Umgegend von Serrito, zu Pferde, wohlbewaffnet und in zahlreicher Gesellschaft, zu durchstreifen. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche wir auf diesen Jagdzügen antrafen, sowie die stete Abwechselung zwischen Berg und Thal, Sumpf und Wald gaben diesen Ausflügen etwas außerordentlich Reizendes; auch fanden wir hier so viel Wild, daß wir, obgleich wir uns der gewöhnlichen Musketen bedienen mußten, nie ohne ansehnliche Beute heimkehrten. Besonders an Geflügel mangelte es nimmer. Wir trafen hier den großen Königsreiher, Ibisse, sehr viele Enten und Gänse, Schnepfen, besonders die große *Massarica imperial*, zwei Arten von Fasanen, den Jacú und die Jacutinha, und außerordentlich viel Kibitze, ihres Geschreies wegen *Quéro quéro* genannt. Auch Schlangen kamen häufig vor, besonders die Tipo (*Coluber bicarinatus*), welche

glänzend grün und bisweilen zehn Fuß lang ist, die Jararacca und die Surucucú, welche beide, die Klaperschlange ausgenommen, zu den giftigsten Reptilien gehören, die in ganz Brasilien vorkommen. Die letztere erreicht gewöhnlich eine Länge von neun bis zehn Fuß, aber eine weit beträchtlichere Dicke, als obgedachte grüne Cipo, hat eine gelblich rothe Farbe und eine Reihe brauner Punkte, welche sich über den ganzen Rücken hinziehen; ihr Biß ist bei Ermangelung augenblicklicher Hülfe in wenigen Stunden tödtlich. Die Brasilianer fürchten keine einzige der übrigen dort vorkommenden Schlangen so sehr, als eben die Sucurucú, und behaupten, daß ihr Biß durchaus unheilbar sei, — ja, in fünf Minuten den gewissen Tod nach sich ziehe. Ich weiß aber aus Erfahrung, daß man allerdings an den Folgen einer solchen Verwundung in kurzer Zeit sterben muß, bei einer schnellen, wirksamen Hülfe jedoch der Gebissene sehr leicht gerettet werden kann.

Die größte von allen in Brasilien vorkommenden Schlangen wird Sucuriú genannt, und findet sich, wenn auch nicht häufig, ohne Unterschied in sämtlichen Provinzen des Landes vor. Sie erreicht eine Länge von 28 bis 30 Fuß, ist ungewöhnlich dick, hält sich bald im Wasser, bald auf dem Lande auf und haust am liebsten in sumpfigen Gegenden, wo der Wald nicht fern ist. Trotz ihrer Größe und Stärke fürchtet sie die Menschen; einen Ochsen oder ein Pferd erwürgt sie dagegen leicht, sobald sie dessen habhaft werden kann. Ich selbst traf auf einer meiner Reisen, welche ich späterhin als Kaufmann in dem Innern des Kaiserthums machte, einen Maulesel, dem ein Sucuriú kurze Zeit zuvor die Gurgel nebst der Hälfte des Halses ausgerissen hatte.

An den Ufern des Jagueraó wohnt der Capybara

(das Sumpffschwein) in ganzen, zahllosen Schaaren. Bei unserer Annäherung stürzten sich diese unförmlichen Thiere stets mit furchtbarem Geräusch in das Wasser, steckten aber sehr bald ihre Schnauzen, welche Hundeköpfen nicht unähnlich sehen, wieder hervor, und tauchten dann abermals schnell unter. Wir schossen zu wiederholten Malen danach, konnten indessen keins erlegen, woran entweder ihre große Schnelligkeit, oder unser Mangel an Kugeln Schuld war; hatten wir doch nur mit Hagel oder gehacktem Blei geladen. Auch das Jacaré (*Crocodilus*) fand sich häufig am Ufer des genannten Flusses vor.

Wenn dagegen zuweilen die Jagd nicht sehr ergiebig zu werden schien, unterhielten wir uns damit, die Strauße, welche hier in ganzen Heerden rastlos umherstreifen, aufzujagen und mit unseren Pferden in gestrecktem Galopp zu verfolgen. Wir hätten eine Menge dieser Thiere tödten können, die uns indessen zu nichts genützt hätten, weshalb wir denn eigentlich auch nur die Schnelligkeit unserer Pferde dabei üben und prüfen wollten; doch fanden wir bei dieser Gelegenheit ihre Nester mit Eiern angefüllt, welche uns sehr willkommen waren. Das Straußei ist zwar an Geschmack etwas strenge, jedoch sehr genießbar, und hat dabei den Vorzug, daß sich zwei Menschen recht gut daran satt essen können. Da wir diese Gegend sehr oft durchstrichen, trafen wir unaufhörlich so viele Nester an, daß wir unsere Soldaten duzendweise hinschicken mußten, die Eier abzuholen, die sie dann auch in großen Säcken nach dem Lager schleppten. Schildkröten- und Eidechse Eier, welche beide sehr schmackhaft sind, fanden sich ebenfalls an diesen Gestaden häufig vor; die letzteren habe keine feste Schale, sondern nur eine starke Haut, welche deren Stelle vertritt. Die großen, bisweilen vier Fuß langen Ei-

dehfen werden besonders von den Brasilianern mit vielem Vergnügen gegessen; ihr Geschmack ist dem des jungen Hühnerfleisches außerordentlich ähnlich.

Als ich einst von einem Spazirritte nach unseren Zelten zurückkehrte, fand ich auf einer Wiese, dicht vor einem großen Poche, eine ungewöhnlich starke, dunkelgraue Schlange, deren Namen ich nicht kenne, und welche in den Strahlen der Sonne zu schlafen schien. Mein Pferd erschrak so sehr bei ihrem Anblicke, daß es sich schüttelte und mit einem plötzlichen Sage zur Seite sprang. Ich stieg sogleich ab, mit dem Ungethüm einen St. Georgs-Kampf zu bestehen, aber tödtete es zu meinem Leidwesen schon mit dem ersten Hiebe. Das Leben der Schlangen muß überhaupt nicht so zähe sein, wie man dies wohl im Allgemeinen annimmt; denn nicht allein diese Schlange, welche doch ungemein groß und stark war, sondern auch mehrere andere, welche ich später umzubringen Gelegenheit hatte, starben in der Regel augenblicklich, sobald sie nur einen unbedeutenden Schlag oder Stich erhielten.

Die Jagd im Urwalde bietet gewiß Freude und Abwechslung in Fülle dar; die Natur ist großartig, und doch, als liebevolle Mutter, ängstlich um das Kleinste besorgt, — die Natur hat da die Farben des Regenbogens, die Launen eines deutschen Aprils, die Grandezza einer portugiesisch-spanischen Adelsbettelei, Alles ist da wild, — und was sucht der Jäger, als Wild? Die Wahl ist offen, — darum allein wurde hier noch nicht bei der allgemeinen Zerstörungswuth ein einziges Geschlecht des animalischen Noahreiches ausgerottet.

Außer dem Vergnügen der Jagd fanden wir noch eine angenehme Unterhaltung in den Wettrennen, welche die brasilianischen Landleute häufig in unserer Nähe anstellten. Eines Sonntags Morgens

sollte wieder eine solche Wette entschieden werden. Zwei Petigos (eine Art kleiner Rosackpferde) mußten an diesem Tage Beweise ihrer Schnelligkeit geben. Die Wette war von Bedeutung; jeder der beiden Bauern hatte tausend spanische Piafter zum Siegespreis eingesetzt. Der Eine brachte ein kleines, schwarzes, sehr feuriges Pferd, und führte außerdem in einem mit sechs Ochsen bespannten Wagen seine ganze Familie mit sich, worunter drei bis vier junge, nicht häßliche, Mädchen. Der Andere, ein rothes, überdickes Männlein, ritt auf einem Schimmel, der an dem einem Fuße sichtbar hinkte. Das Signal ertönte mit Trommelgewirbel, — beide Thiere rannten unbegreiflich schnell dahin; doch schien es im Anfange, als ob der kleine schwarze Teufel dem lahmen Schimmel den Vorsprung abgewinnen würde. Plötzlich aber nahm der letztere, indem er wie ein zorniger Löwe die lange, ungekämmtte Mähne schüttelte, alle seine Kräfte zusammen — und trug den Preis davon. In demselben Augenblicke vernahm ich ein lautes Geheul in dem dicht neben mir haltenden Wagen der »schönen« Familie, welche mit dem Herrn des schwarzen Pferdes gekommen war, und verstand sehr deutlich, wie die eine, die jüngste, Tochter der Mutter nicht ganz leise sagte: »Nun sind wir völlig zu Grunde gerichtet!« Mit Grimm und Wuth im Gesichte eilte der Unglückliche davon; die Familie fuhr aber mit Weinen, Wehklagen und zwei Ochsen nach ihrer verspielten Behausung heim. Ueberhaupt ist die Spielwuth bei den Brasilianern eine so heftige Leidenschaft, daß sie fähig sind, den letzten Heller daran zu setzen, wenn auch ihre Angehörigen dafür zu Hause darben müssen.

Unsere Ausflüchte in die Umgegend wurden indessen immer seltener, da sie mit zu viel Gefahr ver-

knüpft waren. Kleine feindliche Detachements wagten es schon häufiger, den Jaguerao zu passiren, wovon die oft vorkommenden Ermordungen der Schildwachen, welche wir an den Ufern dieses Flusses ausgestellt hatten, ein deutliches Zeugniß gaben. Am Pazo das Pedras besonders fanden die Ablösungen häufig den früheren Posten getödtet, und noch nach dem Tode schrecklich mißhandelt. Auf Befehl des Generals wurde die Schildwacht deshalb oben auf einen abgekappten Baum gestellt, wo sie die Hinterlist der Feinde wenigstens nicht so leicht erreichen konnte. Ein Soldat vom dritten Jägerbataillon war aber einst auf seinem hohen Standpunkte eingeschlafen und im Laumel des süßen Schlummers heruntergestürzt; im Fallen hatte er mehrere Rippen zerbrochen, und starb in Folge dessen wenige Tage später im Hospitale.

Nachdem wir einige Zeit hier gelegen, erhielten wir den Befehl, nach Serrito zurückzukehren, wo sich bereits der größte Theil der noch fehlenden Milizen eingefunden hatte. Es konnte uns in diesem Momente nichts erwünschter sein, als eben diese Ordre, durch welche wir die wenigen Tage, die wir noch in Ruhe zubringen konnten, in diesem Städtchen verleben sollten. Die meisten Einwohner von Serrito waren bei unserer Ankunft bereits geflüchtet, so daß sich kaum der dritte Theil der ursprünglichen Bevölkerung noch vorfand; denn diese Leute sahen wohl ein, daß es nun bald mit dem Anfange der Campagne voller Ernst werden müsse, und da sie bei unserem Abmarsche das Einrücken der Republikaner gewiß zu erwarten hatten, so trieb sie die Furcht vor Mißhandlungen dazu, mit Allem, was ihnen am theuersten war, schnell diesen Ort zu verlassen.

Was mir bei meiner Rückkehr nach Serrito ganz besonders auffiel, war der Unterschied, den ich hinsicht-

lich der Fruchtbarkeit der Provinz St. Pedro do Sul und der Cisplatina wahrnahm. Auf dem jenseitigen Ufer wuchs das Gras mit einer Ueppigkeit und zu einer Höhe, die wahrhaft erstaunlich waren, während bei uns jetzt Alles eine öde Steppe schien, von welcher die mageren Viehheerden auch die letzte Spur von Gras weggefressen hatten. Nicht einmal so viel Gras, als zur Fütterung unserer Pferde nöthig, konnten wir selbst für baares Geld aufreiben; wir sahen uns daher gezwungen, in kleinen Canots den Jagueras zu passiren und in der Provinz Cisplatina mit Lebensgefahr die feindlichen Wiesen abzumähen. Eine Menge von Wild aller Art strich hier in dem hohen Grase umher; besonders bemerkten wir die große Kronschnepfe sehr häufig; doch durften wir es nicht wagen, hier Jagdpartien anzustellen, weil sich alle Augenblicke kleine Detachements der Armee von Buenos-Ayres am jenseitigen Ufer zeigten.

Nicht allein an Gras, sondern auch an Holz hatten wir großen Mangel, und mußten dies ebenfalls aus der Provinz Cisplatina herbeiholen. Jede Woche wurde ein Offizier mit vierzig bis fünfzig Soldaten commandirt, den Fluß zu Schiffe hinauf zu gehen, um an irgend einer Stelle, wo er sich gegen einen plötzlichen Ueberfall sicher glauben konnte, den nöthigen Holzbedarf fällen zu lassen. Es konnte für die Offiziere keinen unangenehmeren Auftrag geben, indem man erstens drei bis vier Tage im Walde verweilen mußte, um das gehörige Holz schlagen zu lassen, während welcher Zeit es gewöhnlich noch dazu an Lebensmitteln fehlte, da die Soldaten nur auf zwei Tage verproviantirt wurden, und weil zweitens die Desertionen immer häufiger wurden, während der Offizier für die mitgegebene Mannschaft einstehen mußte. In dem dichten Walde, in welchem sich die

Soldaten bei ihrer Arbeit nach allen Gegenden hin vertheilt, konnte aber unmöglich ein Einzelner vierzig bis funzig Menschen beständig im Auge behalten und übersehen; auf die Unteroffiziere durfte man sich außerdem nicht verlassen, da sie häufig selbst ausrissen; dennoch erhielt der Offizier Arrest, dem bei seiner Rückkehr auch nur ein Mann fehlte.

Wir wünschten daher sehnlichst, daß der Feldzug bald beginnen möchte, denn wir hofften, daß es uns unter den Befehlen des Marschalls Braun, wenigstens in Betreff der Verpflegung, etwas besser ergehen werde, als dies unter dem Marquez de Barbacena der Fall gewesen war. Endlich kam die lang ersuchte Ordre; der 7. Januar 1828 war der zum Abmarsch anberaumte Tag. Bevor wir aufbrachen, wurde noch ein Monat des rückständigen Soldes ausgezahlt, worauf wir dann die wenige Bagage, die wir mitzunehmen im Stande waren, in der Schnelle ordneten, und so, nur mit dem Nothwendigsten versehen, ruhig den Dingen entgegen sahen, die da kommen sollten. Niemand von den Truppen der ersten Linie hatte es gewagt, diesmal viele Sachen mit sich ins Feld zu führen, da der Verlust unserer Bagage am 20. Februar des vergangenen Jahres noch in gar zu frischem Andenken stand. Die neuen Milizen aber, welche jetzt zu uns stießen, brachten nicht allein übervoll mit Koffern, Kisten, Schachteln, Reisefäcken beladene Pferde und Maulthiere, sondern viele sogar Neger zu ihrer Bedienung während der Campagne mit. Das Sattelzeug dieser orientalisches gesinnten Leute, war theilweise so reich, daß das mit silbernen Ketten und Platten überall behangene Pferd eine förmliche Last daran zu tragen hatte; ja, es gab Steigbügel darunter, welche mit ihren künstlichen Verzierungen unseren Kohlenbecken nicht unähnlich sahen und manchmal

über zweihundert spanische Piafter kosteten. Die aus Ochsenhaut gedrehten, runden Zügel wurden mit spannenlangen, silbernen Röhren geschmückt, welche, dicht an einander gereiht, zum Puz daran aufgezogen waren. Um den Kopf hingen an fingerdicken, silbernen Ketten allerlei in großen Platten von demselben kostbaren Metall ausgeschlagene Figuren, als Adler, Habicht, Strauß und Giraffe. Der Sattel allein bestand gewöhnlich aus einer mit Leder überzogenen, hölzernen Pritsche, worunter sich vorerst ein anderes mit allerlei darauf ausgepreßten, märchenhaften Figuren versehenes Stück Leder befand; dann folgten mehre bunte, wollene Decken, obenauf lag ein äußerst kostspieliges Tiger- oder Unzenfell, und darauf wieder ein kleines, dünnes Leder. Das Ganze wurde durch zwei starke, mit großen, eisernen Ringen versehene Riemen zusammengeschnürt. In der Hand trug ein jeder dieser brasilianischen Sybariten eine Peitsche mit einem kurzen, silbernen oder goldenen Stiele und vier bis sechs sehr schön geflochtenen Strängen.

Ein Secondelieutenant vom 22sten Miliz-Cavallerieregiment schenkte einst dem General Rosado ein solches Sattelzeug, welches 5000 spanische Piafter gekostet hatte. Ich sah den jungen Mann einige Jahre später wieder, wo mir seine Uniform zeigte, daß er bereits zum Major avancirt war, zu welcher vortheilhaften Veränderung jenes Sattelzeug wohl nicht wenig beigetragen haben mochte. Uebrigens ist die Miliz nur während der Dauer eines Krieges besoldet, und das Avancement geht nicht nach Anciennetät, sondern mehr nach den Vermögensumständen der einzelnen Individuen. Das 22ste, 32ste und 40ste Regiment, welches letztere ganz aus Eingebornen der Provinz Cisplatina bestand, zeichneten sich durch ihre Kenntniß

des Terrains, sowie durch ihre Geschicklichkeit im Reiten und ihre persönliche Tapferkeit aus. Leider war aber kein einziges dieser Regimenter vollzählig, sonst hätte unsere Armee bei der großen Anzahl von Quasiregimentern um ein Beträchtliches stärker sein müssen. Auf diese Weise konnten sich jetzt etwa wieder 8000 Mann vereinigt haben, mit welchen der Marschall Braun den Entscheidungskampf gegen die Republik Buenos-Ayres beginnen wollte.

Die Bäche, welche in der Winterszeit zu reißenden Strömen angeschwollen waren, sah man jetzt beinahe völlig ausgetrocknet, wodurch der Transport der Munition um ein Bedeutendes erleichtert wurde. Wo früher kaum ein Pferd hatte durchschwimmen können, konnte man jetzt beinahe trocknen Fußes hindurchgehen, sowie die überschwemmt gewesenen Wege wieder sichtbar und passirbar geworden waren.

Am 7ten Januar 1828 also brachen wir auf; ein langer Zug von Wagen mit Provisionen, sowie eine Menge mit Kaufmannsgütern beladene Karren folgten der Armee.

Zehntes Capitel.

Kriegsgeschichte. — Abmarsch von Serrito. — Ankunft des Visconde de Laguna. — Fructuoso Ribeiro der Cunctator. — Ueberfälle des feindlichen Lagers am Jaquerao. — Intriguen im Heere. — Schlechte Goldzahlungen. — Das alte Glend.

Also war die lang ersehnte Minute da, die mich endlich zum Helden stempeln sollte; also eröffnete sich mir jetzt die sichere Aussicht, durch eigene Kraft im wilden Kampfgetümmel Unabhängigkeit und Ruhm er-

ringen, die Neue um das verschmähte Vaterland, um die mit so jugendlichem Leichtsinne verlassenen Angehörigen zum Schweigen bringen zu können; — also sollte die Geschichte meines politischen Lebens glorreich beginnen, und ich selbst geläutert und gestählt aus der Feuerprobe der südamerikanischen Völkerschlacht hervorgehen. Das waren thörichte Träume, wie man sie in seinen dummen Flegeljahren hat, — Träume, die in solcher Gestalt nimmer wiederkehren, und die man dennoch nie vergißt; denn die Epoche unschuldsvoller Dummheit ist die Glanzperiode unseres Menschendaseins, unseres Erdenglücks. Verschwindet erst die Götterdämmerung kindischer Hoffnung, dann bricht sogleich das Dunkel der Grabesnacht an, und der Midgardswurm, der, nach Odins Lehre, als Gürtel um die Erdkugel liegt, drückt wahnsinnig seine Beute zu Tode; aber dieser Midgardswurm ist nichts als die Zone, und Brasilien, das kuriose Kaiserreich des modernen Affenrevolutionsspiels, liegt dicht unter der Zone. Die Sonne brennt und begeistert, das Hirn kocht und das Herz kocht über; die Phantasie magorie nimmt kein Ende; wenig abwechselnde Fata Morgana verdrängen jede besonnene Wirklichkeit, und die Natur ist hier eine Naturgeschichte, eine Bildertafel in dem Drehguckkasten der Welt.

Aber ein passiver Held, ein nothgedrungener Märtyrer eines fremden Gewaltprinzips, die Spielpuppe in der Hand des allmächtigen Schwarzkünstlers, ist immer, so lange ein aktives System als liebevolle Amme unser Herz mit den schönsten Wiegenliedern und Kindermärchen in Bewegung setzt, ein Unding, das nirgends Ruhe, nirgends Befriedigung findet. Wir gingen einer unbestimmten Zukunft entgegen, wir hofften mit Indiern, Argentinern und Patagoniern einen Gigantenkrieg zu bestehen; wir thürm-

ten Berg auf Berg, Urwald auf Urwald, den reißenden Fluß auf das schäumende Meer, Schaum auf Traum, — Hoffnung auf Glauben, — das haben weder Giganten, noch Titanen vermocht. Alles sollte anders werden, der Traum zu Schaum, der Glaube zur verzweifeltten Hoffnung und die Verzweiflung zur Religion. Die folgende Kriegsgeschichte, die ich so kurz und gedrungen als möglich behandeln werde, erläutert hoffentlich dies einleitende Wort.

Raum hatten wir Serrito den Rücken zugekehrt, als auch schon die Nachricht bei uns anlangte, daß hier ein feindliches Detachement von 400 Mann eingerückt sei. Der Marschall Braun überließ den Republikanern gern diesen Ort, und war nur darum besorgt, ihr Hauptcorps aufzusuchen, welches bereits über zwanzig Leguas weit in das Gebiet der Provinz St. Pedro do Sul eingedrungen sein sollte. Wir marschirten Tag und Nacht, um so bald als möglich dem Feinde zu begegnen, welcher jedoch eine entscheidende Schlacht für jetzt noch vermeiden zu wollen schien; denn seine Infanterie war noch immer in der Provinz Cisplatina zurückgeblieben, und er begnügte sich deshalb damit, uns fortwährend zu umstellen, was ihm bei dem großen Unterschiede, welcher zwischen seinen und unseren Pferden obwaltete, sehr leicht wurde. Die Argentinier nämlich waren sämmtlich außerordentlich gut beritten, und konnten jeden Tag die Pferde ein oder auch wohl zwei Mal wechseln, während unsere Cavallerie hinsichtlich ihrer Ausrüstung sich im erbärmlichsten Zustande befand. Allenthalben, wo sich unsere Infanterie sehen ließ, wichen aber die Republikaner augenblicklich scheu zurück, und in diesen unermesslichen Räumen fiel es ihnen nicht schwer, mit ihrer guten und schnellen Reiterei uns bald von vorn, bald im Rücken zu erscheinen. Nirgends waren sie

dagegen zum Stehen zu bringen, wodurch für uns die Sache, je weiter wir ihnen nachrückten, immer bedenklicher wurde, indem man deutlich sah, daß sie nur darauf ausgingen, uns unsere Viehheerden wegzunehmen und alle Zufuhr abzuschneiden. Der Marschall ließ daher, nach mehreren vergeblichen Versuchen, eine bestimmte Entscheidung herbeizuführen, die Armee auf einige Tage Halt machen, damit sich die von diesen Kreuz- und Querzügen ermattete Soldateska wieder erholen und frische Munition nachkommen könnte; doch kaum hatten wir uns gelagert, so umzingelte uns schon wieder der Feind von allen Seiten mit seinen Wachen, — floh aber jedes Mal zurück, sobald sich nur eine unbedeutende Abtheilung unserer Truppen von ferne zeigte.

Schon jetzt begann es der Armee an gar Manchem zu mangeln, was der Soldat im Felde nicht vermissen darf. Die meisten für uns bestimmten Transporte wurden weggenommen, und die sie begleitenden Detachements zusammengehauen; sogar die Kaufleute, die uns bis jetzt mit ihren Ochsenkarren gefolgt waren, machten sich aus dem Staube und kehrten nicht mehr zurück.

Endlich bekam der General durch einen Bombeiro (Spion) die Nachricht, daß sich ganz in unserer Nähe ein feindliches, 6000 Mann starkes Cavalleriecorps gelagert habe. An demselben Tage, Abends sechs Uhr, erhielten das 27ste deutsche, zwei andere brasilianische Jägerbataillone und einige Regimenter Cavallerie den Befehl, in aller Stille, ohne Tornister, in leichten, weißen Beinkleidern, aber hinlänglich mit Patronen versehen, sogleich auszurücken; der größte Theil der Cavallerie und Artillerie, sowie zwei Bataillone Infanterie, blieben dagegen im Lager zurück. Mit der größten Behutsamkeit zogen wir langsam

vorwärts, bis tief in die Nacht hinein; Niemand durfte, bei schwerer Strafe, auch nur ein Wörtchen reden; je weiter wir kamen, desto häufiger ritten und schlichen Spione vorbei, welche uns die Nähe des Feindes verkündeten. Wir waren fest überzeugt, daß es endlich zur Schlacht kommen müsse, und freuten uns schon im Voraus darauf; da wurde plötzlich, etwa um Mitternacht, Halt gemacht, und der Marschall Braun sprengte sogleich auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren. Erwartungsvoll lagerten wir uns und harrten auf die weiteren Befehle. Die Nacht war ungewöhnlich kalt; ein scharfer, schneidender Wind schien bis in das Mark unserer Gebeine dringen zu wollen. Die Gewehre wurden leise zusammengefaßt, ein Jeder suchte sich hinter irgend einem Hügel oder Baum gegen die empfindliche Kälte so viel als möglich zu schützen. Endlich, etwa um vier Uhr Morgens, erschien statt des Marschalls ein Adjutant, welcher die Ordre brachte, daß wir augenblicklich unverrichteter Sache ins Lager zurückmarschiren sollten. Ohne uns diese plötzliche Veränderung enträthseln zu können, folgte das Corps murrend dem unangenehmen Befehle; erst in unseren Zelten wieder angekommen, erfuhren wir, daß der Tenente-General Lecor, Bisconde de Laguna, dem das Gouvernement das Obercommando der Armee übertragen, wenige Stunde nach unserem Abmarsche angelangt sei, und dem Marschall strenge Ordre zu dem schnellsten Rückzuge gegeben habe.

Marschall Braun hatte eine Schlacht gesucht, weil er überzeugt war, als Sieger daraus hervorzugehen; unser jetziger Generalissimus huldigte aber leider einem ganz andern Systeme. Er war der Meinung, daß jedes ernstliche Zusammentreffen mit dem Feinde vermieden werden müsse, »da Brasilien

für den Fall einer unglücklich ablaufenden Schlacht keine zweite Armee aufzustellen im Stande sei, man daher den Feind durch Klugheit, d. h. Bestechungen, keineswegs aber durch Gewalt der Waffen schlagen solle«. Der tief gekränkte Marschall zog sich nach einer langen Unterredung, welche er über diesen Gegenstand mit seinem jetzigen Vorgesetzten gehabt, voller Wuth in sein Zelt zurück.

Der General Lecor war ein Mann von zwei- undsiebzig Jahren, ehrwürdigem, militairischem Ansehen, und mochte wohl in früheren Zeiten ein tüchtiger Feldherr gewesen sein, da ihm England ein 10,000 Mann starkes Heer seiner Landeskinder während der Feldzüge in Spanien und Portugal unter Wellington's und Beresford's Obercommando anvertraut hatte; jetzt aber vielleicht an Jahren zu weit vorgerückt, oder hinter den Fortschritten der Zeit zu weit zurückgeblieben, war er in allen seinen Unternehmungen gar zu schwankend und zweifelhaft. Seinem Principe nach ging also das Herumziehen in den Ebenen der Provinz St. Pedro do Sul abermals an, ohne daß man einer Waffenentscheidung entgegen sehen durfte.

Der Feind wurde indessen immer dreister; stärkere Haufen umschwärmten uns beständig, an Zufuhr war gar nicht mehr zu denken, Mangel auch an dem Nothwendigsten brach von allen Seiten über uns ein, — jeden Morgen fand man mehrere unserer Vorposten erschossen. Die Spanier schlichen nämlich mit ihren Karabinern, welche größtentheils mit gehackten Kugeln geladen waren, hinter den eigends dazu abgerichteten Pferden leise in der Nacht heran, schossen versteckt auf unsere Posten, warfen sich alsdann schnell auf das Pferd und jagten in gestrecktem Galopp ungestraft davon. In der Regel mußte der Unglückliche, von

einem solchen Stückchen Blei Getroffene ohne Rettung sterben, da bei der Unwissenheit unserer Chirurgen und bei der Unvollkommenheit der Feldapotheken sehr bald der Brand dazu trat. Diesem Unwesen zu steuern, sowie einem langsamen, schmachvollen Untergange vorzubeugen, mußte sich denn doch zuletzt der General en Chef entschließen, etwas Ernstliches gegen den Feind zu unternehmen; wir brachen also wieder auf und suchten ihn durch unsere Märsche wo möglich zu einer Schlacht zu zwingen.

Am 20. Februar 1828 schien es auch endlich, als ob die Republikaner die ein Jahr früher an demselben Tage bei dem Pago de Rosario vorgefallene Bataille durch eine Gedächtnißfeier verherrlichen wollten, indem sie schon früh Morgens unsere Avantgarde angriffen. Wir hörten bei Sonnenaufgang ein fortwauerndes und heftiges Karabinerfeuer, weshalb das deutsche Jägerbataillon beordert wurde, so schnell als möglich vorzurücken; auch dauerte es nicht lange, so sahen wir unsern Vortrab durch zahlreiche Schaaren kraftvoll zurückgeschlagen. Kaum aber zeigten wir uns auf den Anhöhen, als auch die Republikaner augenblicklich mit sichtbarer Furcht retirirten. Sie wollten sich nämlich wohl mit unserer Cavallerie, keineswegs aber mit der Infanterie messen; doch vollzogen sie ihren Rückzug so schnell und in so guter Ordnung, daß es uns zu folgen unmöglich war. Wir behielten auf diese Art den Feind den ganzen Tag im Gesichte, ohne uns ihm nähern zu können; nur die Guerilladen der Cavallerie dauerten beständig fort.

Am 21. Februar erblickten wir, sobald der Tag anbrach, die Republikaner in einer langen Linie ganz nahe bei uns aufgestellt; einige Kanonenschüsse, welche der Marschall, der sich jetzt beständig bei unserem Vortrabe befand, hinüber senden ließ, forderten sie

zum Kampf heraus. Der Feind blieb ruhig halten und schien klüglich auf einen Angriff unserer schwachen, undisciplinirten Reiterei zu warten; als aber statt dessen einige Jäger-Compagnien in Tirailleur-Linie vorrückten, zog er sich, nachdem nur einige Schüsse gefallen, abermals langsam zurück. Unsere Cavallerie setzte jetzt auch nach, wurde jedoch sogleich wieder zurückgetrieben.

Am 22. Februar wiederholten sich die Scenen der beiden verflossenen Tage. Auf allen Seiten hörten wir heftiges Schießen, häufig kamen Verwundete an; doch war es unmöglich, die Republikaner so lange aufzuhalten, bis daß unsere Infanterie an dem Gefechte hätte Theil nehmen können. Ohne eigentlich an Terrain zu verlieren, ging uns der Feind bald rechts bald links aus dem Wege, was sich in diesen ausgedehnten Steppen, wo man ihn nirgends feststellen konnte, nur zu leicht bewerkstelligen ließ.

Am 24. war er endlich ganz aus unsern Blicken verschwunden, und wir zogen nun wieder eine Zeit lang, ohne daß auch nur das geringste Gefecht vorgefallen wäre, hinter ihm her. Dann fielen wieder einige unbedeutende Scharmügel vor, und endlich lagerten wir uns an dem kleinen Flusse Uroio do Meio.

Jetzt war aber aller Proviant rein aufgezehrt. Wir bekamen durchaus nichts mehr geliefert, als täglich zwei Pfund mageres erbärmliches Fleisch, das, ohne Salz und Brot genossen, unsern durch unzählige Strapazen noch mehr gereizten Hunger unmöglich stillen konnte. In dieser Noth gingen die Soldaten, in deren ihnen so sparsam zugetheilten Portionen sich außerdem häufig noch große Knochen befanden, welche sie doch nicht mitessen, sich folglich auch nicht damit sättigen konnten, manchmal nach einer nahe gelegenen Plantage, um die hier wachsenden unreifen Pflirsichen abzupflücken, die sie

alsdann in Wasser abkochten, und ohne weitere Zubereitung gierig verzehrten. Aber auch dies Hülfsmittel wurde bei einer Strafe von 200 Stockschlägen verboten. Ein Deutscher hatte eines Tages dies Verbot nicht beachtet und sich einige besagter Früchte aus der angrenzenden Plantage geholt, wobei er leider ertappt worden war. Er diente in einem der brasilianischen Bataillone, und sein Commandeur zögerte nicht, ihm die genannte Anzahl Hiebe aufzählen lassen zu wollen, doch besaß er Ehrgefühl genug, den Tod der Schande vorzuziehen und sich, während sein Capitain die Compagnie inspicierte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Mit staunender Bewunderung sahen die Brasilianer den Unglücklichen an, meinten aber sämmtlich, sie hätten doch eher die 200 Hiebe erduldet, als einen solchen Entschluß gefaßt.

Mit jedem Tage nahm das Elend zu; unsere Soldaten erschossen alle Hunde, die sich noch im Lager vorfanden, und verzehrten sie als eine Delikatesse, da sie wenigstens weit mehr Fett und Kraft besaßen als die abgetriebenen ermatteten Ochsen, welche durch die weiten Märsche, sowie durch Hunger so mager und elend geworden waren, daß sich statt des Markes, dessen wir uns früher zum Braten bedienten, jetzt beinahe nichts als Blut in ihren Knochen befand. Den Sold, der zwar hier nicht, wie in Rio de Janeiro, in Papier, sondern in baarer Münze ausgezahlt wurde, und der auf diese Art, alle Gratifikationen eingerechnet, ungefähr doppelt so viel wie dort betrug, hatten wir jedoch ebenfalls seit langer Zeit nicht empfangen; auch wäre mit dem Gelde hier nicht viel anzufangen gewesen, da sich die Kaufleute, nachdem die Spanier mehrere ihrer Karren aufgefangen und die Eigenthümer ermordet hatten, schon seit langer Zeit nicht mehr in unsere Nähe wagten. Das brasilianische Gouver-

nement sandte indessen häufig bedeutende Summen, welche zu Goldzahlungen verwendet werden sollten, die aber meistens durch Lecor dem berühmten General Fructuoso Ribeiro zugestellt wurden, welcher damals mit etwa 2000 Mann bei Santa Maria in den Missionen stand. Bevor ich hier in meiner Erzählung weiter fortfahre, muß ich jedoch Einiges aus der Biographie dieses merkwürdigen Mannes anführen.

Fructuoso Ribeiro, der listige Abenteurer, an dessen ehrgeizigen Plänen Dom Pedro's Machtspruch so oft scheiterte, ist Brasilianer von Geburt, und hatte früher als Major in Diensten seines Vaterlandes gestanden. Ohne eigentlich gründliche Kenntnisse von irgend einer Sache zu besitzen, wußte er sich doch in jede Lage des Lebens schnell zu schicken, war stets gewandt und listig, zeigte bei mancher Gelegenheit einen außerordentlichen Scharfblick, kannte das Terrain, auf welchem der Krieg geführt wurde, aufs Genaueste, besaß sehr viel Menschenkenntniß, verfolgte seine Pläne mit seltener Umsicht, hartnäckiger Ausdauer, und ohne eben das Gute oder Schlechte zu berücksichtigen, welches er zur Erlangung seiner riesigen Zwecke anzuwenden hatte. Sein allzu großes Selbstvertrauen, seine wahnsinnige Politik, sein übertriebener Ehrgeiz ließen es natürlich nicht zu, daß er sich in dem Posten eines Majors lange glücklich fühlen konnte; nein, er trachtete, kaum zum Manne gereift, schon danach, sich die Provinzen Cisplatina und St. Pedro do Sul zu unterwerfen, woraus er in seinem Majestätstraume ein eigenes Königreich für sich selbst zu bilden gedachte. Um nun einen Anfang zu diesem schwierigen Unternehmen zu machen, trat er in geheime Verbindungen mit dem feindlichen General en Chef, dem er versprach, das ganze unter seinem Commando stehende Regiment ohne Schwertschreich den Republikanern in die Hände zu liefern. Es

dauerte nicht lange, so fand sich die Gelegenheit zur Ausführung dieses verwegenen Planes. Ribeiro führte sein Regiment, nachdem er vorher den Feind von seinem Vorhaben hinlänglich unterrichtet, in ein von Bergen rings umschlossenes Thal, wo er, an Ort und Stelle angekommen, den Befehl ertheilte, daß die Pferde abgesattelt und die Karabiner zusammengestellt werden sollten. Dann sandte er den größten Theil seiner Mannschaft fort, um Holz, Wasser und Fleisch herbeizuholen. Alles war so eingerichtet, daß die Wege, welche die Soldaten zur Herbeischaffung dieser Artikel einzuschlagen hatten, ziemlich weit und mit manchen Schwierigkeiten verknüpft waren, so daß jene nothwendig eine längere Zeit ausbleiben mußten. Währenddem schlich sich, auf einen Wink des tollkühnen Verräthers, eine unbedeutende Anzahl feindlicher Truppen heran und bemächtigte sich ungestört der sämtlichen Waffen der also überrumpelten und von ihrem eigenen Major verkauften Brasilianer. Als die Soldaten nach vollendeter Arbeit in die Lagerstätte zurückkehrten, fanden sie sich zu ihrem Schrecken wehrlos von feindlichen Truppen umringt. Ohne auch nur einen Versuch zum Widerstande zu machen, ergaben sich Alle, und traten größtentheils später in die Dienste der Republik.

Fructuoso Ribeiro wurde für diesen Streich sogleich zum Obersten, und bald darauf zum Brigadier in Diensten von Buenos-Ayres ernannt. Sein Stolz erlaubte ihm aber nicht, unter den Befehlen eines Andern zu stehen; und da alle Cabalen, den General Alvear zu stürzen, an der Festigkeit des damaligen Präsidenten von Buenos-Ayres scheiterten, so entschloß er sich, wie ein zweiter Wallenstein, auf eigene Hand ein Räubercorps auf die Beine zu stellen. Er raffte in oieser Absicht alles Gesindel, was er in der Nähe und Ferne aufzutreiben vermochte, besonders In-

dier, zusammen, und warf sich dann in die ehemals im Besiz der Jesuiten gewesenen Missionen, wo er seine halb verhungerte Bande auf Kosten der Einwohner wieder mit Glück zu stärken suchte. Sowohl Brasilien als Buenos-Ayres richteten jetzt ihr Augenmerk auf diesen gewaltigen Helden, der, ohne bestimmt zu erklären, zu welchem Zwecke dies geschehe, ein Heer von 2000 Mann um sich versammelt hatte und aus den Schranken des Gesetzes getreten war, um selbst mit dem Schwerte ein Gesetz zu diktiren. Beide Reiche buhlten um seine Freundschaft, da ein solcher Mann mit einem solchen Anhang jedem von ihnen höchst willkommen gewesen wäre, und vielleicht sogar eine Entscheidung des langwierigen Krieges hätte herbeiführen können. Aber Ribeiro war gewandt genug, diesen einmal errungenen Vortheil gehörig zu benutzen, indem er beide mit pfiffiger Taktik in Ungewißheit und Hoffnung ließ. Er schmeichelte sowohl dem Kaiserthum wie der Republik mit der angenehmen Aussicht, daß er sich mit den Seinigen ihren Heeren anschließen werde, zog aber die Vollziehung dieser Versprechungen so sehr in die Länge, daß man von beiden Seiten bald nicht mehr recht darauf trauen konnte. Indessen verstärkte sich, sowie der Schneeball zur Lawine wird, seine kleine Armee mit jedem Tage, während man ihn selbst nach gerade als Schiedsmann zwischen zwei so bedeutenden Reichen, wie Brasilien und Buenos-Ayres, anzusehen begann. Handelte es sich doch um den Besiz der schönen Provinz Cisplatina, — und um so viel wichtiger mußte daher auch der Mann werden, dem man es allgemein zutraute, er könne durch seinen und seines kleinen Heeres Beitritt zu einer der beiden Parteien den Streit leicht zum Vortheil seines Freundes schlichten.

General Lecor, der, wie ich früher schon erwähnte,

von dem Grundsatz ausging, daß die feindliche Armee weit eher durch Bestechungen als mit dem Schwerte zu schlagen sei, sandte daher alles Geld, welches zu Goldzahlungen für das brasilianische Heer bestimmt war, an jenen zweideutigen Cunctator, um sich wo möglich seiner Freundschaft und seines Beistandes zu versichern. Fructuoso Ribeiro nahm Alles an, gab fortwährend Versicherungen seiner Anhänglichkeit für Brasilien, betheuerte, daß es ihm nie eingefallen sei, absichtlich in die Dienste der Republik zu treten, sondern daß nur ein unglücklicher Zufall dies veranlaßt habe und setzte dabei seine Plünderungen und Räubereien in den Missionen ungestört fort.

Marschall Braun dagegen, der seine Wuth fast nicht mehr zu bekämpfen vermochte, warnte den General Lecor zu wiederholten Malen dringend, sich nicht auf einen Mann zu verlassen, dessen ganzer Zweck darauf hinausgehe, sich selbst so viel als möglich durch Anziehung von Truppen zu verstärken und zu bereichern, um alsdann ganz frei und ungebunden als Dritter in diesem Streite auftreten und endlich, wie der Löwe in der Fabel, bei der Theilung das beste Stück für sich nehmen zu können. Aber alle Vorstellungen dieser Art waren vergebens; der halsstarrige General mußte seinen Willen durchsetzen, unsere Armee dagegen hungern, dulden und allmählich untergehen.

Während Fructuoso Ribeiro das brasilianische Gouvernement auf diese Art mit immer neuen, lockenden Versprechungen hinhielt, vermehrte er sein kleines Heer mit jedem Tage, was ihm durch die bedeutenden Geldsummen, die ihm von uns, wie von der Republik zugesandt wurden, noch um so leichter fiel. Beide Mächte, durch die Versicherungen seiner Ergebenheit und der Bereitwilligkeit, im Nothfall ihnen zur Hülfe eilen zu wollen, täuschend, benutzte er nur Geld so-

wie Proviant, was ihm auf solche Weise in beträchtlicher Menge zukam, um seine Truppen in günstiger Stimmung zu erhalten, und sich selbst desto fester zu stellen. Aller Bemühungen ungeachtet, diesen dreisten Parteigänger, der zu Lande das war, was fast zur selben Zeit Lord Cochrane zur See, dahin zu bewegen, sich endlich auf irgend eine Seite der streitigen Mächte zu werfen; mußte Ribeiro dennoch mit großer Gewandtheit einen offenen Beweis seiner wahren Absichten zu umgehen, entschuldigte sich fortwährend mit nichtssagenden Gründen, weshalb er sich eigentlich nicht schon längst der Armee angeschlossen habe, und blieb vor wie nach ein gefürchteter Räuber in den Missionen. Der gerechte Zorn des Marschalls Braun stieg auf das Höchste; der alte Lecor mußte nachgeben, und auf sein dringendes Verlangen zuletzt ein Corps gegen Fructuoso ausschicken, welches aber sogleich von den angeblich Befreundeten angegriffen und zurückgeschlagen wurde. Jetzt waren denn die hinterlistigen Pläne dieses ehrgeizigen Glückritters endlich deutlich an das Tageslicht gekommen, und unser General, durch die schmerzlichste Erfahrung von seinem Wahne geheilt; man sah deutlich ein, daß alle Unterhandlungen Fructuoso's von vorn her nur aus einem feinen Intriguen-gewebe bestanden hatten.

Dennoch wagte man es nicht, ganz offen gegen ihn zu verfahren, und ließ ihn einstweilen ruhig in den Missionen rauben und plündern so viel ihm beliebte. Der kluge Banditenkönig versäumte es niemals, nach vollbrachtem Raubzuge einen Bericht an unsern General einzusenden, in welchem er dies Benehmen als durchaus nothwendig zu schildern suchte. — Als nun endlich am 30. October 1828 der Friede zwischen Brasilien und Buenos-Ayres zu Stande kam, und die ehemalige Provinz Cisplatina zur jetzigen Republik

Uruguay umgeschaffen wurde, sah sich Fructuoso an der Spitze eines zahlreichen Heeres, mit welchem er sogleich auf Montevideo losmarschirte, um sich hier zum Dictator der Republik aufzuwerfen. Seine Pläne, hinsichtlich der Begründung eines neuen selbstständigen Königreichs sind allerdings gescheitert, doch hat er wenigstens seinen Zweck in so weit erreicht, als er noch jetzt Präsident der Republik Uruguay ist, über welche Provinz er einst als absoluter Souverain zu herrschen gedachte. Ich habe die wenigen hier angeführten Züge aus dem Leben dieses Mannes nur deshalb zu Papier gebracht, weil seiner häufig in öffentlichen Blättern gedacht wird, und so dem Leser diese Notizen vielleicht angenehm sein können.

Nach dieser kurzen Erläuterung kehre ich in meiner Erzählung wieder zu unserm Lager am Arroio do Meio zurück, wo fortwährend Hunger und Elend herrschten; ja, der Mangel an Nahrungsmitteln wurde hier so groß, daß sich mehrere Deutsche aus Verzweiflung erschossen; denn nur die in unserer Armee befindlichen Indier wußten sich immer noch eines Ochsen oder wenigstens eines Kalbes zu bemächtigen. Alle Anhöhen unseres Lagers am Arroio do Meio waren beständig mit feindlichen Vorposten besetzt, welche uns fortwährend beobachteten, sich aber sogleich, sobald sich nur ein kleines Detachement unserer Truppen zeigte, mit unglaublicher Schnelle aus dem Stanbe machten. Sehr bald war rings in der Umgegend kein Grashalm mehr zu finden, so daß das wenige Vieh, welches wir noch aufgespart hatten, durch Hunger und eine eingebrochene Seuche beinahe sämmtlich umkam. General Lecor, der flüglich in einem großen Wagen stets hinlängliche Lebensmittel, ja sogar Leckereien mit sich führte, schien das Elend seiner Truppen wenig zu empfinden; nur Marschall Braun ließ in

seinem Eifer nicht nach; er bestand streng auf eine Veränderung des Lagers und setzte wirklich seinen Willen durch. Theils hierdurch, theils durch die schon früher vorgefallenen Scenen entstand natürlich das feindlichste Verhältniß zwischen beiden Generalen.

Wir brachen also ebenfalls auf und näherten uns wohlbedacht wieder dem Jagueras und dem lieblichen Serrito, indem von hier aus die Zufuhr weit leichter bewerkstelligt werden konnte, als dies am Arroio do Meio der Fall gewesen war. Während des Marsches trafen wir auf mehrere einsam gelegene Fajendas, wo wir die deutlichsten Spuren der hier durch die Truppen der Republik verübten Gewalthätigkeiten fanden. Die Wände der Häuser waren eingestossen, alle Möbeln in tausend Stücke zerschlagen, ja kein Fenster war mehr ganz; sogar den Heiligenbildern hatten die feindlichen Soldaten, die doch alle selbst Katholiken waren, die Köpfe abgeschlagen und statt ihrer mit schändlichem Uebermuthe einen Haufen Unrath auf den verstümmelten Rumpf gesetzt. Weder das Vieh, welches zu diesen Häusern gehörte, noch selbst die einzeln stehenden Obstbäume waren von diesen Gräueln verschont geblieben; ja, die Wuth der Argentinier hatte sich bei der Zerstörung lebloser Gegenstände noch nicht gesättigt; sogar unschuldige Menschen mußten mit dem Leben für den Nationalhaß büßen, welcher zwischen diesen Abkömmlingen der Spanier und denen der Portugiesen seit Jahrhunderten besteht.

Marshall Braun, durch das ewige Herumziehen in den Steppen der Provinz St. Pedro do Sul ermüdet, sowie durch Mißhandlungen, denen die Bürger dieser Provinz ohne Unterlaß ausgesetzt waren, im höchsten Grade aufgebracht, beschloß jetzt, die erste vorkommende Gelegenheit zu benutzen, selbst ohne Befehl des General Lecor, den Feind anzugreifen. Es dauerte auch

nicht lange, bis er seinen festen Plan ausführen konnte. Wir hatten nämlich wieder auf einige Tage ein Lager dicht am Jagueraõ bezogen, damit die von Hunger und starken Märschen erschöpften Truppen sich etwas erholen sollten, als es dem General Lecor plötzlich von Wichtigkeit schien, die 400 Mann starke feindliche Besatzung aus Serrito zu vertreiben. Er sandte deshalb den Marschall Braun mit drei Bataillonen Infanterie und einigen Regimentern Cavallerie dahin ab, um wo möglich das ganze Detachement der Argentinier aufzuheben. Unter den dem Marschall zu dieser Unternehmung mitgegebenen Truppen befand sich zum Glück auch das deutsche Jägerbataillon; und Braun wagte es deshalb im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner erprobten Landsleute, die Ordre seines Vorgesetzten unberücksichtigt zu lassen, und statt nach Serrito zu marschiren, in größter Eile durch den Jagueraõ zu gehen, um ein starkes Argentinercorps im Gebiete der Provinz Cisplatina selbst zu überfallen, so daß wo möglich, wenn uns gleich feindliche Truppen im Rücken standen, uns zum größten Nutzen, der Schauplatz des Krieges hierher verlegt werden könnte.

Ein ungewöhnlich nebeliger Morgen begünstigte die muthigen Pläne des Marschalls. Ehe noch der Tag angebrochen, hatten wir bereits besagten Fluß passirt und näherten uns in größter Stille dem feindlichen Lager. Die Republikaner, durch die vielen Spione, die sie in der brasilianischen Armee unterhielten, von dem Anrücken unserer Truppen gegen Serrito längst unterrichtet, ahneten nicht, daß der Marschall die ihm gegebenen Befehle überschreiten und ihnen in ihrem eigenen Gebiete einen Besuch abstatten würde. Sie hatten sich daher der größten Sorglosigkeit überlassen, und nur dem in Serrito commandirenden Obersten Latorre von der nahen, ihm drohenden Gefahr

vorläufig Nachricht ertheilt. Der Augenblick schien uns zu begünstigen; während die Infanterie, durch den starken Nebel den Augen des Feindes entzogen, leise vorwärts drang, trieb eine Abtheilung unserer Cavallerie eine bedeutende Menge der in diesen fetten Triften weidenden Pferde und Ochsen auf unsere Grenze zurück. Gegen acht Uhr des Morgens langten wir endlich bei einem großen weißen Gebäude an, in welchem wir die ersten feindlichen Soldaten antrafen. Sie hatten unsere Nähe so wenig vermuthet, daß sie sämmtlich, ohne daß auch nur ein Flintenschuß gefallen wäre, festgenommen wurden; und wir erfuhren nun von den Gefangenen, daß das Lager, in welchem sich etwa 3000 Mann, lauter Cavallerie, befinden könnten, kaum noch eine kleine Stunde von uns entfernt sein. Der Nebel wurde indeß mit jeder Minute dichter; der Feind hätte, um sich zu vertheidigen, erst die Pferde, welche nach dortiger Sitte in den weiten Ebenen unangebunden umherschweiften, einfangen müssen, — kurz, es war die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir das ganze Lager umzingeln, und, ehe die Republikaner noch im Stande wären, sich wirksam zur Wehre zu stellen, den ganzen Haufen gefangen nehmen würden.

Raum hatte also Marschall Braun die nöthigen Erkundigungen eingezogen, als er auch sogleich weiter marschiren wollte, — da aber erklärte plötzlich der Commandeur der uns begleitenden Cavallerie, Oberst Bento Manuel, »daß er auch nicht einen Schritt weiter gehe, ohne vorher die magern, elenden Pferde unserer Cavallisten gegen die besseren, welche bereits auf diesem Zuge in der Provinz Cisplata zusammengetrieben waren, gewechselt zu haben.« — Weder die Wuth, noch die gütigen Vorstellungen des Marschalls fruchteten; der Oberst blieb beharrlich

bei seiner Meinung, und sämtliche Officiere der Cavallerie traten ihm bei. In Europa würde ein solcher Ungehorsam gegen den Vorgesetzten mit unerbittlicher Strenge bestraft worden sein; Bento Manuel ist aber, so viel ich weiß, dieses Vergehens wegen nicht einmal zur Verantwortung gezogen worden, — was sich wohl nur dadurch erklären läßt, daß der Marschall selbst die ihm gegebenen Befehle überschritten hatte und deshalb vielleicht nicht wagte, später eine Anklage gegen den Obersten beim Gouvernement einzuleiten.

Braun sah sich also gezwungen, der Menge nachzugeben; er ließ mit zerknirschtem Herzen Halt machen, um der Cavallerie zum Wechseln der Pferde Zeit zu vergönnen; dabei vergingen jedoch zwei volle Glockenstunden, während welcher Zeit der Feind längst von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigt war, und schnell seine Maßregeln danach getroffen hatte.

Indessen zertheilte sich der Nebel allmählich; wir sahen das Lager der Republikaner dicht vor uns liegen, bemerkten aber auch zugleich, wie sie sich zu Zweien und Dreien auf irgend ein Pferd, welches nicht einmal gefattelt war, hinaufschwangen und in gestreckter Carriere davon sprengten. Immer rascher drangen wir jetzt vor, bis in das feindliche Lager hinein, welches wir aber bereits menschenleer antrafen. Durch die unerwartete Verzögerung war also unser Plan, wenn auch nicht gänzlich mißlungen, doch wenigstens nicht so ausgeführt worden, wie man es sich Anfangs wohl hätte versprechen dürfen. Wir machten nur wenige Gefangene, und mußten uns damit begnügen, das Lager, welches freilich nur aus Schilfhütten bestand, dennoch aber sehr gut eingerichtet, und äußerst reinlich, ja fast zierlich aufgebauet war, durch einige Soldaten in Brand stecken zu lassen. Bedeutend war der Schaden, den die Republikaner, besonders an Vieh, erlitten;

hatten wir doch über 6000 Pferde und beinahe eben so viel Ochsen weggetrieben. Wie unerwartet aber den Feinden dieser Ueberfall kam, konnte man schon daraus ersehen, daß sich noch Spielkarten auf den Tischen vorfanden, die allem Anschein nach erst in dem Augenblick aus den Händen gelegt waren, wo wir bereits die Zelte umzingelt hatten. Der Officier, welcher befehligt war, die Baracken der Argentinier den Flammen preiszugeben, fand sogar auf den aus Stroh geflochtenen Tischen noch einige spanische Plaster, welche die Flüchtlinge in der Eile vergessen hatten. Einzelne eiserne Kochtöpfe standen noch am Feuer, in welchen durch Indianerinnen so eben die Mittagsmahlzeit bereitet wurde.

Während ein Theil unserer Truppen beschäftigt war, die Ueberreste des feindlichen Lagers mit Feuer und Schwert zu vertilgen, sahen wir den Obersten Latorre mit seiner Schaar über den Rücken der nahe gelegenen Gebirgsreihe hinwegziehen; Niemandem fiel es ein, diesem 400 Mann starken Corps auf seiner Flucht das Geringste in den Weg zu legen. Der Argentinier-Oberst wandte sich auf Cerro largo, wo sich damals das Hauptquartier der Republikaner unter dem Oberbefehl des Generals Lavalleja befand. Schon aus der schnellen Retirade, welche Latorre von Serrito machte, geht deutlich hervor, daß er von der befohlenen Annäherung der brasilianischen Armee nach jenem Orte vollkommen unterrichtet war, keineswegs aber vermuthen konnte, daß Marschall Braun einen Einfall in die Cisplatina beabsichtige; um so mehr hätten wir also ein günstiges Resultat, einen glorreichen Sieg erwarten dürfen, da wir unverhofft, und selbst durch das neblige Wetter begünstigt, plötzlich in der Nähe des feindlichen Lagers erschienen. Wiederum hatten die elendesten Cabalen, unter dem Einflusse eines

dummen Nationalhasses den begeisterten Gedanken eines, wenn nicht großen, doch kräftigen Mannes vereitelt.

Wir kehrten also am folgenden Tage beinahe unverrichteter Sache nach dem Jaguerao zurück, wo wir den General, Bisconde da Laguna, mit dem ganzen Heere antrafen. Er hatte sich auf die ihm vom Marschall Barreto, dem geschworenen Feinde des Marschalls Braun, ertheilte Nachricht von unserer gewagten Expedition schnell mit den sämtlichen Truppen aufgemacht, um uns wo möglich noch zur Hülfe zu eilen, da er, wie er später aussagte, erwarten mußte, »daß das Corps, welches er dem Befehle des damaligen Chefs des Generalstabes (dem Marschall Braun) anvertraut, in der ungeregeltesten Flucht zurück kommen würde«. Barreto hatte, seinem Nebenbuhler zu schaden, dieses Gerücht in der Armee ausgesprengt, und als kluger Intrigant die Sache so zu leiten gewußt, daß der Generalissimus sehr bald davon benachrichtigt werden mußte, — worauf dieser auch, wie schon erwähnt, sogleich dem, seiner Meinung nach, gänzlich geschlagenen und flüchtigen Corps mit großer Freude zum schnellen Beistande langsam vorgerückt war. Als aber der Bisconde uns in guter Ordnung und mit reicher Beute an Vieh zurückkehren sah, schien der Ausdruck des Jornes plötzlich sein gelbes, faltenreiches Gesicht zu verlassen, und er begrüßte den Marschall, welcher ihm stolz entgegen ritt, mit allen Zeichen der wärmsten Freundschaft und Dankbarkeit. Doch dies zuvorkommende Wesen war nur eine feine Maske, von der das Herz nichts wußte; denn Lecor fühlte sehr gut, daß Braun durch seine Thaten ein Uebergewicht über ihn erlangen würde, welches, von den Gefinnungen der Soldateska bestärkt, ihm den längst verwirkten Vorbeerfranz leicht hätte

entwenden können. Barreto gab demnach sich alle nur erdenkliche Mühe, den General Lecor in dieser Ansicht zu bestärken und ihn zu bewegen, wo möglich den Marschall Braun von der Armee zu entfernen. Zwar blieb nach dem Buchstaben des Gesetzes der Letztere in jedem Falle straffällig; denn wenn die Expedition in die Cisplatina auch noch so günstig ausgefallen wäre, so hatte Braun doch immer die Befehle seines Vorgesetzten überschritten. Was ist aber in Brasilien die Disciplin? Ein Findelkind im Prachtanzuge, mit Degen und Paradehut, — ein Casper Hauser, der auf einmal zum Manne werden will.

So entstand eine Zwietracht unter den höheren Offizieren der brasilianischen Armee, welche der allgemeinen Sache unbedingt gefährlich werden mußte. Barreto wußte, als Hauptintrigant in diesem Ifflandischen Familien-Drama, die Umgebung des Generals Lecor durch Geld und Galanterie für sich zu gewinnen, und durch diese den altersschwachen, inconsequenten Subelgreis immer mehr für seine Pläne zu stimmen, ja sogar ihn endlich dahin zu bringen, eine offene Anklage gegen Braun wegen Ueberschreitung der dem Letztern übertragenen Befehle in Rio de Janeiro officiell einzugeben. Der kecke Marschall, der so unbedachtsam die Rolle eines Prinzen von Homburg durchgeführt hatte, wurde hierauf nach der Hauptstadt des brasilianischen Reiches berufen, wo er sich aber hinsichtlich seiner verdächtigen Operationen so gut verantwortete, daß ihn das Kriegsgericht, vor welches man ihn ohne Aufschub stellte, von aller weiteren Verantwortung freisprach.

Dies Alles ist Beweis genug, daß man hinsichtlich der militairischen Ordnung von keinem vorgefaßten Systeme, sondern nur von untergeordneten, dem

Zufälle preisgegebenen Ansichten ausging; wer die Zunge am besten in seiner Gewalt hatte, war gewiß jedes Mal der Sieger, wenn auch das Recht noch so weit von ihm entfernt lag. Marschall Braun, durch Talent und Bildung ein guter Redner, und, da er schon früher Jahre lang in Portugal gebient hatte, der portugiesischen Sprache sehr kundig, konnte also die Uebertretung der ihm gegebenen Ordre leicht vertuschen und die Saumseligkeit des Generals Lecor in das grellste Licht stellen, was er denn auch, um sich selbst zu sichern, auf keine Art verabsäumte. Späterhin wurde der Visconde ebenfalls zur Verantwortung gezogen, aber eben so gut, wie der Marschall, freigesprochen.

Raum in das Lager zurückgekehrt, erhielten die sämmtlichen Offiziere den Befehl, die erbeuteten Pferde abzugeben; jedoch ward ihnen feierlich versprochen, daß ein Jeder sich aus der ganzen Heerde in einigen Tagen das Thier aussuchen könne; welches ihm dann am besten gefiele. Ich hatte einen hohen, sehr schönen Schecken eingefangen, und da ich solchen Versprechungen natürlich nicht recht mehr traute, so erklärte ich, daß ich mit meinem Pferde sehr wohl zufrieden sei und keinen Tausch eingehen wolle. Meine Kameraden dagegen, welche meistens nicht so glücklich gewählt hatten, lieferten ihre Thiere aus, in der Hoffnung, sich später unter den Tausenden bessere auswählen zu können. Sie irrten sich aber sehr; denn die Pferde wurden in öffentlicher Auktion verkauft, — die schönsten behielt der Marschall für sich; jeder Soldat erhielt von dem gelösten Gelde einige Groschen als Gratification und der Offizier gar nichts, — weder Geld, noch Gaul. So war ich wenigstens froh, meinen Schecken behalten zu haben, wenn ich ihn auch nicht lange benutzen konnte; denn er wurde mir bald nach-

her von einem Indier gestohlen. Geld zu stehlen ist nämlich, wie schon erwähnt, in den Augen der Bewohner der Provinz St. Pedro do Sul das gemeinste Verbrechen, aber Pferde und Ochsen entwendet nicht selten der reichste Mann, ohne sich hieraus ein Gewissen zu machen.

Während dieser Zeit war der eben so tapfere als edle Commandeur unseres Bataillons, William Woods Neats, durch Krankheit genöthigt worden, sich nach Francisco de Paula zurückzuziehen, wo ihn, zum höchsten Schmerze seiner Untergebenen, der Tod auch bald ereilte, und seine Stelle wurde durch den Major Luiz Manoël Tezuz, einen Portugiesen von Geburt, ersetzt. Den Deutschen war es schon unlieb, einen Mann an ihrer Spitze zu sehen, der nicht zu ihrer Nation gehörte, doch wurde dies Gefühl noch dadurch verdoppelt, daß der Major sich bei keiner Gelegenheit hervorgethan, wohl aber, so oft nur irgend möglich, die Deutschen verachtet, ihre Thaten für nichts gerechnet und sie wie Hunde behandelt hatte. Hierzu kam noch, daß er eben so gewinnsüchtig als hinterlistig, eben so grausam als feige war; es konnte daher nicht fehlen, daß die armen Soldaten auf die schändlichste Art betrogen, und nicht selten, statt daß man ihren Klagen hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen, schrecklich gemißhandelt wurden. Eine solche Behandlung mußte natürlich die Gemüther empören, und gab zu häufigen Subordinationsvergehen und zu noch häufigeren Desertionen Anlaß; ja, diese ungünstige Stimmung ging zum Theil auch, wie eine Giftseuche, in die brasilianischen Bataillone über, welche sich bereits daran gewöhnt hatten, in mancher Hinsicht an den ausländischen Corps ein Vorbild zu nehmen; denn wenn sie auch diese im Grunde nicht liebten, so wagten sie

doch nicht zu läugnen, daß ihnen die Deutschen in Bezug auf das Militairwesen bei weitem überlegen seien.

Kaum hatte auch, nach der letzten Expedition des Marschalls Braun, das Heer ein Lager am Arroio do Botte bezogen, als sich der düstere Geist, welcher die Armee beseele, immer deutlicher zeigte; die Deutschen, von denen die meisten durch Lockungen und Versprechungen des verruchten Majors von Schäffer bewogen waren, ihr Vaterland gegen Brasilien zu vertauschen, erwählten jetzt schon das, ihren Ansichten nach, ehrenvollste Mittel, sich dieser Ketten zu entledigen, und jagten sich eine Kugel durch den Kopf. Fast jeden Tag hörten wir im Lager mehrmals plötzlich einen Flintenschuß fallen, und ohne daß nur Jemand der Ursache nachgeforscht hätte, versicherte schon ein Jeder im voraus, daß sich wieder ein Deutscher erschossen habe. Die Brasilianer, denen das Leben im Lager am Arroio do Botte eben so unerträglich war als uns, hatten indessen nicht den Muth, sich auf diese Art in die andere Welt zu befördern, sondern zogen es vor, schaarenweise das Reißaus zu nehmen, um entweder in ihre Heimath zurückzukehren, oder sich dem Feinde in die Arme zu werfen, da sie im letztern Falle wenigstens nicht befürchten durften, vor Hunger, Elend und Despotismus so schändlich umzukommen. Als die Deutschen aber endlich bemerkten, daß ihnen durch die häufigen Selbstmorde in keiner Hinsicht ein Vortheil erwuchs, so ergriffen auch sie flüglich die Partie der Brasilianer und desertirten, wo sich nur irgend die Gelegenheit dazu darbot.

Nicht allein, daß die Ablösungen oft die sämtlichen vorgeschobenen Posten eines als Wache ausgestellten Detachements nicht mehr antrafen, — wodurch

das ganze brasilianische Heer einem plötzlichen Ueberfalle preisgegeben wurde, sondern bisweilen war sogar der Commandant des Piquets, aus Furcht, wegen der Desertion seiner Vorposten zur Rechenschaft gezogen zu werden, mit seiner sämmtlichen Mannschaft den Ueberläufern nachgefolgt. Uniform, Waffen, Pferd, Alles wurde dann mitgenommen, woraus unserm Heere, dem es selbst an dem Nothwendigsten fehlte, abermals ein großer Schade entstand. Hierdurch schmolz die Armee nach und nach dermaßen zusammen, daß doch der Bisconde da Laguna zuletzt ängstlich dabei wurde und sich dazu entschloß, den deutschen Soldaten persönlich Vorstellungen zu machen. Er redete sie mit vieler Wärme an, und sprach mehr im bittenden, als im befehlenden Tone; erhielt aber von allen Seiten zur Antwort: »daß er die Soldaten während des ganzen Feldzuges beständig mit leeren Versprechungen hingehalten, und sie mit der Hoffnung getäuscht habe, im Lager von Arroio do Botte den rückständigen Sold nachzahlen, sowie Kleidungsstücke herbeischaffen zu wollen, und daß dennoch den Truppen, obgleich ihnen der Staat bereits die Löhnung von einem ganzen Jahre schuldig sei, bis jezt noch immer kein Pfennig ausgezahlt worden wäre«. Auf diese Antwort verstummte der General und zog sich schnell zurück; beauftragte aber zuvor den Commandeur unseres Bataillons, Luiz Manoël de Jesus, sein Offiziercorps zusammen zu berufen, um nochmals mit ihnen Rath zu pflegen, wie dem Unwesen abzuhelfen sei. Aber wie erschrak dieser, als die Offiziere einstimmig den Soldaten das Wort sprachen, und ihm dreist und unumwunden in das Gesicht erklärten, daß er selbst für sein Bataillon mehr hätte thun können und sollen, und daß leere Versprechungen den Magen und das Herz der aus einem fremden Welt-

theile angeworbenen Leute nicht füllten. So blieb die Sache, wie sie war, und es zeigte sich deutlich, daß die Armee ihrer Auflösung nahe sei, wenn nicht baldige Hülfe erschiene.

Da kamen endlich einige Kaufleute im Lager an, aber Niemand hatte Geld zu kaufen. Um nun wenigstens die Offiziere zu beruhigen, sprach der General mit diesen Speculanten und bat sie, jenen gegen Anweisungen auf ihren Gold das Nöthige zu creditiren. Diese waren unter der Bedingung, daß der Herr Visconde die Blanquets unterzeichnen und anerkennen wolle, gern dazu erbötig, und auf solche Art konnte man nun doch wenigstens etwas Linderung erhalten, wenn man sich auch gefallen lassen mußte, von diesen Kaufleuten entseßlich betrogen zu werden und für das sauer erworbene Geld kaum die Hälfte des Werthes in halb verdorbenen Waaren zu erhalten. Für die Soldaten wurde aber immer noch gar nichts gethan, und es kam endlich so weit, daß ein Kriegsgericht sechs Deserteure, welche ihr Verbrechen mit der niederträchtigen Behandlung, die ihnen zu Theil werde, entschuldigten, von aller Strafe freisprach.

Eine große Menge Zwergpalmen, welche theils in dem Lager selbst, theils in der von Hügeln und Gebüsch durchschnittenen, romantisch schönen Umgegend üppig wuchsen, stillten mit ihren saftreichen Früchten eine Zeit lang den Hunger der durch Strapazen erschöpften Truppen; aber es dauerte nicht lange, so waren auch diese aufgezehrt, und da wir fast drei Monate im Lager verweilten, trat sehr bald die frühere Noth wieder ein. Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß die Soldaten, sich um keinen Befehl mehr kümmernd, auf's Marodiren ausgingen, und das einzelne Vieh, das sich von der Herde abgesondert hatte, niederschossen und gierig

verschlungen. Selbst die Deutschen fingen an, das Fleisch gänzlich roh zu essen, oder kochten auch wohl das Blut der getödteten Stiere in einem Feldkessel so lange, bis dies zu einer festen Substanz gerann, und genossen es alsdann ohne alle Zuthat, selbst ohne Salz, wie den größten Leckerbissen. Bald war auf viele Meilen in der Runde kein Grashalm mehr zu finden; was das verhungerte Vieh nicht weggefressen, war durch die Hufe der Pferde zerstampft; der ehemals grüne Ager glich einer Sandwüste, und man sah sich daher genöthigt, die wenigen zurückgebliebenen Ochsen in entlegenere Gegenden zu treiben, wo ihnen wenigstens die Infanterie-Soldaten, der häufigen Chamaden wegen, nicht zu folgen vermochten. Von den elenden Rationen, die unter diese Leute ausgetheilt wurden, konnten sie aber auch nicht existiren; sie mußten sich daher entschließen, mit Hunde- oder Pferdefleisch vorlieb zu nehmen. Das letztere schien ihnen jedoch ekelhafter oder nicht so wohlschmeckend, als das erstere, weshalb sehr bald kein Hund mehr seines Lebens sicher war, obgleich diese armen Thiere uns so treulich bis jetzt auf dem Marsche gefolgt, und uns nicht selten sehr nützlich gewesen waren.

Ein Fazendeiro, dessen Besitzungen sich ganz in der Nähe unseres Lagers befanden, hatte sich, da er unter dem Schutze des brasilianischen Heeres sicher zu sein glaubte, entschlossen, seine Wohnung, die er seit geraumer Zeit verlassen, wieder einmal anzusehen, und war deshalb mit seiner Familie hier angelangt. Er führte unter Anderem mehrere sehr fette Doggen mit sich, denen die deutschen Soldaten sogleich große Aufmerksamkeit zollten. Die Hunde waren indessen im höchsten Grade bössartig, und ohne Gewehrflugel schien ihnen nicht gut beizukommen zu sein; das Schießen war aber im Lager verboten, und es stand also zu befürch-

ten, daß der Fazendeiro, durch den starken Knall aufmerksam gemacht, den diebischen Schützen ertappen und Anzeige von der Sache machen würde. Ein listiger Kerl unseres Bataillons wagte es dennoch, sich eines Tages mit scharf geladenem Gewehre der Fazenda zu nähern. Die Hunde stürzten wüthend auf ihn los, doch einige Stückchen Fleisch, die er ihnen vorwarf, beruhigten sie bald, und als er sich dann langsam nach dem nahgelegenen Wäldchen zurückzog, folgte ihm eins dieser Thiere, in der Hoffnung, noch mehr zu erhalten; — aber kaum im Walde angelangt, flog diesem, statt des erwünschten Fleisches, ein Stück Blei in den Magen, worauf es der Soldat schnell abzog und kunstfertig zerlegte. Jetzt trat der glückliche Schütze frisch seinen Rückweg an; doch kaum war er einige Schritte vorwärts gegangen, da begegnete ihm der Gutsherr zu Pferde. — »Was fordern Sie für ein solches *Pedaço de Carneiro* (Stück Hammelfleisch)?« rief ihm dieser schon aus der Ferne zu. — »Einen halben Piafter,« antwortete ruhig der Soldat. — »Hier, Amigo,« erwiderte sodann jener, griff in die Tasche, bezahlte das geforderte Geld, nahm das Fleisch in Empfang, und hat es sicher als einen delikaten Bissen verzehrt, ohne zu ahnen, daß es ein Lendenstück seines eigenen Doggen war.

Außer dem Hunger begann jetzt auch die Kälte uns in dieser Jahreszeit nicht wenig zu plagen. Das durch den Regen gesammelte Wasser war an manchen Stellen mit einer fingerdicken Eiskinde überzogen; ein scharfer, schneidender Wind, der jetzt fast beständig wehte, trug viel dazu bei, den für einen Deutschen sonst eben nicht bedeutenden Frost noch empfindlicher zu machen. Die Truppen aus den nördlichen Provinzen Brasiliens, worunter besonders Pernambucaner und Bahianer, litten natürlich noch mehr dabei, als wir,

und sahen mit Staunen und Bewunderung die Möglichkeit ein, daß sich Wasser durch Kälte zu einer festen Masse verdichten könne. Ein Oberst gar, welcher damals die erste Brigade commandirte, erblickte mit Entsetzen diese ihm fremde Erscheinung, brach ein Stück des gefrorenen Wassers ab und wollte es in allem Ernste als besondere Karität nach seiner Heimath Pernambuco senden. Dennoch mußten die Truppen von zwei, höchstens drei Uhr Morgens bis acht, neun und auch wohl zehn Uhr Vormittags, beinahe ohne Bekleidung, in der stärksten Kälte unter den Waffen stehen, da der furchtsame Visconde um diese Zeit des Tages jeden Augenblick einen Ueberfall der Argentinier befürchtete. Wie war es also möglich, daß das Heer mit einer solchen Behandlung zufrieden sein konnte, — wie daran zu denken, Desertionen und Selbstmorde verhindern zu wollen?

Doch genug von den Leiden in diesem Lager; nur eines indischen Begräbnisses will ich hier noch zum Schlusse mit wenigen Worten erwähnen, um dann auf die Revolution der ausländischen Truppen in Rio de Janeiro zu kommen, welche ungefähr um diese Zeit ausbrach.

Die Guaranis, von welchen, wie früher erwähnt, eine Abtheilung unserer Armee mit Frauen und Kindern folgte, haben die Gewohnheit, ihre Todten auf der Spitze der Berge zu begraben, wahrscheinlich um sie dem Himmel näher zu bringen, damit die große Reise in desto weniger Zeit vollendet werde. So hatten sie denn auch ein verstorbenes Kind auf der größten Anhöhe einer sich in der Nähe des Lagers ausdehnenden Hügelreihe beerdigt, und diesen Ort der Trauer mit starken Pfählen umgeben. Die Neugier lockte mich, des andern Tages den Platz anzusehen, wo der kleine Indier vergraben lag; — aber wie

erstaunte ich, als ich das Grab eröffnet und mehre Weiber, heulend und weinend, darum gelagert fand! Ein Raubthier hatte in der Nacht das Kindlein mit seinen Klauen ausgekrakt und aufgezehrt, über welchen Unfall die armen Eltern und Verwandten ganz untröstlich schienen.

Elftes Capitel.

Revolution der ausländischen Truppen in Rio de Janeiro. — Unthätigkeit der Flotte am Rio de la Plata. — Friedensbedingungen vom 28. October 1828. — Benehmen Englands und Nordamerika's bei diesen Verhandlungen. — Allotria.

Während wir also unthätig und von tausend Bedrängnissen umgeben, fern von der Kaiserstadt, stündlich des schmachvollsten Todes gewärtig, in einem elenden Lager ruhten, stürzte ein dräuendes Ungewitter über Rio de Janeiro und den schwankenden Thron Dom Pedro's ein. Der brasilianische Staatshimmel war, wie viele Sterne er auch in der Heraldik tragen, und wie azurblau er auch darin aussehen mag, schon lange von schweren Wolken umsäumt, von Blitzen, Aequinoctialerscheinungen und anderen, noch seltsameren Luftphänomenen erleuchtet worden; ein Komet hing mit seiner Flammenruthe, wie das Schwert des Domokles an einem Pferdehaare, über dem Haupte des unschlüssigen Kaisers, der zu feige war, um Furcht, zu tyrannisch, um Vorsicht, zu stolz, um Verstand zu besitzen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Pedro ein guter Politiker war, denn es war sein höchstes Bestreben, es zu sein; aber er beging darin bis zur Stunde seines Todes einen Hauptfehler, daß er die Politik,

das vergötterte Janusbild einer neuen Dynastie, nicht als seine Amme — wie er es hätte thun müssen, — sondern als seine Spielpuppe betrachtete, daß er, vom Moment abhängig, bald zu schwach und bald zu stark, bald zu klug und bald zu dumm, bald zu gut und bald zu schlecht war, daß er für einen augenblicklichen Genuß oder Triumph auf alle die Opfer verzichtete, die er mit jahrelanger, verzweifelter Resignation und Gewissensqual seinem Moloch reichlich dargebracht hatte. Ich glaube, zu jener Stunde war es ihm noch nie im Traume eingefallen, daß ihm dereinst, in nicht gar weiter Ferne, ein X für ein U gesetzt, und er selbst Ex-Kaiser werden sollte von dem Reiche, das ihn doch wenigstens reich gemacht hatte, — reich an Gold und Erfahrung, aber arm an Tugend und Selbstvertrauen; ich glaube, wohl nicht mit Unrecht, dies Ereigniß, worauf ich jetzt eben zu reden komme, öffnete dem verblendeten Monarchen zuerst die Augen, und daß von diesem, in den Annalen Brasiliens ewig denkwürdigen Tage jenes oft wiederholte Wort her stammt, das er bei seiner Debarfierung von Rio de Janeiro äußerte: »Hingehen will ich und Kaffee bauen mit meiner Familie und mit meinen Negern, und diesen Kaffee will ich selbst trinken in ländlicher Bequemlichkeit; denn jede Bohne daran ist mehr werth, als eine Krone.«

Schade, daß ein moderner Souverain kein alt-römischer Consul ist, Schade, daß das dritte Decennium unseres Jahrhunderts zu einem Bastardkinde des vergangenen Säculums werden mußte! Dom Pedro, der stolze, reiche Privatmann, wurde König von Portugal, König des Reiches, dem er doppelt und dreifach entsagt hatte. Dieser letzte Zug erklärt vollkommen seinen Charakter, und bestätigt genugsam, was ich schon an verschiedenen Stellen dieses Werkes

anzudeuten mich veranlaßt fühlte: Bis zur Stunde dieser Insurrection der Fremdstuppen wählte sich der Kaiser einen transatlantischen Napoleon aus dem Jahre 1804; erst jetzt kam er wieder zur Besinnung, und er sprach für sich:

„Wär' ich der Dey von Tunis, dächte ich anders!“

Und erst dann wurde er vollständig Barbar, ein wirklicher Dey von Tunis; erst dann begriff er seine Infaillibilität, erst dann spielte er nicht mehr mit Menschenleben, sondern mit Menschenglück, erst dann plünderte er offen, ohne Hehl sein Reich, wie seine Krone; erst dann drückte er mit dem Blute seiner Unterthanen Bankzettel, deren Valuta er in London, Paris und Madrid zu sichern wußte, erst dann dachte er an seine eigene Person; denn »ohne Neger zu kaufen läßt sich kein Kaffee bauen, ohne Sklavenhandel existirt kein Geldwucher, kein Continentsprofit,« — ohne einen Machiavel gibt es keinen Despotismus.

Eiligst kehre ich zu dem großen Drama zurück, daß ich jetzt mit historischer Treue, so einfach wie möglich, meinen Lesern vorzaubern werde.

Um den in der Hauptstadt des Kaiserreichs herrschenden Geldmangel und die schlechte Disciplin der ganzen brasilianischen Armee noch deutlicher an das Licht zu stellen, mußte um diese Zeit eine Revolution unter den ausländischen Truppen in Rio ausbrechen. Die großen und übertriebenen Versprechungen, welche gewissenlose Werber den in den Fremdbataillonen dienenden Individuen zu Hamburg und Bremen gemacht, waren, wie wir bereits gesehen, in Brasilien keineswegs in Erfüllung gegangen, und die Gemüther der deutschen Soldaten, denen noch dazu in Rio de Janeiro die schlechteste Behandlung zu Theil wurde, deßhalb über die Maßen gereizt, ja oftmals der Verzweiflung nahe. Im An-

fange bestanden diese Bataillone aus allen Nationen Europa's, besonders aber aus Franzosen und Schweizern; das heftige Temperament und die Beharrlichkeit, mit welcher diese Leute bei jeder Gelegenheit auf ihrem Willen zu bestehen pflegten, bewogen jedoch das brasilianische Gouvernement, Deutsche anwerben zu lassen, von denen man mit Recht und politischem Scharfsinn mehr Unterwürfigkeit und unbedingteren Gehorsam erwartete.

Die Deutschen mögen aber in Brasilien auch nicht dieselben gewesen sein, die sie wohl in ihrem kalten Vaterlande sind; denn es fielen bisweilen unter ihnen so bedeutende Excesse vor, daß sich Dom Pedro veranlaßt fühlte, 3000 Mann Irländer herbeiholen zu lassen, von welchen er sich wahrscheinlich mehr katholischen Sklavensinn versprach, und Oberst Cotter, ein Mann, der wenigstens hinsichtlich der Gewissenlosigkeit dem Major Schaffer in nichts nachgab, erhielt den Auftrag, diese Menschen in ihrem fernen Vaterlande für die Krone Brasiliens anzuwerben. Der Oberst erfüllte das ihm aufgetragene Geschäft, in soweit es die Anzahl der Individuen betrafte, sehr richtig und pünktlich, hatte aber wenig Rücksicht auf den Charakter der Leute genommen, welche er im Auftrage des Kaisers aus dem sumpfigen Hibernien in die herrlichen Fluren Brasiliens hin versetzen sollte. Wer Irland und seine Bewohner kennt, wird leicht begreifen, daß es diesen Menschen unter dem strengen Joche, welches ihnen in einem wild fremden Lande auferlegt werden sollte, nicht lange gefallen konnte, besonders da man keineswegs gesonnen war, die ihnen in ihrer Heimath vorgespiegelten Begünstigungen auch nur halb zu halten. Sie weigerten sich also, Dienste zu thun, und erklärten, daß sie keineswegs als Soldaten, sondern als Colonisten engagirt seien, und sich, im Falle,

daß man Gewalt gebrauchen wolle, kräftig zur Wehre setzen würden. Die Offiziere, welche Cotter vermöge der ihm gegebenen Vollmachten schon in Irland dabei angestellt hatte, glichen so ziemlich den Soldaten, und feuerten unablässig die letztern zur Meuterei an, — besonders da ihnen von Anfang an die Deutschen ein Dorn im Auge waren, und sie uns vielleicht auf diese Art gänzlich entfernen und verdrängen zu können hofften.

Sir Robert Gordon, der damalige englische Gesandte am Hofe zu Rio de Janeiro, begünstigte natürlich seine halben Landsleute mit gehörigem Nachdruck, und erklärte dem brasilianischen Gouvernement ganz unumwunden, daß diese Menschen, die freien Unterthanen Sr. brittischen Majestät, nicht zum Dienste gezwungen werden könnten, da sie auf die vorgeblichen Contracte des Obersten Cotter nie eingegangen wären. Man versuchte nun durch Güte, die Irländer zur Annahme der Waffen zu bewegen, versprach ihnen täglich einen englischen Schilling Gold, doppelte Rationen und Abschaffung der Stockschläge, worauf sich dann auch etwa 400 Mann engagiren ließen; die Uebrigen wollten sich aber auf nichts einlassen, und suchten ihre uniformirten Landsleute hin und wieder nur aus dem Grunde auf, um sie zu verhöhnen, zu verspotten oder allenfalls ein Glas Branntwein von ihnen zu erhalten. Diese angeworbenen Irländer wurden nun unkluger Weise dem dritten deutschen Grenadierbataillon einverleibt, welches damals sehr schwach war und unter dem Befehle des Obersten Cotter auf dem Campo St. Anna einkasernirt stand.

Also fungirte als Commandant des Bataillons ein Irländer, welcher natürlich seine Landsleute auf alle mögliche Weise begünstigte; die Offiziere und Unteroffiziere waren dagegen größtentheils Deutsche, und die Soldaten wiederum meistens Irländer. Bei einem

solchen Völkergemisch, wo überdem bei gleichen Dienstverrichtungen der eine, ältere Theil des Bataillons beinahe nur halb so viel Gold erhielt, als der andere, neu angekommene, und auch hinsichtlich der Behandlung überall bei weitem nachgeseht wurde, war es natürlich unmöglich, daß die Deutschen ihre feindlichen Gesinnungen länger verbergen konnten, und wenn jetzt auch nicht augenblicklich aus ihrer Mitte eine Revolution ausbrach, so war dies nur der genauen Kenntniß zuzuschreiben, welche die früheren Mitglieder des dritten Grenadierbataillons von der im Stillen fortgährenden Stimmung aller übrigen ausländischen Truppen besaßen. Sie wußten sehr gut, daß die Gährung allgemein war, und zogen es daher wohlbedacht vor, den Anfang des öffentlichen Aufstandes lieber abzuwarten, als ihn selbst zu machen. Das 28ste Jägerbataillon, von den Brasilianern **Batalhaõ do Diabo** (Teufelsbataillon) genannt, stand aber zu dieser Zeit in Praia vermelha, wo sich auch der größte Theil der irländischen Colonisten befand, und das zweite Grenadierbataillon war in einer Caserne unweit der kaiserlichen Quinta in St. Christovão einquartiert. Das letztere fand jedoch zuerst Gelegenheit, die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen, und zwar durch einen Zufall, auf folgende Art.

Ein deutscher Soldat besagten Bataillons begegnete, nachdem die Glocken bereits die Zeit des Ave Maria verkündigt hatten, einem Offizier, Brasilianer von Geburt, dem er die gebräuchlichen Honneurs zu machen unterließ, da die dortigen Geseze jeden Soldaten, der rasch einbrechenden Dunkelheit wegen, nach Sonnenuntergang davon dispensiren. Der Offizier redete aber in seinem dummen Stolze diesen Menschen, welcher damals eben Aufwärter bei einem Ingenieur-Capitain war, in barschem Tone an, und

fragte ihn, ob er nicht wisse, was seine Schuldigkeit sei. »Ich weiß sehr gut,« antwortete der Soldat, »daß ich hätte grüßen sollen, doch habe ich Sie nicht gesehen, und überdem ist es Ave Maria vorüber, so daß streng genommen keine Verpflichtung mehr obwaltet.« — »Ich will Dich lehren, was Deine Schuldigkeit ist,« antwortete der Brasilianer zornig, und zeigte sogleich die Sache mit vielen Zusätzen dem Major Drago, damaligem Befehlshaber des zweiten Grenadierbataillons, an, so daß dem Soldaten, ohne ihn weiter zu vernehmen, fünfundzwanzig Hiebe zudiktirt wurden, welche ihm auch am andern Tage nach der Parade öffentlich aufgezählt werden sollten.

Dieser ungerechte Befehl verbreitete sich mit unglaublicher Schnelle durch alle übrigen Bataillone, und da der Grenadier als ein solider und ordentlicher Mann bekannt war, ja selbst von seinem Herrn, einem gebornen Franzosen, sehr geschätzt wurde, so konnte es nicht fehlen, daß die ohnehin aufrührerischen Gemüther noch um so mehr zum heftigsten Zorn entflammten. Der Anstoß war nun einmal gegeben; der Blitz hatte den Pulverthurm gestreift! Als daher am andern Tage die Execution vorgenommen werden sollte, fanden sich Leute aus allen Fremdbataillonen, und selbst eine Menge Irländer ein, welche entweder Zeugen dieser ungerechten Handlung sein, oder auch, im Fall, daß sich das zweite Grenadierbataillon empören sollte, gern hülfreiche Hand dazu leisten wollten. Der Verurtheilte wurde in das Quarré geführt, und Drago, der nicht umsonst seinen Drachennamen führte, befahl, dem Deliquenten die Uniform auszuziehen, was dieser aber standhaft verweigerte, indem er mit lauter Stimme erklärte, daß man ihn unschuldig bestrafe, und daß er ein Kriegsgericht verlange. Der portugiesische Major er-

theilte jetzt den Tambours die Ordre, dem störrigen Soldaten mit Gewalt das Saquet herunter zu reißen; doch diese, denen die große Anzahl von Zuschauern verdächtig schien, blieben unschlüssig stehen, während welcher Zeit der Deliquent in einer catilinarischen Rede seine Kameraden zur thätigen Hülfe aufforderte. Auf den Gesichtern der ganzen versammelten Menge drückte sich tiefer Groll, heftiger Unmuth aus, — und gleich dem dumpfen, fern hallenden Donner eines sich nahenden Gewitters durchlief ein stets lauter werdendes Gemurmel das ganze Quarre. Wüthend rief Drago, daß dem Kerl statt 25 nun 125 Hiebe aufgezählt werden sollten; — doch um die Meuterei vollends zum Ausbruch zu bringen, erschien in diesem Augenblicke der Ingenieur-Capitain, der Herr des unschuldigen Grenadiers.

Mit ziemlich kräftigen Ausdrücken stellte er dem Major sein ungerechtes Verfahren vor, und bat, daß man seinen Domestiken sogleich losgeben möge. Drago war voller Angst gleich dazu bereitwillig, — aber zu spät; denn schon drängte sich die aufrührerische Menge dicht um ihn herum. In der höchsten Lebensgefahr schwebend, nahm er plötzlich, wie einst Aeneas, und nach ihm so viele Andere, das Hasenpanier; er mußte sich noch glücklich schätzen, sein nahegelegenes Haus ungefährdet erreicht zu haben, bevor ihm seine Verfolger am krausen Bart packen konnten. Kaum war er aber hier angelangt, als die Soldaten schon die Thüren stürmten, und nur mit vieler Mühe gelang es ihm, eben noch zu rechter Zeit durch ein Fenster in den Garten zu springen und von hier aus weiter zu fliehen. Mit dem allgemeinen Freudenrufe: »Der portugiesische Hund muß sterben! schlägt die Canaille todt!« wurde das Thor des Hauses gesprengt, und die ganze revoltirte Masse drang in die

Zimmer des Majors, den sie indessen zu seinem großen Glücke nicht mehr anwesend fand. Um nun aber doch an etwas ihre Wuth und Rache auszulassen, demolirte sie schonungslos, mit wildem Geheul das Haus, alle Möbeln wurden in tausend Stücke zerschlagen, selbst das Vieh, welches sich auf dem Hofe befand, mußte die Ungerechtigkeiten seines Herrn mit dem Tode bezahlen.

So plötzlich, und ohne alle vorhergegangene, gemeinschaftliche Verabredung, war nun das Zeichen zu öffentlicher Rebellion gegeben. Nachdem die prächtige Behausung des Majors Drago gänzlich zerstört war, rückte das zweite Grenadierbataillon vor das kaiserliche Lustschloß in St. Christovao, und forderte in gebietendem Tone von dem Kaiser strenge Bestrafung des Majors, — eine schriftliche Capitulation auf drei Jahre — und gleichen Sold und Behandlung, wie sie den Irländern zu Theil wurde.

Anfangs wollte sich Dom Pedro auf nichts einlassen, und verwies den Meuterern ihr Benehmen mit derben, zürnenden Worten; aber die Liebe und Achtung, welche das deutsche Militair früher für ihn gehegt, waren unwiderruflich dahin, und man drang heftiger auf augenblickliche Erfüllung des Erbetenen, drohte endlich, sich mit Gewalt der Waffen in Besitz des Verlangten zu setzen, und bewies mit einigen scharfen Flintenschüssen, wie sehr heute Alles Ernst sei. Endlich wurden den ungestümen Soldaten ihre Forderungen bewilligt; man suchte sogleich durch kaiserlichen Befehl den Major Drago auf, und brachte ihn als Gefangenen nach der Ilha das Cobras, — was aber wohl mehr aus dem Grunde geschah, um ihn der Wuth seiner Feinde zu entziehen, als um ihn wirklich zu bestrafen; doch war man zu gleicher Zeit unvorsichtig genug, den braven Ingenieur-Capitain

ebenfalls auf eine Festung zu schicken, und kaum erfuhr dies die Soldateska, als sie auch sogleich stürmisch dessen Befreiung verlangte. Der Nationalhaß trat mit ins Spiel, die lang erwünschte Gelegenheit war da, sich an den Brasilianern für die Zertrümmerung der schönsten Hoffnungen blutig zu rächen, und ohne Rücksicht, wen ihre Kugeln trafen, schossen die deutschen, auf der Anhöhe, wo ihre Caserne lag, postirten Krieger auf jeden Vorübergehenden, der die große, in die Provinz Minas geraes führende Straße herunter kam; selbst die Maulthiere, Ochsen, Pferde mit ihren Treibern wurden nicht verschont. Dennoch machte die Regierung am ersten Tage gar keine Anstalten, die Revolte zu dämpfen, vielleicht weil sie glaubte, daß sie durch Nachgiebigkeit in sich selbst ersticken würde, vielleicht aber auch, weil man wußte, daß kein einziger Offizier daran Antheil nahm, und deshalb eine unregelte Masse ohne Oberhaupt und Ordnung für zu unbedeutend hielt. Aber der folgende Tag schon bewies, welche Gefahr über Rio de Janeiro schwebte.

Die Soldaten hatten indeß Gelegenheit gefunden, daß in der Festung Praia vermelha stationirte 28ste Jägerbataillon sowohl von der begonnenen Revolte, als von ihren hoffnungsreichen Plänen für die Zukunft zu benachrichtigen, und dies säumte nicht, in Verbindung mit den irländischen Colonisten, sogleich dem Beispiele des zweiten Grenadierbataillons zu folgen. Der Anfang jener tragischen Scenen, welche jetzt in dem Fort vorfallen sollten, war die Ermordung des Majors Thiola, eines gebornen Italieners. Dieser Mann hatte sich nämlich schon seit langer Zeit durch Betrügereien, Erpressungen und die entsetzlichsten Grausamkeiten aller Art den Haß seiner Untergebenen im höchsten Grade zugezogen. So soll er,

um nur von vielen ein Beispiel anzuführen, während sich das Bataillon unter seinen Befehlen in Pernambuco befand, einen Soldaten wegen eines geringen Subordinationsvergehens zu einer Strafe von 800 Stockschlägen verurtheilt haben. Der Unglückliche hält wirklich 500 Hiebe aus, dann aber durchbricht er plötzlich das um ihn geschlossene Quarré und stürzt sich wie wahnsinnig vor Schmerz in das Meer. Einige in der Nähe befindliche Neger fischen ihn glücklich auf, aber zu spät, — ein Schlagfluß hat den Armen bereits getödtet. Als Thiola diese Nachricht erhält, befiehlt er, den Leichnam abermals in das Quarré zu bringen, und zwingt mit gezogenem Degen und kannibalischem Gleichmuth die Tambours, dem Todten die fehlenden 300 Schläge noch aufzuzählen. Mehre ähnliche Sachen wurden ihm, gewiß nicht ohne Grund, nachgesagt, wozu außerdem noch kam, daß man sehr wohl wußte, wie er, seinen Lüsten zu fröhnen, häufig die Regimentskasse bestohlen hatte.

Die gute Gelegenheit, sich eines solchen Tyrannen entledigen zu können, wurde von den rasenden Soldaten nicht unbenutzt gelassen, und in der ganzen Festung der Major Thiola aufgesucht. Dieser aber hatte, wohl ahnend, welch furchtbares Schicksal ihm bevorstände, sich schnell in bürgerliche Kleidung geworfen, um unbemerkt aus Praia vermelha zu entkommen. Schon der Wache nahe, erblickte ihn der mordlustige Haufen und drang mit Steinwürfen auf ihn ein; doch wäre für ihn immer noch Rettung möglich gewesen, wenn der die bereits ins Gewehr getretene Wache commandirende Offizier ernstlich sich zu seinem Schutze aufgeworfen hätte. Allein die Gerechtigkeit sollte ihren Gang haben; auch dieser war schon in früheren Zeiten von dem Major, dessen Betrügereien er niemals hatte billigen wollen, schwer beleidigt wor-

den, und so mochte wohl die Erinnerung des einst erlittenen Unrechts ihn jetzt abhalten, mit Energie zum Schutze des Flüchtlings aufzutreten. Statt daß er mit gefälltem Bajonet die Meuterer von weiterer Verfolgung hätte abhalten sollen, wies er den Major, welcher sich ihm weinend in die Arme warf und wie ein zagendes Kind um Hülfe flehte, kalt mit den Worten zurück: »Ich habe strengen Befehl, Niemand aus der Festung zu lassen.« In diesem Augenblicke wurde Thiola durch mehre kräftige Arme hinweg gerissen, mit großen Steinen zu Boden geschlagen, mit Feuerbränden gepeitscht, von der wüthenden Volksmasse, deren kanibalischer Wahnsinn sich mit jeder Minute, mit jedem neuen Excesse steigerte, förmlich in Stücke zerrissen, und endlich als Leichnam, auf das Gräßlichste verstümmelt, seiner ohnmächtigen Gemahlin vorgeworfen.

Das Signal zum allgemeinen Aufstande war jetzt gegeben; die Truppen, mit den irländischen Colonisten vereinigt, drangen stürmisch zur Festung Praia vermelha hinaus und plünderten die nahgelegenen Bendas. Dennoch blieb das Gouvernement in völliger Unthätigkeit, und ließ ruhig rauben und morden, so viel es den zügellosen Ausländern nur beliebte. Die Offiziere des 28sten Jägerbataillons ergriffen größtentheils schon an diesem Tage die Flucht, und ließen auf solche Weise den Soldaten noch freieren Spielraum. Die Gährung im Fort nahm mit jedem Augenblicke zu, während die Unruhe in der Hauptstadt auf das Höchste stieg. Man erwartete schon in Rio de Janeiro stündlich, daß sich die Fremdbataillone vereinigen und einen Ueberfall auf die Stadt versuchen würden; die Bürger versahen sich und ihre Sklaven für diesen Fall mit Waffen; nur wenige Offiziere sowohl des 28sten Jäger-, als auch des zweiten Gre-

nadiebataillons, welche großen Einfluß auf ihre Untergeordneten zu haben glaubten, wagten es, die Empörer zum Gehorsam und zur Ruhe aufzufordern; aber Steinwürfe von Seiten der Irländer und Flintenschüsse, durch Deutsche auf die eigenen Landsleute und Vorgesetzten abgefeuert, überzeugten bald diese wahrhaft Beherzten, daß hier ohne Gewalt an keine Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung zu denken sei. So wurde der Oberst dell' Hoste, ein Italiener von Geburt, welcher sich, in dem Bewußtsein, die Liebe der Deutschen verdient zu haben, als Vermittler in den Tumult hineinstürzte, ohne viele Umstände genöthigt, mit einer vorgebundenen Schürze in die Küche des Bataillons zu gehen, und hier, alles Sträubens ungeachtet, eine gewöhnliche Soldatenration rein aufzuzehren. Mit den Worten: »Nun sollst Du doch auch einmal die Kost probieren, die Du uns bisher gegeben!« schob man ihm einen großen Teller mit schwarzen Bohnen und halb garem Reiß vor, und zwang ihn durch derbe Kolbenstöße, diese Portion bis auf den letzten Mundvoll zu verschlingen.

Unter solchen Gräuelszenen ging endlich die Sonne des dritten Tages auf; aber noch blutiger sollte sie den Bewohnern von Brasiliens Hauptstadt leuchten, als dies an den beiden vorhergegangenen der Fall gewesen war. Das dritte, halb deutsche, halb irländische Grenadiebataillon, auf dem Campo St. Anna (jetzt Campo da Honra) kasernirt, bereitete sich schon, den Empörern thätige Hülfe zu leisten. Durch Plünderung der Magazine mit Pulver und Blei versehen, sowie durch eine Menge spirituöser Getränke in einen halb berauschten Zustand versetzt, kannte diese Masse in ihrem tollen Muth keine Grenzen, und wurde so der Stadt im höchsten Grade gefährlich. Zu den Thoren der Kaserne hinaus drängend, began-

nen sie ihr Werk damit, auf die hier versammelten Zuschauer einen wüthenden Steinhagel abzufenden, der durch die Neger auf der andern Seite nicht minder kräftig beantwortet wurde. Da aber die Irländer, trotz ihres gut gezielten Werfens, die große Ueberlegenheit ihrer Gegner hinsichtlich der Anzahl recht wohl einsahen, wichen sie in die Kaserne zurück, griffen zu den Gewehren und begannen, nun in Verein mit den Deutschen, die sie früherhin keineswegs zu ihren Freunden hatten zählen können, ein mörderisches Feuer auf die Brasilianer loszudonnern. Die gut gerichteten Gewehre verfehlten ihre Wirkung nicht; nach allen Weltgegenden sprengte der erschrockene Haufen aus einander und suchte sich in wilder Flucht in die nächsten Straßen zu retten. Aber auch hier verfolgte ihn die erwachte Nordlust der fremden Truppen; die Erinnerung an die vielen, durch Brasilianer meuchelmörderischer Weise umgebrachten Ausländer entflammte sowohl die Deutschen, als die Irländer zur höchsten Wuth, und ohne Gnade wurde jeder Eingeborne niedergemetzelt, dessen man habhaft werden konnte. Kein Triumphgeschrei: »Die Fremden sollen leben!« schützte vor dem Tode, ja selbst das Kind in der Wiege war an diesem Tage seines Lebens nicht sicher. Einzelne der Verwegensten wagten es sogar, mit Pistolen, Messern, Säbeln, Dolchen versehen, fast den italienischen Banditen gleich gekleidet, bis in die belebtesten Straßen der Hauptstadt einzudringen, und hier schonungslos den ersten besten Brasilianer umzubringen, welcher ihnen in den Weg kam. Mehre Offiziere, besonders ein Capitain und der Adjutant des zweiten Grenadierbataillons, wurden von der aufrührerischen Menge angegriffen und, hauptsächlich der Erstere, auf die schrecklichste Art mißhandelt.

Nun endlich sah das Gouvernement ein, wie hohe

Zeit es sei, ernstlichere Maßregeln zu ergreifen, um einen förmlichen Parteikrieg, welcher die sichere Folge dieser Begebenheiten gewesen wäre, zu verhindern, und um die gefährdete Stadt mit ihren Bürgern vor weiteren Gewaltthatigkeiten zu sichern.

Dennoch verfuhr man mit den Rebellen noch immer sehr schonend; denn Alles, was man that, war, daß man mehrere Offiziere als Unterhändler an sie absandte, um wo möglich die Sache auf dem Wege der Güte zu schlichten. Aber Flintenschüsse und Steinwürfe waren in der Regel die sehr handgreifliche Antwort, und froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein, kehrten gewöhnlich die Abgesandten zurück. Selbst der Graf von Rio Pardo, damals General-Adjutant des Kaisers und Inspector aller ausländischen Truppen-Corps, wurde verhöhnt und beschimpft, ja sah sich genöthigt, um den Verfolgungen der Irländer zu entinnen, schnell die Flucht zu ergreifen. Endlich machte man doch Anstalten zu wirksamer Gegenwehr; allein die ausländischen Bataillone, bereits im Besiz des hinlänglichen Pulvers und Bleies, wie auch mit Nahrungsmitteln und Getränken wohl versehen, scheuten die schwachen Infanteriebataillone und die paar Geschütze, welche man auf den Wegen nach St. Christovao, dem Campo St. Anna und Praia vermelha aufstellte, so wenig, daß sie noch am Morgen dieses dritten Tages ein fortwährendes, heftiges Feuer unterhielten. Besonders vor der Kaserne des dritten Grenadierbataillons, auf dem jezigen Campo da Honra, wurde der Kampf mit einer Wuth und Rachgier geführt, in welcher sich die Spuren des Nationalhasses nur allzu deutlich erkennen ließen. Die Neger ermordeten unter den schrecklichsten Qualen die unglücklichen Deutschen und Irländer, welche bei dieser Gelegenheit verwundet worden waren; zwar gaben

ihre Gegner ebenfalls keinen Pardon, doch waren sie weit menschlicher, da sie ihre Feinde augenblicklich, ohne weitere Marter, tödteten. Daß aber die Brasilianer dies nicht thaten, bewiesen die vielen, auf die fürchterlichste Art verstümmelten Leichname, welche man späterhin in den Straßen der Hauptstadt haufenweise vorfand. Unter den Unglücklichen, die an diesem Tage als Opfer des Nationalhasses und der Parteiwuth fielen, befand sich auch ein Braunschweiger, dem man Nase, Ohren und verschiedene andere, nicht namhaft zu machende Theile seines Körpers abgeschnitten und, auf eine Schnur gereiht, um den Hals gehängt hatte.

Die Irländer, welche wohl mehr aus Raubsucht, als zur Vertheidigung ihrer Rechte an dem Aufruhr Theil genommen, ließen bald die Deutschen im Stiche und gingen, statt sich in Verbindung mit ihren Allirten den Brasilianern kräftig zur Wehre zu stellen, nur darauf aus, die Branntweinschenken und Wirthshäuser zu plündern, betranken sich hier auf die entsezlichste Weise und wurden, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, von Negern, welche durch ihre Herren mit Messern und Pistolen bewaffnet waren, ohne Widerstand auf offener Straße niedergemacht.

Der Graf von Rio Pardo, welcher zuletzt einsah, daß mit Güte durchaus nichts auszurichten sei, ließ dann erst einige Kartätschenschüsse über die Köpfe der Rebellen hinweg feuern; allein die wenigen Soldaten des dritten Grenadierbataillons blieben standhaft bei ihrem Vorhaben, und antworteten gar mit Flintenschüssen oder Steinwürfen; man lachte über die Kugeln, von welchen nicht eine einzige getroffen hatte, stürmte in Masse mit aufgestecktem Bajonet zum Hauptthore der Kaserne hinaus und griff die brasilianischen Regimenter an, die schon seit vielen, langen Stunden auf dem Campo St. Anna postirt standen.

Ein einziger deutscher Soldat wagte es, sich ganz allein vor die Mündungen zwei brasilianischer Geschütze zu werfen, und vertrieb glücklich die sämtlichen Artilleristen der ersten Kanone; indem er sich aber gegen die zweite wendete, wurde diese eben abgebrannt und der tapfere Krieger in tausend Stücke zerschmettert.

Es wäre zu weitläufig, hier die Thaten jedes Einzelnen anzuführen, der sich bei dieser Gelegenheit entweder durch wahren Muth, oder auch durch wahnsinnige Tollkühnheit auszeichnete; nur bleibt so viel gewiß, daß die Deutschen tapfer um Erlangung der ihnen zugesprochenen Rechte fochten, während die Irländer, die von Anfang an mit dem, was ihnen bereits pünktlich gegeben wurde, wohl hätten zufrieden sein können, mehr aus Eucht zur Rebellion und aus Lust zum Rauben und Stehlen mit feiger Grausamkeit die Waffen ergriffen. Einige wohlgezielte Kartätschenschüsse, durch das Feuer der brasilianischen Infanteriebataillone unterstützt, trieben endlich die Neuerer in die Kaserne zurück, wo diese sich sorgfältig verrammelten und ohne Unterlaß fortfuhren, von oben durch die Fenster auf ihre Feinde zu schießen.

Der Donner der Artillerie, das Lärmen der Cavallerie, das Geschrei der Indierinnen, das Geheul der Neger, der Anblick der vielen Verwundeten, welche langsam, Gespenstern gleich, durch die Straßen wankten, — Alles belehrte nun nach gerade die Bewohner der Hauptstadt, welch furchtbares Unheil sie bedrohe; Jedermann schickte sich mit verzweifelnder Resignation an, sein Hab und Gut so lange als möglich vertheidigen zu können. Trotz dieser Alles mit sich fortreisenden Unordnung, versäumte doch das zweite Grenadierbataillon nicht, regelmäßig eine starke Wache Freiwilliger vor dem Palais des Kaisers aufzustellen, um ihm Nothfall dessen Person zu schützen, — ein

sicherer Beweis, daß man mehr gegen die Regierung, als gegen Dom Pedro erzürnt war.

Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß das zweite Grenadier-, sowie das 28ste Jägerbataillon im Begriff seien, gegen Rio de Janeiro anzurücken, um sich mit den auf dem Campo St. Anna kasernirten Truppen zu verbinden, wodurch das noch immer zagende Gouvernement in nicht geringe Verlegenheit gerieth, — da es ihm erstlich an Kräften fehlte, diesem unternehmenden Haufen wirksam zu widerstehen, und es zweitens gewiß erwarten mußte, daß sich durch die bereits unter den Empörern regelmäßig gepflogenen Unterhandlungen der bisher regellose Kampf in eine geordnete Schlacht verwandeln könne; ja, man behauptete sogar, daß mehrere Offiziere, welche das volle Vertrauen der Soldaten besaßen, sich an die Spitze der Rebellen stellen würden, — daß man sich des Schlosses St. Christovão, sowie der dort befindlichen Geschütze bemächtigen, und den Kaiser bis zur Beendigung der Revolte als Gefangenen zurückbehalten wolle.

Der Schrecken, den diese wohlbegründete Hiobskunde nicht allein den Einwohnern von Rio, sondern selbst dem kaiserlichen Hofe einjagte, war so groß, daß man sich schnell entschloß, die Hülfe der Admirale, welche die im Hafen zahlreich stationirten französischen und englischen Kriegsschiffe commandirten, eiligst in Anspruch zu nehmen. Franzosen wie Engländer waren gleich sehr bereit, eine Anzahl ihrer Marinesoldaten zu debarkiren, um im Falle der Noth thätige Hülfe gegen die Empörer zu leisten. Etwa 1000 Mann stark rückten diese prestären Truppen gegen St. Christovão an, hier das zweite Grenadierbataillon zu entwaffnen; da es aber dem letzteren bereits an Munition fehlte und es, durch die Anstren-

gungen und endlosen Saufgelage der lezt verwichenen drei Tage im höchsten Grade erschöpft, eine überlegene Anzahl gut organisirter, europäischer Truppen vor sich sah, so hielt es nicht schwer, eine Capitulation zu erzwingen, und die Grenadiere dahin zu bewegen, auf eine feierlich versprochene Amnestie das Gewehr zu strecken.

Nur ungern waren die Franzosen dem Befehle gefolgt, die Deutschen zu entwaffnen, da sie selbst keineswegs mit den Brasilianern, weniger aber noch mit den Schwarzen, welche sich bei dieser Gelegenheit schaarenweise als Zuschauer hinzugedrängt hatten, wahlverwandte Freundschaft pflegen konnten. Mit der unumschränkten Vollmacht versehen, im Nothfall auf die Empörer zu schießen, thaten sie dennoch keinen Flintenschuß, wenn auch das zweite Grenadierbataillon noch eine Zeit lang das Feuer gegen die Brasilianer unterhielt; dagegen wurde ein Jeder von den Einwohnern, welcher auf den ersten Anruf: »Wer da?« nicht sogleich befriedigende Antwort gab, von den französischen Marinesoldaten ohne Weiteres niedergeschossen, und die Engländer, welche nur den Befehl hatten, die Person des Kaisers zu schützen, sich aber weiter gar nicht in den ganzen Handel zu mischen, blieben beständig ruhige Zuschauer bei dieser Scene.

Auf solche Weise war also das zweite Grenadierbataillon entwaffnet, ohne daß eigentlich gewaltsame Maßregeln gegen dasselbe getroffen wären; eben so schnell unterwarf sich, in Folge dieser Nachricht, das dritte Bataillon, und auch das 28ste kehrte zur früheren Ordnung zurück. Dem letztern wagte man jedoch nicht, die Waffen abzunehmen, wahrscheinlich weil man befürchtete, es möchte sich mit den in Praia vermelha einquartirten irländischen Colonisten zur Wehre setzen, was bei der guten Lage des Forts

von den verderblichsten Folgen hätte werden können; um aber dieses sogenannte Batalhaõ do Diabo, welches schon wegen früher vorgefallener Excesse in Rio de Janeiro im höchsten Grade verhaßt war, den Augen des Volkes zu entziehen, wurde es bald darauf beordert, sich der gegen die Cisplatina fechtenden Armee mit anzuschließen.

Somit war der Aufruhr gedämpft, und das Gouvernement beeilte sich, eine Commission einzusetzen, welche die Rädelshführer der Revolte ausmitteln sollte. Es erwies sich indessen, daß durchaus kein verabredeter Plan zum Grunde gelegen, sondern nur die Parteilichkeit, mit welcher man die Irländer vor den Deutschen ausgezeichnet, und die vielen, den Ausländern gemachten, nicht gehaltenen Versprechungen einzig und allein Schuld an diesem ganzen traurigen Auftritte gewesen waren. Das Urtheil des Kriegsgerichts fiel dahin aus, daß ein Soldat, der den Adjutanten des zweiten Grenadierbataillons verwundet hatte, erschossen, einige Andere aber zu lebenslänglicher Festungsarbeit verurtheilt wurden; doch milderte man die Strafe der letzteren in späterer Zeit sehr, und schon nach zwei bis drei Jahren sah man jene wieder öffentlich in der Hauptstadt erscheinen.

Die Irländer, von deren Untauglichkeit für den brasilianischen Militärdienst man sich genügend überzeugt hatte, und denen man größtentheils die Hauptschuld an diesem Aufruhr zuschrieb, wurden sogleich wieder eingeschifft und in ihr Vaterland zurückgesandt, so daß die ungeheuren Summen, welche man für die Her- und Hinfahrt dieser Leute ausgegeben, jetzt völlig unnütz verschwendet waren. Hunderttausende hatte das Engagement in Irland und die Ueberfahrt bis Rio de Janeiro gekostet, und eben so viel mußte jetzt angewandt werden, um einen Menschenhaufen in die

Heimath zurück zu bringen, welcher Brasilien niemals Dienste geleistet, wohl aber der Hauptstadt mit der furchtbarsten Verwüstung bedroht hatte.

Mit vollem Recht trat jetzt die Opposition, worunter der größte Theil der Deputirten, gegen das Ministerium, besonders aber gegen den Minister der Finanzen auf, um Rechenschaft über das viele nutzlos vergeubete Geld zu fordern, und schon damals zeigte es sich deutlich, wie wenig man allgemein mit Dom Pedro's Regierung zufrieden war. Man wollte ungestüm die sämtlichen Fremdbataillone aufgelöst wissen, und war keineswegs damit zufrieden, daß nur die Irländer fortgeschafft wurden, während die deutschen Bataillone auf kaiserlichen Befehl abermals organisiert werden sollten. Der Haß, welchen jeder Brasilianer für Alles, was ausländisch ist, in seinem Busen nährt, trat jetzt deutlich an das Licht, und der Augenblick war gekommen, wo man einen zweiten Aufstand von Seiten der Bewohner der Hauptstadt erwarten durfte; denn die vielen verstümmelten Leichname, welche noch unbeerdigt in den Straßen von Rio de Janeiro umher lagen, und worunter so Mancher einen Verwandten oder Freund erkannte, fordereten natürlich das Volk zu blutiger Rache auf. Unbegreiflicher Weise blieb aber dennoch Alles ziemlich ruhig, so daß das Geschrei: »Schlagt die fremden Hunde todt!« welches an verschiedenen Theilen der Hauptstadt erscholl, nicht die mindeste Wirkung hervorbrachte. So ungleich auch die Parteien waren, indem die Brasilianer leicht 20,000 waffenfähige Männer gegen die etwa noch 2000 Mann starken Deutschen hätten aufstellen können, so waren die ersteren doch durch die wahnsinnige Tapferkeit, welche einzelne Individuen der ausländischen Bataillone in den letzt verflossenen drei Tagen bewiesen, dermaßen einge-

schüchtert, daß man es bei dem bloßen Schreien bewenden ließ, und nicht einmal in seiner blinden Wuth über die größtentheils entwaffneten Fremdlinge herzufallen wagte.

Die Opposition, die durch alle diese Vorfälle ein sehr bedeutendes Gewicht erlangt hatte, spornte die erregte Menge an, sich statt mit Worten, mit den Waffen in der Hand, dieser wenigen Ausländer zu entledigen, und Alle, nicht nur das Militair, sondern auch Kaufleute, Handwerker, Künstler u. s. w., in ihr Vaterland zurück zu jagen; aber die Zeit war noch nicht da, daß ein so ungerecht umgreifender Plan in Ausführung gebracht werden konnte. Niemand gerieth dabei mehr in Verlegenheit, als Dom Pedro selbst, den man jetzt von allen Seiten wegen absoluter Abschaffung der ausländischen Corps heftig bedrängte. Da der Kaiser aber die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Thron, vielleicht selbst sein Leben, nur durch den Schutz dieser Ausländer gesichert sei, und da er endlich eingesehen, daß unter den Fremden, welche aus allen Weltgegenden in Brasilien einwanderten, dennoch die Deutschen ihm mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit zugethan waren, so entschloß er sich, die brasilianisch-deutschen Truppen beizubehalten und im Nothfalle alle Kräfte aufzubieten, um diesen Wunsch zu verwirklichen. Dies war jedoch eine so schwierige Aufgabe, daß er sich deshalb genöthigt sah, das ganze Ministerium abzugeben, und an dessen Stelle Leute zu erwählen, welche als Männer des Volkes einen liberalen Ruf besaßen. Solche Maßregeln stellten freilich die Ruhe der Hauptstadt so ziemlich wieder her, beförderten aber die Reorganisirung der Fremdbataillone beinahe gar nicht, so daß man zuvörderst die ausländischen Truppen so viel als möglich den Augen der in Rio wohnhaften Brasilianer entziehen, und in anderen

fern entlegenen Provinzen die Wiederherstellung der Bataillone vornehmen mußte. Durch einen Zuschuß von 300 Mann, welche ursprünglich unter dem Commando des Obersten Schwalbach nach Terceira zu gehen und dort gegen Dom Miguel zu fechten bestimmt waren, denen aber hier durch englische Kriegsschiffe die Landung untersagt wurde, gelang es, jene wieder zu completiren, und gleich dem Phönix, welcher aus seiner eigenen Asche ersteht, sah man, wenn auch nicht in der Hauptstadt, doch in den Provinzen die Fremdbataillone plötzlich wieder besser organisirt, als dies jemals früher der Fall gewesen.

Das Fundament zu diesem Aufreure, welcher so vielen Menschen das Leben kostete, hatte unbedingt der Inspector der ausländischen Truppen, Graf von Rio Pardo, dadurch gelegt, daß er jedem der Fremdbataillone einen portugiesischen Major agreirte. Diese Leute, die sich größtentheils in der Schule eines Beresford, dessen Name noch heute in ganz Portugal nur mit größter Erbitterung genannt wird, ausgebildet hatten, waren stets der Meinung, daß militairische Ordnung und Disciplin nur durch Stockschläge erhalten werden könnten, und verfuhrten daher, ohne Rücksicht auf die Person und den Charakter der Straffälligen, mit einer Grausamkeit, die nicht selten daran erinnerte, daß man sich in einem Lande befinde, wo die Sklaverei noch heimisch sei. Da ihnen außerdem jede Art von Bildung und alle für einen so hohen Posten erforderlichen Kenntnisse abgingen, wurden diese Majore von ihren Untergebenen im höchsten Grade gehaßt, ja selbst verachtet, und nur durch eine, alle Grenzen überschreitende Strenge vermochten sie, die bei jeder Armee so nothwendige Mannszucht zu erhalten. Der Mißbrauch der Gewalt, welche man diesen unwürdigen Subjecten eingeräumt hatte,

war demnach zunächst der Hebel, der die deutschen Bataillone zum Aufruhr entflammte, und daß an den Tagen der Revolution verspritzte Blut fällt daher ursprünglich einzig und allein auf den Conde do Rio Pardo und seine patriotische Dummheit zurück. — Hätte man völlig unparteiisch gehandelt, hätte man den Deutschen mit jenen Irländern gleiche Rechte gegeben, hätte man keine portugiesischen Majore in die deutschen Bataillone eingeflickt, so wäre an keine Revolution zu denken gewesen; aber wie denn das brasilianische Gouvernement Alles verkehrt anfang, so war es auch hier der Fall, und statt daß jene Truppen zum Kriege gegen die Argentina dem Lande von unendlichem Nutzen hätten sein können, gereichten sie jetzt zu seinem größten Verderben.

Sowohl der Kaiser, wie überhaupt das Gouvernement befanden sich in diesem Augenblicke in einer höchst kritischen Lage. In Rio de Janeiro hatte die Opposition durch den Aufruhr der Ausländer große Fortschritte gemacht; die am Arroio do Botte gelagerte Landarmee war wegen Mangel an Munition und durch die unregelmäßige Bezahlung des Soldes ebenfalls im höchsten Grade unzufrieden geworden, und die Flotte, welche den Eingang des Rio de la Plata blockirte, blieb in völliger Unthätigkeit, während der republikanische Admiral Brown mit jedem Tage furchtbarer wurde. Kühn und verwegen kreuzte dieser Meeresheld mit seinem unbedeutenden Geschwader auf der Höhe von Rio grande, der weit überlegenen Seemacht zum Spotte, welche größtentheils ruhig im Hafen von Monte video vor Anker lag. Jeden Tag liefen in Rio de Janeiro Klagen und Beschwerden wegen gekaperter Schiffe ein, die häufig selbst im Angesicht der brasilianischen Küste genommen waren; die Commandanten der jeder Convoy beigefellten Kriegs-

Schiffe zitterten schon vor dem bloßen Namen des feindlichen Admirals, ja nicht selten wurden selbst bedeutende Summen baaren Geldes, welche zur Bezahlung des Soldes der in Monte video liegenden Truppen bestimmt waren, durch die Kaper aufgehoben. Verschiedene Kaufleute, besonders Nordamerikaner, welche nur allzu gut das laue Wesen der brasilianischen Marine kannten, warfen jetzt klüglich ihr Augenmerk auf den nahen Seekrieg, und da sie wohl einsahen, daß im glücklichen Falle sehr viel bei dieser Speculation zu verdienen sei, lösten sie gegen gute Bezahlung von Buenos-Ayres Kaperbriefe, rüsteten Schiffe aus, und wurden dem Handel des Kaiserthums bald weit gefährlicher, als die gesammte Flotte der Republik.

Auf diese Art sah sich die Argentina in den Stand gesetzt, ungestraft einen Kampf fortzuführen, der wenigstens zu Wasser im höchsten Grade ungleich war. Zu gleicher Zeit unterstützte der feindliche Admiral Brown die Operationspläne des Generals Lavaleja auf Rio grande bei weitem besser, als dieß von Seiten des brasilianischen Admirals, Pinto Saëdes, der Fall war. Der Letztgenannte, ein altersschwacher, kränklicher, beinahe völlig lahmer Mann, und überdem durch Brown's mehrmals gut gelungene Unternehmungen scheu gemacht, schien weit mehr dazu geeignet, ein Zusammentreffen mit dem Feinde zu verhindern, als ein solches aufzusuchen. Ueberdem war er durch eine auf seinen Befehl im Jahre 1826 in den Rio de la Plata nach der Insel Martin Garcia unternommene, leider völlig unglücklich abgelaufene Expedition hinlänglich belehrt, wie schwierig es sei, mit großen, noch dazu von sehr unwissenden Offizieren geführten Schiffen Gewässer zu befahren, von denen man keine genaue Kenntniß besitzt. So gingen

auch im Canal do Inferno (Canal der Hölle), theils durch Muthlosigkeit, theils durch Unwissenheit der Commandeure, mehre brasilianische, zur Auffuchung der feindlichen Kreuzer ausgesendete Schiffe verloren, indem einige davon sogleich auf die hier sehr häufigen Sandbänke geriethen, die übrigen aber, durch das heftige Feuer, welches die kleinen Kaperschiffe von Buenos ihnen entgegen sandten, in Schrecken gesetzt, sogleich die Flucht ergriffen. Einige andere Versuche, die man auf die Colonien der Argentinier in Patagonien machte, glückten ebenfalls nicht viel besser, und man war nicht einmal im Stande, mit Brasiliens gesammter Flotte die Verbindung der Cisplatina mit Buenos Ayres aufzuheben, was doch bei einer regelmäßigeren Kriegsführung und einem treueren Dienstleister der Offiziere und Soldaten der kaiserlichen Marine ein Leichtes gewesen wäre.

Durch die Unthätigkeit des brasilianischen Admirals gingen die privilegirten Kapereien endlich in offene Seeräuberei über, und nicht selten verschwanden Schiffe, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht gescheitert sein konnten, und dennoch nie wieder zum Vorschein oder zur Sprache kamen. Nur unter fremder Flagge wagten es noch die Kaufleute der bedeutenderen Handelsstädte, als Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, ihre Fahrzeuge nach dem Süden abzusenden, aber auch dann durfte nie eine starke Bedeckung von Kanonenböten fehlen. Wie sehr hierdurch der Handel erschwert, und wie mancher Kaufmann in Folge der Wegnahme seiner Schiffe ruiniert ward, ist leicht begreiflich; denn die wenigen Prisen, welche die brasilianische Flotte machte, standen in gar keinem Vergleich zu denen, die fast täglich durch die feindliche Marine genommen wurden. Nicht allein die Privatleute litten dabei, sondern sogar der Regierung er-

wuchs bei diesem unseligen Seekriege der größte Nachtheil, indem man mit der gemachten Beute selten nach den vorgeschriebenen Gesetzen verfuhr, sondern die Commandeure der brasilianischen Kriegsschiffe in der Regel ohne weitere Theilung den besten Theil für sich behielten. Alle Maßregeln, diese Betrügereien zu hintertreiben, mußten vergeblich sein, da bei der den Schiffscapitainen eingeräumten Gewalt nicht daran zu denken war, daß ein Untergebener es wagen würde, gegen seinen Vorgesetzten aufzutreten, um geradezu bei dem ungerechten Gouvernement eine Klage wider ihn anzubringen; wogegen die wenigen Schiffe, die wegen Verletzung der Blockaderechte am Ausflusse des Rio de la Plata durch die Brasilianer aufgefangen waren, und welche meistens den Engländern, Franzosen oder Nordamerikanern angehörten, gewöhnlich durch die Gesandten dieser Nationen heftig reclamirt wurden, und aller Weigerungen ungeachtet, Brasilien die übertriebenen Summen bezahlen mußte, welche die Capitaine der Rauffahrteifahrer für ihre weggenommenen Schiffe und die eingezogene Ladung verlangten. Wären auch die Finanzen des Kaiserreiches bisher noch nicht gänzlich zu Grunde gerichtet gewesen, so mußten sie es doch wenigstens jetzt bestimmt werden.

Durch den Einfall, den der Marschall Braun, wie schon erwähnt, in die Provinz Cisplatina gewagt, entstand freilich für Brasilien wiederum einige Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang dieses speculativen Krieges, indem der General Lavaleja seine Truppen sogleich nach Serro largo zurückzog, um hier die Winterquartiere zu beziehen. Auch Admiral Brown verließ mit seiner kleinen Flotille die Höhe von Rio grande und streifte wieder umstät, auf Raub lauernd, an den Küsten Brasiliens umher. Die eben genannte

Stadt, ja vielleicht die ganze Provinz St. Pedro do Sul, wären dem Feinde höchst wahrscheinlich in die Hände gefallen, wenn nicht Braun diesen Angriff auf die Cisplatina selbst gewagt hätte; aber das Alles war noch immer zu wenig, um die Furcht der Brasilianer zu beschwichtigen und der Opposition das Schwert aus der Hand zu entwenden; man drang so heftig auf den Abschluß der Friedensverträge mit der Argentina, daß sich der Kaiser endlich genöthigt sah, mit dem Guten oder Bösen nachzugeben. Somit wurden am 28. October 1828 die einstweiligen Bedingungen getroffen, die zum Theil in einem, neuerlich erschienenen Werke, welches »Beiträge zur Geschichte des Krieges zwischen Brasilien und Buenos-Ayres« liefert, folgendermaßen aus dem Portugiesischen ins Deutsche übersetzt sind:

Art. 1. »Se. Majestät der Kaiser von Brasilien erklärt die Provinz Cisplatina, früher Montevideo, von dem Kaiserreiche abgelöst, frei und unabhängig von demselben, so wie jede andere Nation im Stande, sich selbst zu constituiren und eine Regierungsform anzunehmen, welche sie ihrem Interesse, ihren Bedürfnissen und Erwerbsquellen am zuträglichsten hält.«

Art. 2. »Die Regierung der Republik erkennt die im vorstehenden Artikel ausgesprochene Unabhängigkeit der Provinz Montevideo ebenfalls an.«

Art. 3. »Beide Parteien verpflichten sich, die Unabhängigkeit und Integrität der Provinz Montevideo bis zum definitiven Friedensschlusse aufrecht zu erhalten.«

Art. 4. »Die gegenwärtige Regierung der Banda Oriental ruft nach Ratification dieser Uebereinkunft sogleich die Repräsentanten der Provinz, Montevideo und Colonia mit eingeschlossen, zusammen, und zwar

die Deputirten nach der Volkszahl in der Art, wie dieß bei der Wahl der Repräsentanten zur letzten Gesetzgebung stattfand.«

Art. 5. »Die Wahl der Stadt und Festung Monte video wird außerhalb derselben in Entfernung eines Kanonenschusses, ohne Beisein einer bewaffneten Macht, vorgenommen.«

Art. 6. »Die Repräsentanten der Provinz werden sich in einem Orte vereinigen, der wenigstens fünf Meilen von allen denen entfernt liegt, in welchen sich Truppen befinden, und sobald sie die neue Regierung eingesetzt haben, wird die bisherige ihre Function einstellen.«

Art. 7. »Dieselben Repräsentanten werden die politische Constitution entwerfen und dieselbe, ehe sie beschworen, den contrahirenden Mächten zur Prüfung vorlegen, ob nicht ein oder der andere Artikel derselben ihre Sicherheit gefährde.«

Art. 10. »Da es Pflicht der contrahirenden Mächte ist, der Provinz Monte video bis zu ihrer vollständigen Constituirung beizustehen und sie zu beschützen, so vereinigen sie sich, in den nächsten fünf Jahren, vom Tage der Eidesleistung ab gerechnet, der gesetzlich ernannten Regierung alle nöthige Hülfe zu leisten, der sie zu ihrer Aufrechthaltung, bei etwanigen inneren Unruhen oder Bürgerkriegen, bedarf. Nach diesem Zeitpunkte hört jedoch jede Verpflichtung auf, und die Provinz wird als vollkommen unabhängig betrachtet.«

Art. 12. »Die Truppen der Republik und der Banda Oriental räumen das brasilianische Gebiet in Zeit von zwei Monaten nach Ratification dieser Uebereinkunft. Die ersteren passiren auf das rechte Ufer des La Plata oder Uruguay, mit Ausnahme einer Stärke von 1500 Mann oder mehr, welche so lange

auf einem zu wählenden Punkte zurückbleibt, bis die brasilianischen Truppen Monte video vollständig geräumt haben.«

Art. 13. »Die Truppen Sr. Kaiserl. Majestät räumen die Provinz Monte video, Colonia mit inbegriffen, in Zeit von zwei Monaten nach Auswechselung der Ratificationen, mit Ausnahme von 1500 Mann, welche bis zur Installirung des provisorischen Gouvernements, höchstens aber noch vier Monate nachher in der Provinz zurückbleiben können.«

Art. 17. »Nach Auswechselung der Ratificationen werden beide Theile Bevollmächtigte zur definitiven Abschließung des Friedens ernennen.«

Art. 18. »Sollte wider Erwarten eine oder die andere der contrahirenden Mächte den Friedensvertrag nicht in Vollzug setzen, oder sich Schwierigkeiten erheben, worüber sie sich, trotz der Vermittelung von Seiten Sr. Britannischen Majestät, nicht vereinigen könnten, so würde vor Verlaufs der im Art. 10. festgesetzten fünf Jahre keine Erneuerung der Feindseligkeiten eintreten, und selbst in dem Falle, wenn solche nach diesem Zeitpunkte von einer oder der andern Macht beabsichtigt werden sollten, würde eine sechsmonatliche, wechselseitige Ankündigung zuvor stattfinden, und die vermittelnde Macht gleichzeitig davon in Kenntniß zu setzen sein.« —

Durch diesen fünfjährigen Waffenstillstand hatte England seine Zwecke erreicht; es hatte sich als vermittelnde Macht einen großen Einfluß auf die jetzige Republik Uruguay erworben; die Blockade der Mündung des Rio de la Plata war aufgehoben, folglich der Handel auf Buenos-Ayres nicht mehr gefährdet, und Brasilien endlich hatte einen Frieden schließen müssen, welcher, nur durch Großbritanniens Einwirkung zu Stande gebracht, seine eigene Schwäche

beurkundete; — triumphirend sah der englische Gesandte auf das gut gelungene Werk.

Sowohl Brasilien als Buenos-Ayres hatten in diesem ehrgeizigen Marionettenstreite ungeheure Summen verschwendet, ohne auch nur den geringsten Vortheil davon ziehen zu dürfen; die thörichte Hoffnung, daß die Cisplatina, durch innere Parteikriege verwüstet, sich nicht selbstständig würde erhalten können, und deshalb, früh oder spät, unter die Herrschaft eines der beiden Staaten zurückkehren müsse, verschwand sehr bald, da die Argentina, trotz einiger inneren Unruhen, in kurzer Zeit ein feststehendes Gouvernement einsetzte. Nur England und Nordamerika hatten bei diesem Kriege gewonnen; — das letztere besonders durch die unzähligen Kaperschiffe, welche die Küsten Brasiliens umschwärmten, und mit Briefen von Buenos-Ayres versehen, die brasilianischen Kauffahrteifahrer wegnahmen; sowie auch durch den Verkauf mehrerer Kriegsschiffe, die Dom Pedro im Namen des Landes von ihnen unbedachtsam einhandeln ließ. Die Fregatte »Isabella«, damals das schönste Schiff, welches Brasilien aufzuweisen hatte, befand sich unter diesen. Schlimm genug war es freilich, daß man sich bei den herrlichen Stapelplätzen in Rio de Janeiro, Bahia u. s. w. nicht im Stande fühlte, ein regelmäßiges und wohlgebautes Schiff zu construiren; aber auch hier lag die Schuld am Gouvernement, das die Talente der wenigen guten Schiffbaumeister nicht zu schätzen wußte oder nicht würdigen wollte. Nordamerika war es ganz gleichgültig, welcher von beiden streitenden Staaten am Ende die Oberhand behalten würde, wenn nur das eigene Interesse nicht dabei ins Spiel kam; es kümmerte sich wenig darum, ob durch geheime Zufuhren der Ruin der Republik oder des Kaiserthums herbeigeführt wer-

den könnte, wenn sich nur seine Kasse dabei füllte. Nordamerika ist das Modell einer Republik; denn jedes Modell braucht Geld, ehe es zu Stande kommt, und eine Republik will auch nicht von Holz sein.

Zum Beweis, daß das Gouvernement der nord-amerikanischen Freistaaten immer nur von dem alten Grundsatz ausging, »der Zweck heiligt die Mittel«, und um zu zeigen, wie sehr sich diese wegen ihrer Gerechtigkeit so oft gepriesene Regierung manchmal durch Habgier hinreißen ließ, will ich hier nur einer Thatsache erwähnen, welche hoffentlich zur Genüge für die Wahrheit meiner Behauptung sprechen wird. Dom Pedro machte mit seiner zweiten Gemahlin in den letzten Monaten des Jahres 1830 eine Reise in die Provinz Minas geraës, um wo möglich durch seine persönliche Gegenwart die stets deutlicher werdenden Spuren von Unzufriedenheit und Rebellion zu vernichten, welche sich hier hin und wieder gezeigt hatten, und seine Anhänger, worunter er alle gebornen Portugiesen dreist rechnen konnte, zu verdoppelter Thätigkeit anzufeuern. In Rio de Janeiro behauptete man damals öffentlich und allgemein, dies Unternehmen habe nichts Geringeres zum Ziele, als den völligen Umsturz der Constitution, den der Kaiser durch die Mineiros (Bewohner der Provinz Minas geraës) zu bewerkstelligen beabsichte. Auf dieser Reise nun vermißte die Kaiserin plötzlich einen Schmuck von beinahe unschätzbarem Werthe. Man wandte sogleich alle nur erdenklichen Mittel an, um dem frechen Diebe auf die Spur zu kommen, und es erwies sich sehr bald, daß ein zur Bedienung der Kaiserin gehörender Deutscher vermuthlich der Thäter gewesen sein müsse, indem dieser Mensch sich am andern Morgen ganz heimlich und in aller Stille auf und davon

gemacht hatte. Sogleich setzte man diesem nach, aber ehe man ihn noch ereilen konnte, hatte er bereits Rio de Janeiro erreicht und sich in dieser großen Stadt in einer der dortigen deutschen Kneipen zu verbergen gewußt. Alle Bemühungen der Polizei, den Verbrecher in ihre Gewalt zu bekommen, waren vergebens, doch brachte sie es endlich wenigstens dahin, genau zu erfahren, daß er vor wenigen Tagen mit einem nordamerikanischen Schiffe nach Neu-York abgegangen sei. Es wurde natürlich sogleich von Seiten der brasilianischen Regierung an das Gouvernement der Freistaaten geschrieben, und um Auslieferung des Diebes wie des Schmuckes dringend gebeten. Das Schiff, welches diesen Bericht überbrachte, traf glücklicherweise einige Tage eher an Ort und Stelle ein, als dasjenige, auf welchem der Diamant mit seinem neuen Herrn anlangen sollte; es war daher um so leichter, des Letztern habhaft zu werden, da man ihn schon am Bord arretiren konnte. Der reiche Dieb kam bald darauf auch wirklich an, aber anstatt daß man ihn sogleich hätte festnehmen sollen, ließ man ihn ruhig vierzig Meilen tief in das Innere des Landes hineinreisen; dann erst wurde ihm nachgesetzt und er selbst bald darauf als Gefangener sammt seinen Edelsteinen nach Neu-York in Triumph zurückgebracht. Nun erst sandte das nordamerikanische Gouvernement einen Bericht nach Rio de Janeiro, in welchem es unter anderm hieß: »Es sei ein Schmuggler im Innern der freien Republik ertappt worden, der mehrere Edelsteine von ungewöhnlich hohem Werthe in das Land habe einführen wollen, ohne die befohlene Steuer dafür zu entrichten; — der Beschreibung nach, die man von Brasilien richtig erhalten, und wofür man hierdurch quittire, müsse dies aber wohl derselbe Schmuck sein, welcher vor einiger Zeit der brasiliani-

schen Kaiserin entwendet worden; ein nordamerikanisches Gesetz bestimme jedoch, daß der Contrebandeur stets, wenn man ihn mit gültigen Beweisen ertappe, den siebenfachen Werth der eingeführten Waare ohne Bedenken erlegen müsse; — da indeß der Gefangene kein eigenes Vermögen besitze, so sehe man sich genöthigt, sich an Brasilien selbst zu halten; — es sollten daher die Steine von Geschworenen taxirt werden, und man würde alsdann, gegen baare Uebersendung dieser siebenfachen Summe des festgesetzten Grundwerthes, sehr gern erbötig sein, besagten Schmuck augenblicklich nach Rio de Janeiro zu übersenden; — was aber die Auslieferung des Verbrechers anbelange, so könne man sich für diesen Augenblick noch nicht dazu verstehen, indem derselbe zuerst seine Strafe als Schmuggler an Ort und Stelle aushalten müsse.*

So große Sensation auch dies republikanische Benehmen in der Kaiserstadt erregte, und so aufgebracht besonders Dom Pedro über diese Antwort werden mußte, so war doch bei der Sache nichts zu ändern; die Nordamerikaner blieben, und sind noch jetzt im ruhigen Besitze der kostbaren Steine; den Dieb soll man einige Monate im Zuchthause behalten, und ihm dann, mit einem kleinen Reisegelde versehen, den Lauspaß in die weite Welt gegeben haben.

Daß die Nordamerikaner überhaupt ein großes Talent zum Stehlen und Betrügen besitzen, wird wohl Niemand läugnen, der diese Nation näher kennt, und Gelegenheit gehabt hat, sie irgendwo — nur nicht in ihrem Lande — genau zu beobachten. Die gemeinere Klasse dieses Volkes vergriff sich, wenn sie sich mit geschäftigem Müßiggange in Rio de Janeiro herumtrieb, nicht selten an kleineren Gegenständen, als Uhren, Ringen, Spangen, Gelbbörsen, Rockschößen

und Taschentüchern; nur die Vornehmen trieben die Sache mehr im Großen. Selten kam es z. B. bei einer der europäischen Nationen vor, daß die Schiffspapiere nicht in Ordnung gewesen wären, aber bei den Nordamerikanern gab es beständig Handel und Prozesse; nie waren die Angaben richtig, welche sie in Betreff ihrer Waaren bei dem Zolle zu machen hatten, und wenn nun die brasilianische Regierung denn einmal von den Mitteln Gebrauch machen wollte, welche ihr mit Recht zu Gebote standen, so beschützte der amerikanische Gesandte die Betrüger, drohte mit Krieg und Repressalien, und setzte bei der großen Schwäche der Brasilianer fast immer seinen Willen durch; ja, die in Rio de Janeiro und Rio grande etablirten Kaufleute derselben Nation machten es zum großen Theil nicht um ein Haar besser, wie die Schiffscapitaine; denn nicht selten entstanden auch mit diesen weitläufige Prozesse wegen Unterschleif und falscher Papiere.

Ein durch Stellung, wie durch Charakter bewährter Mann, welcher viele Jahre in der neuen Welt gelebt, und hier dieses Volk unter mancherlei Beziehungen beobachtet hatte, sagte mir einst: »Legen Sie irgend eine Sache von gar nicht bedeutendem Werthe unter einen Galgen hin, und drohen Sie einem Nordamerikaner, daß er augenblicklich daran aufgehängt werden soll, wenn er den Gegenstand seiner Habgier auch nur mit dem Finger berührt, so wird er es dennoch nicht unterlassen können, das Hingelegte zu stehen, sobald er sich nur einigermaßen sicher glaubt.« — Derselbe erwähnte bei dieser Gelegenheit so mancher Kniffe und Gaunerstreiche, von welchen er Augenzeuge gewesen, daß ich sein Urtheil für richtig annehmen muß, und in meinen Meinungen über den Charakter der Nordamerikaner, wenigstens was diesen Punkt an-

belangt, noch mehr bestärkt wurde. Ein anderer Vorwurf, den man dieser Nation wohl noch zu machen hätte, besteht darin, daß sie einen Jeden, der nicht Kaufmann und nicht in den Freistaaten geboren ist, mit großer Verachtung behandelt. Es bleibt nun freilich wahr, daß fast alle Ankömmlinge in jenem Lande ganz ohne Vermögen, ja oft noch mit den Schulden der Ueberfahrt, — nur mit der guten Hoffnung ausgerüstet, hier ihr Glück machen zu müssen, gierig zusammenströmen; doch kann ich darin keinen Grund auffinden, weshalb man Denjenigen verachten sollte, der, um seine und der Seinigen Lage zu verbessern, das Wagniß besteht, trotz der ihm drohenden Gefahren, eine so weite, ungewisse Reise zu unternehmen. Endlich lege ich den Nordamerikanern noch, um diese kleine Episode zu vervollständigen, zur Last, daß sie die von deutschen Eltern abstammenden, adoptirten Landesfinder bei weitem rücksichtsloser und verächtlicher behandeln, als die, welche brittischen Ursprungs sind, — was durchaus wider allen Verstand, wider alles Gefühl streitet, da man in diesem freien Staate die Engländer, als ehemalige Unterdrücker der amerikanischen Freiheit, eher hassen als lieben sollte; und wenn nun auch die Eingeborenen großmüthig genug gesinnt wären, das Vergangene vergessen zu wollen, so müßten sie wenigstens auch edel genug denken, um unparteiisch dem Einen wie dem Andern gleiche Rechte und gleiche Liebe einzuräumen.

Ende des ersten Bandes.



Interessante Lectüre.

So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Memoiren Mirabeau's.

Geschrieben von ihm selbst, seinem Vater, Oheim und Adoptivsohn.

Aus dem Französischen von Dr. Le Petit.

Erster Band. 8. geh. Preis 1 Thlr. 8 gGr.

Mirabeau ist ohne Zweifel der verwickeltste, aber auch der interessanteste Charakter in dem großen Revolutions-Drama des vorigen Jahrhunderts. Mirabeau, der Sohn der Aristokratie, der Mann des Volkes, der unerbittliche Feind Ludwig's XVI. und Robespierre's, des Throns und der Guillotine, der sinnlich-weltliche Papst, der alle Ereignisse seiner Epoche mit einem Worte seines Mundes lenkte, — Mirabeau, der begeisterungsstrunkene, verzweifelte Spieler an dem großen Pharaonische des Königthums und der Nation, wurde bisher von schlecht unterrichteten und übelwollenden Geschichtschreibern als ein Scheusal, als eine Geißel der Menschheit gebrandmarkt. Dieser Irrthum, der manche bedeutungsschwere Blätter in der Weltgeschichte ausfüllt, wird zum Theil durch diese von ihm selbst, seinem Vater und Oheim geschriebenen Memoiren widerlegt. Wir lernen hier zunächst seine Voreltern kennen; die Epoche Ludwig's XIV. geht in neuen, geistreichen Zügen und Anekdoten an uns vorüber; wir sehen Mirabeau als Kind, als Jüngling, als Privatmann, als Redner und politischer Schriftsteller, als Gesetzgeber und Staatsmann; alle seine geheimsten Gedanken werden in seinem vertrauten Briefwechsel uns vor Augen gelegt, und wir müssen gestehen, Mirabeau war, wenn auch kein guter, doch ein großer Mann, dessen wild bewegtes, ereignisschweres Leben eine der romantischsten Episoden in der neuern Geschichte bildet. Der Herausgeber dieser Memoiren, Mirabeau's Adoptivsohn, der berühmte Rechtsgelehrte Lucas Montigny, dessen Donnerworte noch jetzt oft die französischen Schranken erzittern machen, — verdient für dieses eben so geistreich aufgefaßte als authentisch gearbeitete Werk den hohen Dank der Mit- und Nachwelt. Die gegenwärtige, vom Herrn Dr. Le Petit besorgte deutsche Bearbeitung ist des meisterhaften Originals wahrhaft würdig und der gebildeten Lesewelt mit Recht zu empfehlen. — Das Ganze wird 4 Bände stark.

Queblinburg und Leipzig, im März 1835.

Gottfr. Basse.

